

Edition Phantastikon Miskatonic Avenue Hg. von Michael Perkampus

Miskatonic Avenue

Herausgegeben von Michael Perkampus

Band 1

Miskatonic Avenue Band 1: Weird Fiction & Horrorstories

Erste Auflage

© 2018 dieser Ausgabe EDITION PHANTASTIKON

Keselstr. 21 / 87435 Kempten

© der Übersetzungen bei den jeweiligen Übersetzern

Titelbild: Michael Liberatore

Umschlaggestaltung und Satz: Michael Perkampus

Lektorat: Albera Anders, Michael Perkampus

Alle Rechte vorbehalten

<https://phantastikon.de>

<https://miskatonicavenue.phantastikon.de>

Inhalt

Zum Geleit	7
 Noah Keller	
Das Museum und die Musiktruhe	9
 Tobias Bachmann	
KRYAL – Licht der Gletscher	22
 Brian Evenson	
Das Getöse himmlischer Vögel	43
 Tobias Reckermann	
Machina Obscura	53
 Thomas Ligotti	
Der rote Turm	65
 Erik R. Andara	
Ökonomische Ordnung	77
 Henry Kuttner	
Das Geheimnis von Kralitz	95
 Ulf Ragnar Berlin	
Der Augenzeuge	104
 Lincoln Michel	
Zurückgelassene Dinge	109

Tobias Reckermann & Michael Perkampus	
Das unverlangte Manuskript	119
W. H. Pugmire	
Verstreute Asche	130
C. P. Heynk	
Daefelia	139
Frédéric Boutet	
Visionen des Schweigens	152
Karin Reddemann	
Herrn Berlinis seltsame Sachen	167
Kenneth Goldman	
Das Stundenglas	178
Sascha Dinse	
Hollowbrook	187
Albera Anders	
Die Herberge	201
Michael Perkampus	
Der Gehenkte	209

ZUM GELEIT

Es gibt ein Sprichwort, das besagt, dass alle Wege nach Rom führen. Es stammt aus einer Zeit, in der sich das Römische Reich über die halbe bekannte Welt ausdehnte, und so ist es nicht verwunderlich, dass wirklich alle Wege nach Rom führten. Wenn wir eine Anthologie machen, die den Titel *Miskatonic Avenue* trägt, dann verhält es sich im übertragenen Sinne ähnlich. Im Vorfeld wurde ich gefragt, ob es denn einen Bezug zu H. P. Lovecraft gebe. Diese Frage liegt nahe, schließlich steht Lovecraft für einige Begriffe der Popkultur Pate, die immer dann auftauchen, wenn wir über Horrorstories oder unheimliche Erzählungen sprechen. Alle Wege führen zu Lovecraft, könnte man sagen. Die moderne *Weird Fiction* hat jedoch mehr zu bieten als ewige Anbetung und Nachahmung. Sie besinnt sich wieder auf ihre tiefere Herkunft aus dem Surrealismus, dem Kafkaesken, dem Theater des Absurden, geht hier und da Verbindungen mit dunkler Poesie, der Science Fiction und der Dark Fantasy ein, bleibt aber in ihrem Kern stets atmosphärisch und gespenstisch. Dass diese Art der Erzählung in unseren Breitengraden nie wirklich Fuß fassen konnte ist erstaunlich, bedenkt man, dass die Deutsche Romantik und der Deutsche Expressionismus neben der englischen Geistergeschichte eine Säule des Unheimlichen darstellen. Nicht zu vergessen sind die phantastischen Blätter des *Orchideengarten*, des ersten phantastischen Magazins der Welt, das im Jahre 1919 die Dunkelheit der Welt erblickte. Im Ausland wird das durchaus so gesehen und gewürdigt, nur wir selbst scheinen uns literarisch ins Abseits gedrängt zu haben. Warum das so ist, das soll hier nicht erörtert werden. Stattdessen möchte ich noch einmal auf die *Miskatonic Avenue* zurückkommen. Meine Überlegung war, eine Anthologie zum Thema *Weird Fiction* zu machen, einem Begriff, der nur notdürftig übersetzt werden kann. Im Merriam-Webster-Wörterbuch – einem der meistfrequentierten Wörterbücher weltweit – finden wir folgende Entsprechung des Begriffs: »Von, in Bezug auf, oder verursacht durch ... das Übernatürliche, Magische.« Doch das ist nicht alles. Heute wimmelt es geradezu von Autoren (in den USA), die eine moderne Variante der *Weird Fiction* schreiben. Sie bedienen sich den Elementen, Handlungen und Stimmungen und Tropen des Horrors, der Fantasy, der Science Fiction, der Geistergeschichte, der unheimlichen Erzählung, der Groteske, der Mythologie,

der Kriminal- und Abenteuergeschichte. Eine Erzählung, die mehr als eine dieser Traditionen bedient, wird gemeinhin als *weird* tituliert. Wie gesagt, bleibt eine adäquate Übersetzung auf der Strecke. Und weil das so ist, bot sich *Miskatonic* als Synonym an. Allein der Klang verheißt nichts Gutes. Lovecrafts Fluss ist eine moderne Variante des Acheron, einer der Flüsse der griechischen Unterwelt. Dass ein Fluss eine Grenzlinie bildet, ist eine der ältesten Metaphern der Menschheit. Aber nicht nur das, denn ein Fluss mäandert ebenso durch ein Land, verändert sich, wird laut, wird wieder leise. Das erscheint doch passend für ein Vorhaben dieser Art. Verstärkt wird dieses Bild meiner Meinung nach noch durch eine Straße, die *Avenue*. Man kann sich leicht vorstellen, dass dort allerhand geschehen mag, dass man sehr merkwürdige Dinge beobachten wird, wenn man dort ansässig ist und aus dem Fenster schaut.

Bevor ich Sie nun zu einem seltsamen Rundgang in die vielfältige Welt dieser Anthologie einlade, möchte ich noch betonen, dass hier klassische Vertreter des Genres ganz bewusst mit neuen Strömungen vermischt wurden. Der Zeitstrom mag in unserer Vorstellung eine Rolle spielen, hier bei uns aber ist er ganz und gar nebensächlich.

Michael Perkampus, Kempten 2017

DAS MUSEUM UND DIE MUSIKTRUHE

Noah Keller



Ich durchstreife die Gänge des Museums. Ich muss die Wahrheit wissen. Vorbei an den knurrenden Wasserspeiern und mumifizierten Vampiren, vorbei an den Eidechsen, die in Gläsern, gefüllt mit Formaldehyd, treiben, den fossilen *Nautiliden*, silbernen Insekten, in Bernstein begraben. Hinauf zu den Dachkammern, wo Meere aus Pergament in meinem Wahnsinn herumzuwirbeln scheinen, rissige, staubige Worte, Baumstämme, die nach Zeder und Eiche duften.

Worte in Sprachen, die nur die Toten verstehen, Seiten, die nur vom Licht einiger Glühwürmchen gelesen werden, nur den Entdeckern vergessener Kontinente bekannt, durcheinander geratene, schattige Aufzeichnungen.

Die Worte haben damit begonnen, sich mir zu offenbaren; mein Ehrgeiz kennt keine Grenzen. Im Laufe der Zeit werde ich deine Geschichte kennen. Deine Geheimnisse werden dann ausgebreitet vor mir liegen wie einzelne Proben auf einem Seziertisch.

Es ist Winter in der Stadt. Schnee deckt die Dächer mit einer glänzenden Silberschicht zu, verschleiert die Identität gewisser Straßen, begräbt Kinder auf ihrem Weg nach Hause. Die nackten Statuen blasser Mädchen sind nun gekleidet in ein frostiges Weiß. Im Dachgeschoss ist es kalt. Wie die Ratten baue auch ich mir ein Nest aus Papier, alten Texten, Pergament und Papyrus, Schriftrollen und Palimpsests. Ich zerknülle diese Dinge und stopfe sie unter meinen Mantel. Ich erinnere mich an die Wärme deines Körpers, als ob du anstelle eines Herzens eine kleine Sonne in der Brust sitzen hättest. Wir beide waren Planeten, die sich in der Dunkelheit umkreisten.



Ich werde mich für alle Zeiten daran erinnern, wie du mir das Museum das erste Mal gezeigt hast. Billiger Wein und billige Träume, das Konfetti eines Abends. Verrückte Jugendliche mit den Augen von Gelehrten. Ich jagte dich durch verwinkelte Gassen, über Kopfsteinpflaster und Dächer, durch Tavernen, die voller Rauch waren. Wir gesellten uns zu den ausgelassenen Vergnügungen Fremder. Du ließst deine Hüften kreisen, dein funkelndes Kleid flog ihnen ins Gesicht. Ich hatte versucht, dich festzuhalten, wie du da so verzweifelt schwanktest. Wir liefen durch Nebel und Straßenlichter, Rauchwolken, in Regengüsse hinein. Wir ließen uns gleiten. Wir brachen ein Fenster im Trakt der Skelette auf. Du sagtest: »Hier möchte ich manchmal sein.« Ich staunte über deine Furchtlosigkeit, über dein verwirrendes Lächeln.

Das Museum war der Höhepunkt; die Glaskästen waren noch nicht zerbrochen oder von fettigen Händen beschmiert, wie sie das jetzt sind; weder lag Staub auf den Wirbeln des *Allosaurus*, noch waren die Kieferknochen des *Planicoxa* gestohlen worden. Du nahmst mich bei der Hand und führtest mich durch diese geheimnisvollen Hallen; im Halbdunkel schienen die Monster zu tanzen. Wir bestaunten den massiven Kiefer des *Nothosaurus* und beobachteten die elektrischen Krokodile, wie sie in ihren glänzenden Tanks herumschwammen. Am Diorama mit den vergoldeten Ammoniten bliebst du plötzlich stehen und zogst mich zu dir heran. »Es gibt da etwas, das ich dir zeigen will.« Wir gelangten durch Zimmer, in denen unfassbare Möbel standen, schwer und gebeizt in der Farbe dunkler Biere, durch Kammern mit Silberornamenten, durch Räume voller alter Uhren und Schriftrollen aus bemaltem Papyrus, die die Geschichte der Welt erzählten.

In einem kleinen Zimmer – wenn man nicht genau wusste, wo es sich befand, konnte man es nur schwer finden; vielleicht würde man es für einen Wandschrank oder einen Heizraum halten – stand ein einzigartiges Artefakt unter einer Glasglocke auf einem Sockel. Es funkelte schwach im Schein des Gaslichts. Auf einem verblassten Schild stand: »Musiktruhe: Perthominitische Dynastie, circa 600.«

Das Artefakt selbst bestand aus Azurit, einem blendenden Blauton, der sich dort grün färbte, wo Federn aus Malachit wie Tentakel, bestehend aus Algen, aus der Oberfläche brachen. Über und über waren Meerjungfrauen

und Wellen, die sich in Jaguare verwandelten, in das Material geschnitzt. Eine große Gruppe, aus zweibeinigen Pilzen bestehend, schien mitten in ihrem Tanz erstarrt zu sein.

Ich dachte, du würdest mich gleich küssen wollen: was für ein arroganter Idiot ich doch war. Stattdessen fragtest du: »Möchtest du eine Geschichte hören?« Was sollte ich sagen? Schließlich fasziniert mich alles, was es über die Nacht zu berichten gibt. Alles war ein einziges Rätsel, ein Labyrinth. Du warst die Einzige, die den richtigen Weg kannte. Du warst die Einzige, der ich folgen konnte.

»Wir wissen nur wenig über die Leute von Perth, wir kennen nicht einmal ihren richtigen Namen. Manche sagen, er lautet *Als Seti*; andere behaupten, sie nennen sich selbst *Sthii-Eeth-Sethe*, was bedeutet: »Das Volk der zerbrochenen Steine.«

Aber das waren nur unglaubliche Vermutungen. Ein Gelehrter behauptete sogar, dass der Name dieses Volkes weder in unserer, noch in irgendeiner anderen Orthographie, die uns bekannt ist, niedergeschrieben werden kann. Er sagte, dass der Klang ihres Namens sich anhören würde wie der Wind, der über die getrockneten Blüten einstiger süßer Blumen rauscht. Wir wissen lediglich, dass ihre Augen von der Farbe des Mondes waren. Dass ihre Tempel so gebaut wurden, dass sie, wenn es regnete, zu lebendigen Skulpturen wurden, zu kinetischen Gärten aus Wasser, das in gezielten rhythmischen Melodien einer wässrigen Architektur tropfte und sang.

Ihre Tempel waren mit gefiederten Delfinen verziert, die aussahen, als würden sie schwimmen und fröhlich in den Wellen herumtoben. Kreaturen – halb Jaguar, halb Mensch – kämpften mit riesenhaften Göttern. Orchideen wandten sich um die Säulen herum.

Wir wissen, dass ihre höchste und am meisten verehrte Wissenschaft die des Träumens war, und dass sie viele Elixiere und mechanische Instrumente als Hilfsmittel erfanden, damit sie dieser Kunst nachgehen konnten. Wir wissen, dass ihre Schrift aus in Samtbeutel gehüllten Steinen bestand, deren Form, Farbe und Beschaffenheit, so vermuten wir, den Bestandteilen der Phonetik und Grammatik entspricht. Einige Reisende behaupten, dass die Menschen von Perth sich auf den Rücken von Tigern liebten, oder in Horsten, während eines Gewitters, aber das ist eher unwahrscheinlich.

Traditionell tauschten Liebende untereinander handgeschnittene Musiktruhen aus.

Sonst wissen wir nichts über sie, aber wir wissen, wie ihre Kultur zerstört wurde. Oh, wie viele Berichte wurden über die Feldzüge von Prinz Artemia geschrieben, wie seine Armeen in eisernen Wagen herniederfuhren. Wie er ihre Städte verbrannte und ihre Statuen zu Staub zermalmte. Wie seine Alchimisten Gifte brauten, die sie dann mit riesigen Blasebälgen in die Lüfte pumpten. Wie seine Feinde dem Wahnsinn anheim fielen. Wie ihr Innerstes zu kochen begann. Ihre Felder wurden mit Salz bedeckt. Ihre Tempel dem Erdboden gleichgemacht. Ihre Bibliotheken geplündert. Ihre Steine, die ihre Sprache ausmachten, verstreut, verschachert, bis diese – in Ermangelung einer Ordnung oder Struktur – ihre Bedeutung verloren, und sie nur noch bloße Steine in den Händen hielten. Die gefiederten Delphine, die in ihren Flüssen schwammen, wurden eingefangen, manche von ihnen starben, als die Flüsse austrockneten. Die Jaguarmänner wurden gejagt oder flohen in die Berge; selbst ihre Götter wurden umgebracht. Es wird gesagt, dass es dort nie wieder regnen wird.

Alles, was übriggeblieben ist, ist diese Musiktruhe. Aber es gibt keinen Schlüssel. Sie kann nicht aufgezogen werden. Wir werden sie niemals spielen hören. Manchmal stelle ich mir vor, dass ich den Schlüssel gefunden hätte, wie sie knarzt, wenn ich sie aufziehe, wie sie Rostflocken von sich wirft. Welche sehnsuchtsvollen Melodien bekäme ich zu hören; welche Lieder der Freude?

Du verblüfftest mich damals wie heute. »Ich werde den Schlüssel für dich finden«, sagte ich; das war alles, was ich zu sagen hatte. Du lachtest ein elegantes, vogelgleiches Lachen. Ich versuchte ebenfalls zu lachen, stattdessen erbrach ich mich – dick und gelb. Der Rest dieser Nacht vermischte sich mit anderen Nächten, verrückten Kapriolen, Torheiten und Dachkammer-Begegnungen, kaputten Schlössern und betrunkenen Sentimentalitäten. Auf diese Nächte folgten andere Nächte. Nächte, in denen ich alleine durch die leeren Gänge des Museums streifte, den Geistern zuhörte.



Ich habe dein Tagebuch gefunden, ein kleines Buch mit einem Lederumschlag. Es befand sich unter einem verrosteten Satz Schnitzmesser, in der Nähe des Kamins. Selbstverständlich kann ich mir der Echtheit des Textes nicht sicher sein, schließlich bin ich im Besitz mehrerer Dutzend

Hefte, die alle vorgeben, deine intimsten Gedanken zu beinhalten. Dennoch ist es die Pflicht des Gelehrten, beharrlich durch den Morast zu waten, um herauszufinden, was Gold ist und was nicht.



Als du jung warst, als ich jung war, hast du mich umworben. Mit einem rätselhaften, teilnahmslosen Gesichtsausdruck glitt ich über das Geländer der Wendeltreppe. Mein Gesicht wie eine Skulptur aus blankpolierten Obsidian. Stolz, unabänderlich. Vielleicht war da ein Flackern, Reflexionen meines Lachens in der Weite meiner Rubinaugen? War es das, was dir an mir gefiel?

Du begannst damit, Lebewesen aus Papier zu falten, die so lebensecht wirkten, als ob sie hüpfen, oder flogen, oder glitschten, oder schwammen. Ich würde sie finden: eine Schnecke auf meiner Fensterbank, ein Löwe vor meiner Tür. Eine Eule in meinem Bett, ein Fuchs in meinem Umkleideraum. Zunächst ignorierte ich sie; ich hatte meine Dienstmädchen, die sie fortschafften. Ich hatte viele Verehrer, musst du wissen. Doch bald begannen sie mich zu verfolgen – ich träumte von ihren sich krümmenden Körpern, gehalten von einer gewaltigen Hand, das Papier vom Regen durchnässt, schon nahe am Zerreißen. In Wachvisionen sah ich sie zuckend auf dem Boden der Mülleimer, schreiend vor Schmerz mit ihren zarten, papierdünnen Stimmchen.

Eines Morgens erwachte ich und entdeckte ein Seepferdchen, das sich in meinen Haaren verfangen hatte. Deine Kreationen wurden immer ausgefeilter: Papierschiffe mit zehn Masten, die alle von allein segeln konnten; ein Fluggerät aus Papier, das mit Papierfedern und einem komplizierten Papiergetriebe startete. Es flog dreimal um meinen Kopf und dann in den Himmel hinein. Eine Papier-Nachtigall, die wirklich singen konnte; ihre Stimme klang wie die Seiten eines Buches, die man umwendet.

Eines Tages ließ ich dich in meine Gemächer kommen, ich befahl meinen Zofen, deine Kleider verschwinden zu lassen, und bat dich, auf meiner Couch aus polierten Korallen Platz zu nehmen, während ich für dich eine Harfe spielte, die aus einem lebenden Baum gestaltet wurde. Ich spielte die Sonette von Silith Aayrn und die Balladen von Beth Athul. Eine Kantate geheimnisvoller Sehnsucht. Ich spielte für dich, nur für dich. Wie ein Aal schlüpfte ich aus meinem Kleid und ließ es wie eine leere Wolke auf den Boden fallen. Du rührtest dich nicht. Mit meiner Zunge zeichnete ich jede Kontur deiner Haut nach, jede empfindliche Stelle, jede Kurve und jeden Win-

kel. Ich hätte tausend Atlanten mit all den aufgefundenen Geheimnissen füllen können. Wir versuchten, uns selbst zu vergessen, zu krümmen, zu brechen. Ich krümmte mich auf dir und kratzte, unsere Haut war wie Sandpapier, wie Obsidian und Jade. Ich machte Puder aus dir und beobachtete deinen silbernen Staub, wie er in wirbelnden Stürmen in die Ecken des Raumes geblasen wurde. Dein Körper war zerbrechlich wie ein angeschwemmter Baum; jede Bewegung schien dich zu überraschen, gab dir Lust und verursachte dir Schmerz. In dieser Nacht träumte ich von einem Fluss, der sich über die Weite des Himmels bog, beide wussten sie nicht, dass sie in unserer Welt unwiderruflich an die Erde gebunden waren.



In einer alten Zigarrenkiste, in einem Bücherregal aus Elfenbein, das hinter ein mottenzerfressenes Sofa geschoben wurde, entdeckte ich eine Karte. Es handelt sich um die Aufzeichnung einer Reise, die du einst unternommen hattest. Öffne ich sie, strömt mir das markante Aroma von Mandeln entgegen, was wiederum andere Erinnerungen anstößt, das Knarren eines Holzfußbodens in einem bestimmten Kaffeehaus, in einer Stadt am Meer. Manchmal bist du dabei, manchmal bin ich alleine. Das Blau des Ozeans ist wie ein Band auf die Kleider meiner Erinnerung genäht. Aber in welcher Stadt?



Die Karte ist alt; eine Ecke wurde vom Feuer versengt, eine andere vom Schimmel verzehrt. Es scheint Tinte ausgelaufen zu sein, bildet ein wildes Durcheinander an Linien. Inseln und Fjorde, Buchten und Zuflüsse, Flussmündungen, die ihr Drachenmaul geöffnet haben, spucken ihre feurigen Deltas in die Weite des Meeres. Wie ein verheddertes Fischernetz bedecken die sich durchkreuzenden Linien alles. Sie erzählen von alten Handelswegen und dominanten Winden, von Strömungen und Wirbeln, Fahrrinnen zwischen wrackübersähten Riffen, der Wanderbewegung singender Tintenfische. Unter all dem folge ich deiner Reise. Die Karte enthält keinen Hinweis auf dein Schiff, so dass ich nicht weiß, wie ich mir dich vorzustellen habe: als Kapitän einer Feluke oder einer Dau, als Ruderer einer Trireme, als Steuermann einer Dschunke? Nach was hieltst du Ausschau, als

du nach Norden unterwegs warst, durch die Bucht von Kes in das Morliani-sche Meer hinein gesegelt bist? Warst du auf Schatzsuche? Warst du auf der Suche nach einer Truhe voller Gold, versteckt unter Korallensand? War es vielleicht Rache? Die Karte schweigt sich über deine Motive aus, als du dem Thevrianischen Flussbett folgtest, als du das Kap der Bitteren Trauer umrundetest, Kurs Nord-Nordwest in dieser unendlichen Weite des namenlosen Ozeans. Warum hast du dich im Kreis gedreht? Warst du auf der Suche nach einer Insel, die nicht in dieser Karte verzeichnet ist? Oder nach alten Tierarten oder dem großen Leviathan? Nach einer herabhängenden Qualle, die dir die Antwort auf ein verzwicktes Rätsel geben konnte? Oder packte dich ein Sturm mit seiner Faust aus Regen und Wind und warf dich weit fort von deinem Kurs? Oder wurdest du verrückt, in die Irre geführt von einem schimmernden Trugbild, einer Schar von Engeln mit grüngoldenen Schuppen, die unter deinem Bug schwammen? Oder gab es eine Meuterei? Schweigsame, dumme Karte! Du deutest alles nur an, sagst mir aber nichts. Weder bist du so glatt wie ihre Haut, noch kräuselst du dich mit flüsternder Sanftheit um mich herum, um mich vor der Welt zu bewahren.



Habe ich dir schon gesagt, dass sie das Museum endgültig schließen werden? Dieser alte Ort ist vor langer Zeit schon zu einer Ruine zerfallen; es kommen kaum mehr Leute in diesen Teil der Stadt. Gelegentlich verirrte sich an einem regnerischen Sonntag ein neugieriger Spaziergänger, um über die schlafenden Statuen nachzudenken, oder um amüsiert die ungleichmäßigen, zweischaligen Muscheln zu betrachten. Erinnerst du dich an die Küsse hinter dem Diorama, das den Lebensraum des Turmelianischen Nilpferds abbildet? Der Geruch von Leim, deine Lippen wie Schmetterlinge, hieltst du dich an meinen Hüften fest, um nicht davonzufliegen.

Der Navigator wird fahrlässig; deine Reise führt in Teeflecke hinein. In einer anderen Ecke der Karte scheinst du den Hafen von Cavaldo erreicht zu haben. Mit zierlicher Handschrift, die ich als deine erkenne, findet sich folgende Notiz: *Nahm einen Frachter, Pfeffer und getrocknete Feigen, verlor drei Männer meiner Besatzung an Huren und Alkohol. Sie werden mir nicht fehlen.*



Du hast mich einst geliebt, oder stimmt das etwa nicht? Diesen peinlichen Jungen, diesen schneidigen jungen Mann? Oder war das alles nur eine Art Spiel? Verblendung? Vielleicht habe ich den verhängnisvollen Hinweis verpasst? Erinnerst du dich an die vierte Etage des Museums, wie wir den Samtvorhang in die Grabkammer des Tulth Etha hinabgerutscht sind?

Erinnerst du dich daran, wie wir im Flackern der Taschenlampe die mumifizierten Körper armdicker Würmer neben ihm entdeckten, die gläsernen Blutegel, die man in die Höhlen seiner Augen gelegt hatte? Sein Sarkophag war aus einer Austernschale gefertigt, mehrere Meter lang.

Die Welt schien zu blinzeln. Wir schienen so unglaublich allein zu sein in diesem Museum und in dieser Dunkelheit. Der Duft von altem Weihrauch hing noch in der Luft. An den Wänden hingen Wandteppiche, die Flüsse zeigten, Götter mit Skorpionschwänzen und Köpfen von Tigern. Schnitzereien von Geistern. Im Licht der Taschenlampe hattest du deine Kleider ausgezogen, dich zur Wand gedreht und jedes Detail dieses schweren Stoffes mit deinen Handflächen untersucht. Ich hielt dich an der Taille fest. Du warst schlank wie ein Wasserfall, der nur aus Schatten besteht. Mit meinen Händen spürte ich den vertrauten Hieroglyphen deines Rückens nach: weiche Falten, Sommersprossen in Form eines Viertelmondes, verletzliche Narben. Ungeschickt kamen wir zusammen, unsere Haut kratzte wie Pferdehaar, das über ungestimmte Saiten gezogen wird, wir löschten einander aus, schaukelten sanft, dann heftiger. Ich ließ die Taschenlampe fallen und ihr Licht flackerte, hob sich und senkte sich mit unserer Leidenschaft, verschlang uns mit Dunkelheit.

Wir schliefen auf dem Boden ein, in einem Gewirr aus Decken und Staub. Als ich erwachte, warst du fort. Das war das letzte Mal, dass ich dich gesehen habe. Ich starrte eine Weile in das halbverrottete Gesicht Tulth Ethas, ein König, ein Priester, ein Prinz vielleicht. Da lag etwas Wissendes in seinem knöchernen Grinsen, aber er gab mir keine Antwort.



Der Tod eines Museums ist ein langsamer Tod. Fördergelder laufen aus. Die mit Kohle beheizten Öfen funktionieren nicht mehr. Rohre frieren ein und platzen. Flüsse fließen auf dem Boden herum. Schimmel blüht auf alten Wandteppichen. Die Kinder aus der Nachbarschaft haben damit begonnen, die Scheiben der Fenster einzuschlagen, eines nach dem anderen. Sie halten Zielübungen ab, schleudern Steine aus selbstgebastelten Steinschleudern. Sie haben ein ganzes System von Wetten ausgearbeitet, basierend auf der Größe des Fensters und der Entfernung vom Boden. Ich höre sie lachen, wie sie sich gegenseitig anstacheln. Das Museum ist jetzt den Elementen ausgeliefert. Der Frühling bringt Regen und die Samen der Pustebumen, die inmitten der künstlichen Fauna des Mesozoikums Wurzeln schlagen. Ein paar Zaunkönige haben ihr Nest im Schädel des Stegosaurus gebaut. Eine Mäusefamilie hat mittlerweile damit begonnen, sich ein Zuhause in der Sägemehl-Füllung eines Einhorns zu schaffen, einst der Stolz der Sammlung des Museums. Es ist nicht leicht, Zeuge all dessen zu werden, aber schwerer noch ist es, das Bröckeln der zarten Architektur der Erinnerung zu spüren. Ich sehe dein Gesicht nicht mehr klar vor mir. Da ist kein eindeutiger Zusammenhang mehr. Deine Eigenschaften sind wie Wasser. Von unserem gemeinsamen Leben bleiben nur noch die vagen Vorstellungen von Kaffeehäusern, der Tische dort, dem Aussehen einiger Straßen, Zäunen, einem Hügel, der in den Himmel ragt. Elegante Speisesäle mit Tischen aus Glas, Kronleuchter, die wie Städte gebaut sind, Kellner in schwarzen Klamotten, und Aperitifs, die in silbernen Gläsern serviert werden. Was gibt es sonst noch? Ist da noch mehr? Ein Zimmer, in dem es stets kalt ist; eine Vorstellung davon, dass wir irgendwas teilten.

Heute habe ich einen weiteren Text entdeckt, der einer Schar junger Ratten, die ihr Nest in einer kaputten Uhr hatten, als Decke diente. Sie hatten bereits damit begonnen, an ihm zu nagen. Die Handschrift stammt eindeutig von dir.



Ich wanderte umher – was sollte ich sonst tun? Ich habe Städte aus Glas gesehen; es sah so aus, als flössen sie über die Erde, Echokammern für die Sonne. Ich habe Städte aus Korallen gesehen, Städte ganz aus Sand, Städte unter der Erde. Ich verliebte mich in einen Fluss, in einen See, in einen Tänzer. Seine Bewegungen wa-

ren so sicher wie die der Planeten, obwohl seine Umlaufbahnen unberechenbar blieben, losgelöst von jedwedem Zentrum. Sein Haar war wie der Farn eines tiefen Waldes. Als wir uns liebten, wirkte er unbeholfen; er verlor all seine Anmut wie ein spröder Zweig. Wir küssten uns an Gebirgsbächen und flüsterten die Wärme von Geheimnissen in rattenverseuchte Räume hinein.

Dinge, die eigentlich klar waren, wurden nebelig, wurden stumpf und rostig. Bin ich schon einmal hier gewesen? Diese Straße kommt mir bekannt vor: die Art und Weise wie mein Pferd den Staub aufwirbelt; die Art und Weise wie sich die Bäume biegen, die Sonne blockieren; die Art und Weise wie sich der Dunst kringelt. Habe ich in dieser Schlacht gekämpft, dich mit diesem Schwert durchbohrt? Kannte ich dich einst?

Ich habe zu viele Liköre gekostet, Getränke des Deliriums, Obstbrände, aus verwesenden Früchten gebrannt, Weine eines himmlischen Jahrgangs – und immer noch ist die Zeit die verderblichste Substanz. Ich suchte nach einer Methode, ihre Auswirkungen zu bekämpfen. Um über meine Vergangenheit zu verfügen, meinen Weg zu finden. Als ich der Stadt Baith den Rücken zukehrte – die Erinnerungen an ihre spiralförmige Kathedrale verblasste bereits wie die Herbstblätter des Cearien-Baumes – wollte ich jedoch auf keinen Fall den Winter vergessen, in dem ich täglich vom Geläut der Glocken von Cesith Murn geweckt wurde, unsere Glieder ineinander verschränkt, komplizierte Landkarten auf die Scheiben unserer Fenster geätzt. Ich nahm eine Halskette, die du getragen hattest, eine einzelne Perle auf einer seidenen Schnur, und steckte sie mir in den Mund. Kalt rutschte sie meinen Schlund hinunter; jetzt konnte ich sie in mir spüren, in Sicherheit, ein unwiderrufliches Artefakt der Erinnerung – Beweis einer Vergangenheit.

Ich schluckte alles, von dem ich glaubte, ich könnte es vergessen. Eine Gitarre, die ein Kind auf den Straßen von Balacla spielte, ihre Noten flatterten wie Tauben um die Schornsteine herum; einen Fisch, der im algengrünen Wasser eines verlassenen Brunnens flimmerte, wo wir saßen und dem Spiel der Schatten zusahen. Ich verschluckte einen Fluss in Alboroa, dessen alblaugelbes Wasser über den Ruinen gewaltiger Statuen schäumte. Einen Sonnenuntergang, der den Palast von Sel Amri entflammte, lang genug, um einen Kuss auf unseren Lippen brennen zu lassen, um ihn zu entfachen und vergehen zu lassen.

Ich wuchs und wuchs, wurde so groß wie ein Haus, ein Palast, eine Kathedrale. Meine Haut, bereits dick wie Leder, wie Schlamm, wurde wie Stein – wurde wie eine Mauer. Erinnerst du dich nicht daran, wie ich dich verschluckte? Es genügte nicht, jeden Platz zu verschlingen, an dem wir einst gelebt hatten, die Bettlaken, die Fär-

bung des Lichts, den Dampf jeder einzelnen Tasse Tee, die wir zusammen getrunken hatten. Auch ich brauchte dich. Es ist nicht mein Wunsch, dich zu vergessen. Ich bin dein Museum. Dies sind die verdrehten Reste unserer Liebe. Aber man kann nicht gleichzeitig ein Mensch und ein Gebäude aus Stein sein. Wisse, dass ich mich nach dir sehne, genauso wie du dich nach mir sehnst.



Ich untersuche die mumifizierten Körper der Thermetischen Fledermäuse. Halbherzig fegte ich den Taubenmist von den Statuen der Sorgenvollen Jungfrau und der Tanzenden Krabbe. Ich kann nicht länger die Blüten der purpurnen Algen eindämmen, die in den Tanks der fluoreszierenden Seepferdchen wuchern. In einem Anfall von Wut zerquetschte ich die Schale der aeronautischen Strandschnecke; es war das einzige bekannte Exemplar seiner Art. Ich erinnere mich, wie du stundenlang in ihren Anblick versunken warst, die lichtdurchlässige Architektur ihrer Schale studierend, die aus himmelblauem Glas bestand. Ich kehre zum Dachboden zurück. Zwischen den überall verstreut liegenden Fläschchen, in denen der Sythische Wurm im Larvenstadium gehalten wird, läuft Formaldehyd auf die Baupläne von Luftschiffen, unter einem Baumstamm, auf dem Sporenproben, die von einer Expedition zu einer vergessenen Insel stammen, wuchern, katalogisiert gemäß der Bewegung ferner Planeten, zwischen Alphabeten, in Träumen gelernt – in einem kleinen Heft, nicht größer als meine Hand, fand ich einen weiteren Text. Das macht mir keine Freude. Ich sehne mich nach deiner Berührung, das feste Gewicht deines Körpers. Trotzdem habe ich den Text natürlich gelesen. Die Hälfte der Seiten ist verbrannt.



An dem Tag, als sie meine Mutter von mir nahmen, vertraute sie mir ein Geheimnis an. »Begraben in der Ecke unserer Hütte, zwischen Tonscherben, unter dem ganzen Saatgut und Getreide, gibt es eine Musiktruhe, die mir dein Vater vor sehr langer Zeit anvertraute. Ich habe sie für dich spielen lassen, als du in deiner Rindenwiege schaukeltest. Erinnerst du dich? Und schon warst du eingeschlafen. Das war, als dein Vater noch am Leben war, weit vor der Krankheit und vor der Regierungszeit des Prinzen Artemia.«

»Ja«, sagte ich, »die Musik hörte sich an wie Regen, als würde es in mir regnen.«

Meine Mutter war seit sieben Tagen fort, als man mir sagte, ich würde weit in den Norden mitgenommen, um eine Bedienstete in einem großen Haus zu sein. In dieser Nacht grub ich in der Ecke unserer Hütte, indem ich die Erde mit einem Stock fortkratzte. Ich riss an den Sedimentschichten, meine Fingernägel strotzten nur so vor Schmutz. Die Musiktruhe war in ein Stück Sackleinen eingewickelt. Es dauerte die halbe Nacht, bis ich sie daraus befreit hatte.

Und sie war so, wie ich mich an sie erinnerte, blauer Azurit, gemischt mit dem herrlichen Grün des Malachit, aus dem die Federn, die aus der Oberfläche brachen, bestanden. Die Truhe war voller geschnitzter Meerjungfrauen, Wellen, die sich in Jaguare verwandelten, Geschöpfe, halb Pilz, halb Mensch, die aussahen, als würden sie tanzen und sich nach einem archaischen Ritus bewegen.

Der Schlüssel fehlte. Ich wühlte im Dreck, grub tiefer, durchkämmte die Erde. Aber ich entdeckte keinen Schimmer von Silber. Ich konnte den Schlüssel nicht finden. Die Truhe würde niemals wieder aufgezogen werden. Die Musik würde niemals wieder ertönen. Ich hatte keine Zeit zu verlieren; die Männer würden jeden Augenblick kommen. Sollten sie die Musiktruhe finden, würden sie sie zerstören, genauso wie sie unsere Tempel zerstört hatten und unsere Götter in den Schmutz traten. Genauso wie sie unsere Flüsse vergiftet hatten; die waren nun voller Fische mit aufgeblähten Bäuchen, die vor Pusteln starrten und gelbe Tränen weinten. Das Gift war überall. Die Rübenfelder stanken verrottet; Würmer hatten ihre Labyrinth in den Ebel-Baum gefressen; die Blätter der Sillel-Beere wurden schwarz und starben; selbst der Regen schmeckte nach Tod.

Würde ich je die Tage vergessen, an denen ich durchs Dickicht und über die Felder streifte, um die Pflanzen zu sammeln, die meine Mutter für ihre Färbemittel brauchte? Erlen, Flechten und Flieder; Löwenzahn, Blutwurz und Birke. Die Nächte, in denen mein Vater silberne Makrelen vom Wehr mit nach Hause gebracht hatte, Salzkristalle glitzerten in seinem Bart.

Ich konnte das alles nicht einfach hinter mir lassen, ich konnte es aber auch nicht mit mir nehmen. Ich saß am ausgebrannten Feuer, meine Gedanken kreisten wie Krähen. Ich konnte ihre Stiefel bereits hören. Ich war verzweifelt. Ich weiß nicht mehr, warum ich tat, was ich tat, warum ich mich auf den schlammigen Boden legte, den Kopf nach hinten geneigt. Ich nahm die Musiktruhe in meinen Mund und schluckte sie hinunter. Ich würgte, erbrach heiße Galle, aber sie schlitterte hinab, kaltes Metall und Stein. Sie schmeckte nach dem Meer, nach saftigem Waldhumus,

nach spröden Kiemen und Wiesenkuppen, nach den Pfifferlingen des Herbstes. Nun war mein Zuhause in mir. Nun konnte es niemals mehr von mir genommen werden. Sie fesselten meine Hände und brachten mich zu einer ihrer Maschinen, einem großen Insekt aus Eisen. Sie klapperte inmitten einer Aschewolke. Sie summte in Rost und Blut. Innerhalb der Maschine befand sich eine große Kammer, die bereits mit Kindern überfüllt war. Die Reise in den Norden war die längste an die ich mich erinnern kann.



Ich finde den kleinen Raum, den du mir vor so langer Zeit gezeigt hast. Ich untersuche die Musiktruhe unter ihrer Glasglocke. Spinnweben hängen an der oberen Ecke. Milben parodieren auf der Oberfläche wie kleine Eroberer. Sie huschen in und aus den Öffnungen des rostigen Zylinders. Wie dumm ich doch war, zu denken, ich hätte den Schlüssel gefunden, den du auf jedem Kontinent gesucht hast, auf dem Grunde eines jeden Meeres, zu denken, ich hätte die Einsamkeit vertrieben, die dich genauso verzehrte wie mich. Welch ein Idiot, Welch ein Narr ich doch war. Zu denken, ich hätte die Federn der Erinnerung aufgezo-gen, den Rost aus dem Getriebe verbannt, vier vergessene Lieder daraus hervorgebracht.

Meine Erinnerung an dich beginnt zu verblassen. Die Zimmer, die wir teilten, unser Bett wie ein tropischer Kontinent auf der arktischen See, Decken wie Schichten der Atmosphäre, unsere Körper, die sich hinein und daraus hervor wandten wie Wolken. Das Treibhaus eines Dschungeldachs, ineinander verschlungen und in den Armen alter Reben. Manchmal flattert ein Vogel gegen mich.

Ich erinnere mich nicht mehr länger an das, was unsere Liebe ausmachte. Im Schmetterlingstrakt stürzt bereits die Decke ein; Gipsstücke übersäen den Boden. Einige Motten mit ihren skelettierten Flügeln sind in die Schmetterlingskästen gekrochen und haben damit begonnen, ihre Kokons zu spinnen. Es ist seltsam zu sehen, wie die Lebenden und die Toten ihren Wohnsitz so freundschaftlich miteinander teilen. Irgendwie sind einige wilde Hunde in die erste Etage eingedrungen; sie halten ein tägliches Wettknurren mit den ausgestopften Hyänen ab. Die elektrischen Krokodile sind entkommen und brüten bereits in der Wärme des Kellers.

KRYAL - LICHT DER GLETSCHER

Tobias Bachmann



Es ist bereits früher Abend, als ich mit einem Glas Blauen Zweigelt vor die Hütte trete, um meine Pfeife zu entzünden. Kalt ist es hier im Schatten der Berge und ich stelle das Weinglas auf dem schmalen Grat des Holzgeländers ab, um meine Jacke zu schließen.

Ich befinde mich exakt 2121 Meter über dem Meeresspiegel der Adria. Hier, im Hinterbichler Dorfertal im östlichen Tirol, liegt die Johannishütte; quasi am Fuße des Großvenedigers.

Wie automatisch fällt mein Blick auf den Gipfel, der majestätisch über mir droht. Schneebedeckt erzählt er mir vom gottgleichen Licht der Gletscher, das türkis zu schimmern vermag, betrachtet man den Gletscherschnee von einem bestimmten Punkt aus. Ich weiß das, denn ich habe das schon einmal gesehen. An der Steinmarkierung des Mullwitz-Aderl muss man stehen, will man das Licht der Gletscher sehen. An der spätesten Anseilstelle des Berges.

Vier Monate ist das erst her. Man sollte meinen, dass ich mich an jede Einzelheit entsinnen könnte. Doch in meiner Erinnerung verblassen die Strapazen des Aufstiegs. Was bleibt, ist der Blick vom Gipfel und das Licht der Gletscher.

Und natürlich das Grauen des Abstiegs.

Müde paffe ich von meiner Pfeife, koste den würzigen Rauch, der zum Vertreiben der Rauhnachtgeister brauchbar gewesen wäre, und denke darüber nach, dass überhaupt alles an diesem Ort nur eine Frage des richtigen Punktes ist. Es kommt immer darauf an, wo man steht.

Der Großvenediger ist mit 3657 Meter der höchste Berg Salzburgs und der Hauptgipfel der Venedigergruppe in den Hohen Tauern am Alpenhauptkamm. Wieder blicke ich nach oben, zum Gipfel hinauf und beobachte den Schattenwurf der umliegenden Bergmassive.

»Die Sonne geht unter«, sagt Gummler, der nun auch aus der Hütte gekommen ist, um den Anblick zu genießen. Gummler ist mein Bergkamerad. Freund aus frühester Jugend. Gott, was haben wir nicht schon alles erlebt? Welche Berge der Alpenregion hatten wir noch nicht bezwungen?

»Wer es einmal gesehen hat, möchte es wieder erleben, nicht wahr?«, sage ich und weiß, dass Gummler hinter mir nickt. Wir reden nicht viel miteinander, verstehen wir uns doch blind. Gegenseitig haben wir uns bereits so manches Mal das Leben gerettet. Niemand wäre ohne den anderen hier. Zwischen uns herrscht eine vertraute, aber nie ausgesprochene Dankbarkeit, die bis an unser Lebensende gelten würde.

Ansonsten sind wir grundverschieden, aber auf dem Berg, da ergänzen wir uns.

»Jetzt gleich ist es soweit.« Gummler ist nun neben mich getreten und beide blicken wir hinauf zum Großvenediger.

Dann endlich geschieht es: Direkt oberhalb der Schattengrenze beginnt das Alpenglühen. Der Gipfel ist regelrecht dramatisch beleuchtet, als würde Gott selbst das Licht dimmen. Nur wenige Sekunden lang ist dieser Effekt tieforangefarbener Gipfelglut zu beobachten. Kurz darauf sinkt die Sonne und steht nicht mehr senkrecht zum Gipfel, was die sogleich verblassende Farbintensität wissenschaftlich erklärt. Das Alpenglühen währt nur kurze Zeit.

»Es heißt, nur währenddessen könne man dem Tatzelwurm angesichtig werden«, sagt Gummler.

»Der Tatzelwurm«, sage ich und schnaube verächtlich aus. Sagen vom Tatzelwurm gibt es viele. Er ist der Grund, warum wir hier sind. Der Legende nach handelt es sich dabei um drachenähnliche Tiere, die vor vielen Hundert Jahren die Alpenregionen unsicher machten. Der Tatzelwurm zerstörte Dörfer und Siedlungen, fraß Pilger und Wanderer und zum Nachtsch die schönen Sennerinnen auf den Almen.

»Mit dem Tatzelwurm verhält es sich wie mit allen Spuk- und Sagenge-
stalten«, sage ich. »Es gibt keinerlei Beweis für seine Existenz.«

»Aber ist das bei Gott etwa anders?«, kontert Gummler. »Glaube – gleich an was – ist stets ethischer aber existenzieller Natur. Wie viele Menschen haben bereits für einen Gott getötet, weil sie vom Glauben an ihn besessen waren?«

»Jaja«, winke ich ab. Wir haben diese Diskussion schon zu häufig geführt. Das mit dem Glauben und seinen Opfern ist jedoch nur ein anderes trauriges Kapitel der Menschheitsgeschichte. Der Mensch aber, um den es in dieser Geschichte geht, hat nicht getötet. Nachdem er nur verlacht und auf Unglauben gestoßen ist, hat er seinen Mitmenschen den Rücken zugekehrt und hat den Großvenediger bestiegen. Das war vor vier Monaten gewesen und seitdem hat ihn niemand mehr gesehen.

Und genau deshalb sind Gummler und ich hier. Wir waren diese Mitmenschen und jener, der zurückging, um wenige Stunden nach dem Abstieg erneut auf den Berg hochzugehen war Carsten Sprengel – unser drittes Rad am Wagen, wenn man so wollte.

»Morgen früh geht es los, mein Freund«, sage ich und klopfe meine Pfeife aus. »Wir sollten langsam zu Bett gehen.«



Sprengel hatte behauptet, dem Tatzelwurm begegnet zu sein. Zu dritt waren wir auf den Großvenediger gestiegen, begleitet nur von den üblichen Strapazen und Beschwerden, mit denen man bei einer schneebedeckten Besteigung eines Dreitausenders zu rechnen hat.

Der Großvenediger verfügt über einen sehr vergletscherten Hauptgipfel und im Sommer muss man schon ein wenig schauen, wo man hintritt, aber im Winter waren die Gletscher recht risikoarm.

Heimtückisch indes waren plötzlich aufkommende Nebelfronten. Eine solche überraschte uns beim Abstieg und sorgte letztlich dafür, dass Gummler und ich von Sprengel getrennt wurden. Da wir alle mit einem Seil miteinander verbunden waren, hatten wir damit nicht gerechnet und es war ein schauriger Moment, als Gummler plötzlich rief, dass Sprengel nicht mehr da sei. Zunächst dachte ich, Sprengel habe selbst das Seil von sich losgemacht, aber das Seil war durchtrennt worden, als habe man es durchgebissen.

Natürlich haben wir ihn gesucht. Trotz des Nebels sind wir noch einmal zurückgegangen, bergauf. Unablässig haben wir seinen Namen gerufen, ohne je eine Antwort zu erhalten. Bevor wir selbst Gefahr liefen, uns zu verlaufen, beschlossen wir nach drei Stunden des erfolglosen Suchens, ins Tal zurückzukehren.

Gemeinsam erreichten wir die Johannishütte und bezogen Quartier, immer darauf wartend, dass der Nebel sich verzog und Sprengel auftauchen würde.

Er tauchte tatsächlich auf, am nächsten Tag. Er musste die Nacht auf dem Berg verbracht haben und es grenzte an ein Wunder, dass er überhaupt noch lebte. Eigentlich hätte er erfroren sein müssen. Seine Ausrüstung war nicht für eine Übernachtung ausgelegt gewesen. Proviant hatte er keinen bei sich gehabt.

Als wir ihn fragten, wie es ihm ergangen sei, behauptete Sprengel tatsächlich, der Tatzelwurm habe ihn geholt. Er habe ihn in seine Höhle verschleppt und sei wieder zur Jagd aufgebrochen. In der Höhle habe sich Sprengel von Menschenfleisch ernährt, das der Tatzelwurm noch nicht verspeist hatte. Erst dann sei er geflohen, habe sich jedoch hoffnungslos verirrt und sei daher erst jetzt hier hinabgekommen, nachdem der Nebel sich verflüchtigt hatte.

Und wie wir gelacht haben über Sprengels Phantasmagorie. So sehr haben wir gelacht, dass Sprengel wieder bergauf marschiert ist. Er wolle uns den Beweis bringen. Den Tatzelwurm gäbe es wirklich und dergleichen hatte er gebrüllt und war nicht wiedergekommen.

Natürlich wollten wir ihn suchen, doch ein Unwetter hielt uns davon ab. Man überzeugte uns, dass es zwecklos wäre, und schon eine Woche später gab man schließlich auch die professionelle Suche mit Pistenraupen und Hubschraubern auf.

Sprengel war verloren. Gummeler und ich lebten fortan mit einem Gefühl des Unbehagens, dem Gefühl, an alledem schuld zu sein.

Schuld.

In Gottes Namen.

Des Unglaubens wegen.



In der Nacht zieht ein schweres Unwetter von fast biblischer Gewalt auf. Der Donner rollt über die Berge, und Blitze stechen wütend auf die Welt ein. Am nächsten Tag ist nahezu jeglicher Schnee im Tal verschwunden. Nur oben an den Gipfeln, dort wo das Licht der Gletscher blaut, dort bleibt es weiß.

»Das ist alles grober Unfug«, weiß der Hüttenwirt, als er mitbekommt, dass wir uns beim Frühstück über den Tatzelwurm austauschen. »Dies scheue Alpentier mag es gerne trocken. Man findet den Tatzelwurm auf den Almen, aber nicht hoch droben am Gletscher!«

»Wir glauben ja auch nicht daran, ihn zu finden. Wir wollen nur herausfinden, was mit unserem Kameraden geschehen ist«, sagt Gummler.

»Carsten Sprengel hatte behauptet, der Tatzelwurm hätte ihn geholt«, erkläre ich, während ich meine Ausrüstung überprüfe: Bergseil, Hüftgurt, mehrere Reepschnüre unterschiedlicher Länge, diverse Karabiner, Pickel, Steigeisen, Eisschraube und Bandschlinge; neben dem Proviant, die technische Standardausrüstung für unser Vorhaben.

Der Mann, dem die Aufsicht über die Johannishütte obliegt, beobachtet mich dabei und nickt gedankenverloren. »Ich erinnere mich«, sagt er. »Eine schlimme Geschichte war das.« Dann schüttelt er energisch den Kopf. »Ihr werdet euren Freund nicht finden.«

Gummler, der mit seinem Ausrüstungscheck fertig ist, verlässt wütend aber wortlos die Hütte. Während ich meinem Freund nachblicke, sage ich: »Und wenn es nur Spuren sind, die darauf deuten, dass er im Gletscher umkam. Damals war Winter, jetzt hält der Frühling Einzug. Irgendetwas werden wir finden.«

»Eher noch den Tatzelwurm«, sagt der Hüttenwirt und nimmt eine Priese Schnupftabak.

Wortlos raffe ich meinen Rucksack, die Seile und die Karabiner zusammen. Ich öffne die Tür, doch der Hüttenwirt ruft mich noch einmal zurück. Ich mache den Fehler und drehe mich zu ihm um.

»1935 hat die Berliner Illustrierte ein Foto des Tatzelwurms veröffentlicht. Vermutlich eine Fälschung. Dennoch: Hundertfünfzig Mark wurden seinerzeit als Belohnung für einen Beweis des Tatzelwurms ausgelobt. Die Jagd war groß. Gleich der großen Jagd am Untersberg in Berchtesgaden.« Er lacht hohl. Verachtung schwebt in der Luft. »Aber die Razzia auf den Tatzel-

wurm blieb ergebnislos. Niemand hat das Geld bekommen. Es gibt ihn nicht.«

»Mein guter Mann«, sage ich, »wir suchen nicht den Tatzelwurm, sondern eine Leiche. Habe die Ehre.« Mit Wucht werfe ich die Tür hinter mir zu und ärgere mich, dass es nicht so laut knallt, wie es meiner Stimmung entspräche.

Im Ansatz denke ich mir, dass sich Sprengel damals ähnlich gefühlt haben muss. Verlacht wurde er von uns, und genau wie jetzt, nicht im geringsten ernst genommen. Man mag dergleichen im Rahmen einer gewöhnlichen Situation verkraften. Doch wenn man die Nacht über ohne passable Ausrüstung auf einem Berg zubringen musste, dann spielte einem die eigene Fantasie mitunter streiche. Nach einer solchen Nacht im Tal anzukommen, um sogleich der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden, da überlegt man sich gleich, wen man weiterhin zum Freund haben möchte. Den Menschen, oder gar einen fiktiven Tatzelwurm.

Fakt war noch immer: Irgendetwas war mit ihm dort oben auf dem Berg passiert.

In voller Montur wartet Gummeler auf mich. Die Luft ist kalt und der Atem kondensiert in kleinen Dampfwolken, die sich kaum auflösen, so hoch ist die Luftfeuchtigkeit, so dicht der Nebel.

Gummeler, Sprengel und ich haben gemeinsam die Eiger-Nordwand bezwungen. Wir waren auf dem Matterhorn und auch das Teufelshorn war, mit Ausnahme des Zustiegs vom Südost-Gipfel der Glocknerwand, nicht sonderlich beschwerlich verlaufen. Aber im Vergleich zu alledem ist der Großvenediger ein Kinderspiel, sind doch alle Normalaufstiege auf den Großvenediger technisch relativ einfach. Nicht einmal Steigeisen sind vonnöten, um den Gipfel erklimmen zu können. Allerdings führen die Hochtouren über spaltenreiches Gletschergelände. Unter anderem ist man von guten Sicht- und Wetterverhältnissen abhängig, da man die Spalten teilweise nur schwer erkennen kann. Auch bei Skitouren stellt der Gletscher eine Gefahr dar. Sommer wie Winter stürzen unvorsichtige Bergsteiger und Skifahrer in teils über zwanzig Meter tiefe Gletscherspalten, die nicht breiter als eineinhalb Meter sind. Die Wahrscheinlichkeit, dass dieses Schicksal auch unserem Kameraden Sprengel widerfahren ist, ist sehr wahrscheinlich.

»Der Nebel könnte uns gefährlich werden«, sage ich daher.

Gummler nickt nur. »Lass uns bergauf gehen. Wir werden sehen, wie weit wir kommen. Meiner Einschätzung nach wird der Nebel oben lichter werden.«

»Also gut.«

Wir laufen bergan, auf den ausgetretenen Wandersteigen. Jetzt sieht es hier gänzlich anders aus, als im schneeeumtosten Winter, in dem wir Sprengel verloren haben. Zudem ist der Berg touristisch belebt. Es gibt spezielle Touren zur Kreuz- und zur Weißspitze, zum Klettersteig aufs Türml, zum Großen Happ, und natürlich zum Venediger Gipfelkreuz.

Wir überqueren den Zettalunitzbach, der plätschernd das Gletscherwasser ins Tal transportiert. Kurz darauf erreichen wir eine Wegverzweigung, wo ein Schild von der Gefahr kündigt.

»ACHTUNG: SPALTENGEFAHR!«, steht da in drei Sprachen zu lesen. »Gletscher nicht im Alleingang und ohne Seil begehen! Bei mangelnder Erfahrung wenden Sie sich bitte an einen autorisierten Bergführer.« Darunter die Nummer des Alpinnotrufs: 140.

»Wer, wenn nicht wir, weiß um die Gefahr?«, sage ich zu Gummler, der nachdenklich auf das Warnschild starrt.

»Sprengel«, lautet seine lakonische Antwort, bevor er weitermarschiert. Eine einsam erscheinende Gestalt in rotschwarzem Bergsteigeroutfit und grünem Rucksack, an dem Seile und Karabiner befestigt sind. Bevor sich der Anblick im Nebel verliert, folge ich meinem Kameraden.

Nordöstlich beginnt der eigentliche Aufstieg über Fels- und Moränenrücken. Das Gummler die Führung übernommen hat, stört mich nicht weiter. Egal, wie viele Menschen einen Berg erklimmen und wie groß eine Bergsteigergruppe ist; die Wahrheit ist: Letztlich ist man hier oben immer allein.

Natürlich nicht körperlich und schon gar nicht, wenn es darum geht, gemeinschaftlich als Team füreinander einzustehen, um schwierige Stellen zu passieren. Aber im Inneren, tief drinnen in einem selbst, im geistigen Zentrum von einem selbst. Besonders bei langen Schneetouren kommen mir Vergleiche zu tibetischen Meditationsmönchen in den Sinn. Ein Vergleich, der ganz im Sinne Sprengels ist, träumte er doch stets davon, einmal die Berge Tibets zu erklimmen – ein Wunsch, der ihm leider verwehrt blieb.

Wir erreichen eine Höhe von 2720 Meter und gehen in Wegkehren weiter nach Norden bergauf. Langsam lichtet sich der Nebel etwas, doch verlas-

sen möchte ich mich noch nicht darauf. Wegen des Nebels wurde eine geführte Tour für den heutigen Tag abgesagt. Es war eine Tour, die uns nicht zum Gipfel des Großvenedigers geführt hätte, sondern zur Kreuzspitze auf 3150 Meter. Die Teilnehmer waren Neulinge. Keine erfahrenen Alpinisten wie wir. Der Hüttenwirt auf der Johannishütte wollte uns überreden, den Bergführer zu nehmen, der nun frei war, aber vermutlich wäre es ihm einzig um den Verdienstausschlag gegangen und so lehnten wir ab.

In einer mir unendlich lang vorkommenden Schlangenlinie gehen wir im Schneckentempo den Berg über schmale Grate aus Schotter und Geröllwege hoch. Das Laufen geschieht routiniert. Beinahe schon automatisiert. Es sind Wege und Verhältnisse, die uns allenfalls ein müdes Gähnen entlocken. Eine Herausforderung ist der Großvenediger für uns nicht. Und dennoch ist es unser Schicksalsberg.

Aus dem Nebel reckt sich der Tag, je höher wir kommen. Zwischen den Welten, wo die Felsen schroff den Himmel berühren. Noch scheint alles im grauen Dunst zu liegen, doch immer heller wird das Zwielicht, und bald wird die Sonne den Berg begießen, und das Licht der Gletscher wird sichtbar werden. Genau dann wollen wir bei den Schründen sein, jene Erdrisse, die Sprengel verschlungen haben; in die der furchtbare Tatzelwurm ihn hinabgezogen hat.

Je höher man kommt, desto kälter wird es, und der Übergang zur Schneegrenze wird von mir meist als Erlösung empfunden, denn dann weiß man endlich, warum es kalt ist. Doch bis dahin ist es noch ein gutes Stück des Weges.

Drunten im Tal, in Hinterbichl, scheint der Frühling zwar noch in weiter Ferne zu sein, doch hier oben schlägt er unbarmherzig zu. Die Schneeschmelze hat bereits eingesetzt. Sie ist gnadenlos, ist sie doch mit die häufigste Ursache für Lawinen aller Art. Ob Schnee oder Geröll über einen hinwegfegt – meist endet dergleichen tödlich.

Doch ich denke nicht daran. Schiebe solch unangenehmen Gedanken weit von mir und konzentriere mich wieder auf den Weg, überzeuge mich davon, dass es Gummeler vor mir gut geht. Dazu bedarf es keiner Worte. Wir reden nicht viel auf unserer Tour. Das war schon immer so. Gerade deshalb schätze ich ihn so sehr als Kameraden. Dass es ihm gut geht, erkenne ich an der Art wie Gummeler läuft; wie die rote Jacke sich durch den Nebel bewegt. Es ist der Rhythmus des Laufens. Gleichmäßig muss er sein. Wie der Herz-

schlag. Aussetzer oder Stolperer stören unangenehm, zu große Hast führt zu Erschöpfung, und ein Übermaß an Langsamkeit grenzt in jedem Fall an Folter, weswegen man dies zu vermeiden sucht.

An der Ostseite des sogenannten Mullwitzköpfls hangeln wir uns nun entlang, zum Defreggerhaus, das auf 2962 Meter Höhe liegt und das letzte Gebäude sein wird. Von dort hat man einen prächtigen Blick auf die Weißspitze. Die schwarzen Geröllbrocken und bizarren Felsformationen gehen nun langsam in Schnee über. Die Schneegrenze empfinde ich als verführerisch schön.

Bis hier herauf haben wir etwa zwei Stunden gebraucht. Es kommt mir nicht so vor. Eine gefühlte dreiviertel Stunde vielleicht. Aber so erging es mir schon immer beim Bergwandern. Der Zeit entrückt bin ich nur darauf bedacht, stetig einen Fuß vor den anderen zu setzen, um irgendwann völlig überrascht festzustellen, den Gipfel erreicht zu haben.

Doch heute sind wir nicht wegen des Gipfels da. Sprengels sterbliche Überreste suchen wir. Das wird eine lange und aufwendige Suche werden. Aber wir haben es versprochen. Und während wir uns dem Defreggerhaus weiter nähern, denke ich daran zurück, an diesen schlimmen Moment, Sprengels Frau die tödliche Botschaft zu überbringen. Ihr habe ich in die Hand geschworen seinen Leichnam zu finden. »Ein Berg ist kein Friedhof für mich«, hat sie gesagt und dabei so entschlossen gewirkt, dass ich einer persönlichen Suche zugestimmt habe. Gummmler war dabei. Ihn musste ich nicht dazu überreden. Alle anderen hielten uns für verrückt. Aber zu zweit sind wir besser dran, denke ich mir. Egal, wie beschwerlich unser Vorhaben letztlich sein wird.

Das Defreggerhaus wirkt im Nebel altersgrau. Stumm blickt es hinüber ins Zettalunitzkees, dem ersten unteren Teil des Gletschers, dem sogenannten Dach Gottes, wie man das Gletscherplateau des Großvenedigers zuweilen nennt. Plötzlich lichtet sich der Nebel und verschwindet binnen weniger Minuten ganz. Die Aussicht ist fantastisch.

Ich bleibe stehen und lasse meinen Blick über die Irrblöcke ringsumher schweifen.

»Und was im Nebelschleim geboren«, zitiert Gummmler einen alten Vers, »wird enden nun in düstrer Qual.«



Im Defreggerhaus ist um diese Jahreszeit niemand, obgleich es einen Winterraum mit zwölf Betten gibt. Bewirtschaftet wird die Schutzhütte nur von Ende Juni bis Ende September. Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht, Kräfte gesammelt und etwas gegessen hatten, ging es weiter.

Von der Hütte aus geht es nach Norden, zum Rücken des Mullwitz-Aderls hinauf, eine künstliche Steinanhäufung als Markung auf 3035 Meter Höhe. Es ist der Anseilpunkt der Route. Gummmler und ich nehmen unsere Karabiner und hängen uns beieinander ein. Zwar wird empfohlen, eine Seilschaft aus mindestens drei Personen bestehen zu lassen, aber das hatte Sprengel auch nichts genutzt. Zwischen Gummmler und mir werden zehn Meter Seil auf Spannung gehalten. Außerdem haben wir es durch zwei Knoten verstärkt, sollte einer in eine Gletscherspalte stürzen, wird der Sturz durch die Bremsknoten etwas abgebremst, und so hat der andere eventuell noch die Möglichkeit, ihn zu halten.

Das Seil ist eine Lebensversicherung. Bei Sprengel hatte sie nicht funktioniert. Mir läuft es kalt das Rückgrat hinunter, als ich an das zerkaute Ende des Seils denken muss. Der Tatzelwurm hat es durchgebissen, hatte er gesagt. Nie werde ich den Blick in seinen glasigen Augen vergessen, damals in der Johannishütte.

Gummmler schaut auf die Uhr. Er zieht eine Grimasse.

»Was ist?«, frage ich.

»Wir sind zu früh«, sagt er. »Noch sechs Minuten.«

Ich nicke. »Wir warten.«

»Natürlich warten wir.«

Die Wartezeit überbrücken wir, indem wir gegenseitig unsere Sicherheitsvorkehrungen überprüfen. Diese Kontrolle beruhigt, denn es kann einem das Leben kosten, wenn beispielsweise die Hüftgurtschnalle des Partners nicht korrekt verschlossen ist, oder ein Schraubkarabiner vergessen wurde zuzudrehen. Aber nicht nur der Beruhigung wegen rentiert sich das Warten für uns.

Wer das Licht der Gletscher erblickt, erlebt den sogenannten Almenrausch: eine visuelle Verzückung höchster Güte.

Die sechs Minuten sind um, kurz bevor die Sonne über den Gletscher fließt. In den Tiefen des Gletscherplateaus meint man nun, meterhohe Eisberge liegen zu sehen, in denen sich das Licht so bricht, dass die blauen und grünen Lichtanteile reflektiert werden, so dass sie türkis strahlen. Eine

leuchtend klare Farbnuance, die mit ihrem ätherisch-kühlen Charakter besticht und ein Gefühl angenehmer Frische ausstrahlt.

Und das Meer aus purem Wasserblau ist umringt vom feurigen Rot der übrigen Felskämme. Die rote Glut, wie Lava, die das Meer umschließt. Der Gletscher wird zum Kratersee.

Und just in diesem Moment sieht man sie, die Spalten. Das Netz aus Erdlöchern ungeahnter Tiefen. Seit zwanzig Jahren weiß man, dass der Gletscher kein allzu mächtiges Firnbecken besitzt. Messungen haben ergeben, dass die Gletscherdicke größtenteils nur zwischen 50 und 70 Meter dick ist. Daher und aufgrund seiner Südlage heißt es, der Gletscher würde regelrecht sensibel auf Klimaveränderungen reagieren.

»Wer das Licht der Gletscher jemals so gesehen hat, wie wir es gerade erleben, der weiß, dass die Bezeichnung ›Dach Gottes‹ absolut gerechtfertigt ist«, sage ich.

»Genieße es«, brummt Gummler. »Die Klimaerwärmung macht das alles hier kaputt.«

»Ich verfluche diese scheiß Klimaerwärmung!«, brülle ich aus einem inneren Trieb heraus und lausche meinem Echo nach.

»Sei still!«, sagt mein Kamerad. »Du rufst sonst noch die Schar der Gletschergeister wach.«

»Natürlich«, antworte ich. »Sprengel ist nun auch ein Gletschergeist. Wenn er wach ist, finden wir ihn schneller.«

Gummler nickt. »Dann mal los.«

Die Sonne steigt weiter und lässt den Schnee nun in altbewährter Pracht wirken. Das Leuchten des Gletschers ist vorüber. Wir gehen los, hinunter zum Gletscher, in Richtung Nordwesten, über das spaltenreiche Rainerkees. Ab jetzt wird der Weg beschwerlich!



Zu keiner Jahreszeit kann man am Großvenediger noch von Schneefreiheit sprechen. Doch das eigentliche Gletschereis bleibt für unsere Augen weitestgehend unsichtbar. Ein Großteil der Spalten ist oberflächlich mit Altschnee bedeckt, so dass es von der Tagestemperatur und der damit einhergehenden Festigkeit des Schnees abhängt, wie tragfähig die Ränder der Gletscherspalten sind. Die Gefahr von Spaltenstürzen ist daher

am Nachmittag bedeutend größer als jetzt, am frühen Morgen. Unser Glück ist es wohl, dass kein instabiler Neuschnee liegt.

Entsprechend vorsichtig tasten wir uns mit dem Eispickel voran. Wir achten auf jede Erhebung und jede Einsenkung im Schnee. Gleichzeitig achten wir darauf, dass unser Seil gespannt ist. Wir laufen parallel, um so ein breiteres Gebiet abstecken zu können. Es ist mühsam, aber effektiv.

Die größte Gefahr besteht dort, wo die Gletscherspalte als solche zwar erkennbar ist, nicht aber ihre volle Ausdehnung. Es ist nirgends auszumachen, ob die Schneedecke mit der Spalte im Eis abschließt, und so kann es durchaus sein, dass die Schneedecke über den Spaltenrand hängt und die Spalte in Wirklichkeit viel breiter oder auch länger ist, als ihr schmaler, von uns freigelegter Schlitz im grellen Weiß erkennen lässt. So bleibt uns nur das Sondieren, indem wir den Eispickelschaft immer wieder und vor jedem Schritt in den Schnee stechen. Nur über die Stabilität der Schneedecke erfahren wir so nichts. Ein gewisses Restrisiko bleibt somit bestehen.

Mühsam arbeiten wir uns auf diese Weise zwischen Hohem Aderl und Rainerhorn steil hinauf zum Rainertörl auf 3422 Meter. Hier gibt es richtige Gletscherhöhlen und tragfähige Brücken aus Schnee.

Die Sonne scheint, aber es weht ein kräftiger Wind, der die Schneedecke immer wieder neu verweht. Schneidend treibt es uns den Schnee in die freiliegenden Stellen unserer Gesichter.

Der Rundumblick über die Berge ist monumental und erzeugt das typisch euphorische Hochgefühl in mir, dem wohl jeder Alpinist nur zu gerne verfällt. Der Anblick schneebedeckter Gipfel, weißbepudelter Felsen und finsterer Tannen über die nicht selten Adler kreisen, erweckt in mir ein Gefühl grenzenloser Glückseligkeit.

Doch inmitten dieser Welle schneeweißer Euphorie bleibt Gummler mit einem Mal stehen. Ich wende mich ihm zu und rufe, ob alles in Ordnung ist.

»Hier ist eine gigantische Gletscherspalte«, antwortet er. »Wie eine Höhle.«

Irritiert konzentriere ich mich auf die schneebedeckten Eisflächen vor ihm, kann sie aber von meiner Position aus überhaupt nicht ausmachen.

»Hat Sprengel nicht etwas von einer Höhle erzählt?«, ruft Gummler weiter.

»Soll ich kommen?«, antworte ich und spare es mir, seine Überlegung als richtig zu bestätigen. Die Höhle des Tatzelwurms.

»Ja, wir sehen uns das näher an«, beschließt Gummler und zieht zur Bestätigung am Seil. Ich folge dem Zug und Gummler achtet darauf, es auf Spannung zu halten.

Fast schon bedauere ich es, nicht weiter am linken Rand des oberen Keesbodens entlang zum Gipfelaufbau wandern zu können. Von dort aus wäre es über den Südosthang des Großvenedigers hinauf zum Südgrat nicht mehr weit gewesen. Über den vereisten Südgrat hätte man schließlich das Gipfelkreuz erreicht. Aber das war heute nicht unser Ziel.

Stattdessen stapfe ich neugierig meinem Kameraden entgegen und bekomme kaum mit, wie ich im nächsten Moment jeglichen Boden unter den Füßen verliere. Von irgendwo über mir höre ich Gummler schreien, und auch mich selbst höre ich schreien, mit verzerrter Stimme, weit, weit entfernt. Um mich herum ist allerorten wirbelndes Eis, doch rasch wird mir bewusst, dass ich selbst es bin, der wirbelt. Panisch schlage ich mit dem Eispickel um mich, in der verzweifelten Hoffnung, irgendwo Halt zu finden. Doch all meine Bemühungen treffen nur ins rettungslose Nichts der Leere.

»Das Seil«, denke ich, oder schreie es, ich weiß es nicht genau, greife aber danach und bemerke, dass es nicht auf Spannung ist. Was folgt, ist ein kurzer Moment des Wunderns.

Im nächsten Moment ist mein freier Fall zu Ende. Unermessliche Schmerzen schießen durch meinen gesamten Körper. Sämtliche Nerven brüllen an allen Stellen gleichzeitig auf. Ich selbst brülle auch. Zumindest glaube ich es, bin mir aber nicht sicher, da ich im nächsten Moment die Besinnung verliere.



Als ich wieder zu mir komme, wird mein Körper augenblicklich mit Adrenalin durchflutet. Unverzüglich bin ich hellwach. Erleichtert stelle ich fest, dass ich etwas sehen kann. Weit über mir ist das Loch der Gletscherspalte auszumachen und es fällt genügend Licht ein.

»Gummler!«, rufe ich meinen Freund und warte einen Moment auf Antwort, ohne eine zu erhalten. »Heh!«, versuche ich es erneut, doch Gummler scheint nicht mehr da zu sein. Vermutlich ist er zurück ins Tal,

um Hilfe zu holen, denke ich mir. Wahrscheinlich weil sein Handy keinen Empfang hatte. Wenn er schlau ist, hat er die Stelle mit irgendetwas markiert.

Eine Bestandsaufnahme meiner Situation sieht folgendermaßen aus: Ich befinde mich eingekeilt im V-förmigen Boden der Gletscherspalte, deren Tiefe ich auf gut zwanzig bis fünfundzwanzig Meter schätze. Möglicherweise auch tiefer. Meine Schätzung ist äußerst vage, und von meiner Position aus fehlt mir jeglicher Anhaltspunkt, der mir als grobe Orientierung dienlich hätte sein können. Um mich herum ist überall Schnee. Eng zusammengepresster, teilweise vereister Schnee. Gefrorenes Wasser, das Jahrtausende alt sein muss, wenn nicht gar Jahrmillionen.

Bei dem Sturz hat sich mein Rucksack gelöst. Wie auch immer das passiert sein mag – er befindet sich nicht mehr bei mir, und wo er abgeblieben ist, kann ich nicht sagen. Weiter oben erkenne ich dafür meinen Pickel, der im Eis der Gletscherwand steckt. Aber aus meiner Position ist er unerreichbar für mich.

Ich taste meinen Hüftgurt ab, spüre die Karabiner und ein Seil. Mit etwas Glück könnte ich es über den Eispickel werfen und versuchen, mich mittels der Münchhausentechnik selbst nach oben zu manövrieren. Doch als ich an dem Seil ziehe, um die Länge zu überprüfen, muss ich Erkennen, dass mein Vorhaben undurchführbar ist. Das vormals fünfzig Meter lange Bergsteigerseil ist zu kurz. Nach nur wenigen Metern wurde es durchtrennt. Die Stelle erinnert mich an jene, die Sprengel mir gezeigt und von der er behauptet hatte, der Tatzelwurm habe das Seil durchgebissen.

Tatsächlich sieht es aus wie abgekaut, ein kalter Schauer durchläuft mich.

Kälte – mein nächstes Problem. Noch bin ich nicht unterkühlt, aber angesichts des Umstands, dass ich feststecke, werde ich es kaum schaffen, meinen Körper durch Bewegung warm zu halten. Ich friere bereits. Vorsichtig bewege ich meine Finger, was noch ohne Probleme funktioniert, wobei ich aber feststelle, dass ich meinen rechten Handschuh verloren habe. Die Füße oder Beine zu bewegen funktioniert indes gar nicht, da ich mit ihnen voran im Boden stecke. Falls sie gebrochen sein sollten, spüre ich davon nichts. Ich weiß, dass durch die verminderte Blutzufuhr Finger und Zehen zunehmend ungelenk werden, bis sie irgendwann komplett empfindungslos gegen Kälte und Schmerz geworden sind. Gesellt sich eine allgemeine Müdigkeit

hinzu, sowie ungelenke, unkoordinierbare Bewegungen, dann weiß ich, dass ich stark unterkühlt bin.

Weit über mir erkenne ich in Form eines schmalen hellblauen Schlitzes im Weiß des Schnees den Himmel. So nah und doch so weit, denke ich und kämpfe gegen die Tränen an, da mir mit einem Mal klar wird, dass es das wohl gewesen ist. Hier endet dein Leben. In diesem erbärmlichen und eiskalten Gletscherloch.

»Sprengel ist es bestimmt genauso ergangen«, spreche ich laut meine Gedanken aus, bemerke aber das Zittern in meiner Stimme. Eigentlich wollte ich mich durch den Klang meiner eigenen Stimme ja beruhigen, doch nun ist das genaue Gegenteil der Fall. Ein Gefühl der Panik breitet sich aus, da meine Stimme mitnichten der Angst oder Sorge willen zittert, sondern einzig der Kälte wegen, die sich gierig und unnachgiebig meiner bemächtigt.

»Ich friere«, gestehe ich mir schlotternd ein und spüre, wie die Tränen auf meinen Wangen zu Eis werden. Dann dämmere ich erneut hinweg, ohne es zu merken. Müdigkeit bei Unterkühlung ist ganz normal, und angesichts des baldigen Erfrierungstodes ist es ein vielleicht sogar erstrebenswerter Zustand.



Es ist dunkel, als ich wieder zu mir komme. »Mein Gott«, sagt der noch halbwegs klare Verstand, der so vernebelt ist, wie der heutige Morgen. »Wie lange habe ich geschlafen?«

Ich taste durch die Kälte um mich und stelle fest, dass ich mit der Hand ohne Handschuh überhaupt nichts mehr fühle. Keine Kälte, keinen Schmerz, kein Garnichts. Es ist, als wäre die Hand überhaupt nicht da. Ich kann sie auch nicht bewegen.

Mit der anderen Hand greife ich nach ihr. Ebenfalls eine Bewegung, die mir schwerfällt und mich größte Willensanstrengung kostet. Als ich endlich mein Ziel erreiche, spürt nur die behandschuhte Hand etwas ...

Etwas Taubes. Totes. Unbrauchbares.

Ein abgestorbenes Gliedmaß.

Meinen Füßen muss es ähnlich ergehen, stecken sie doch im V des Bodens der Gletscherspalte fest.

Tot.

»Ich sterbe«, sage ich laut und weiß, dass ich die Wahrheit sage. Nur zu wem spreche ich? Zu mir selbst? Oder ist da noch jemand anderes?

»Hallo?«, rufe ich und warte auf Antwort.

»Ist da wer?«

Stille.

»Gummler!« Ich brülle seinen Namen, so laut es mir möglich ist, aber es kommt mir so vor, als sei meine Stimme lediglich ein leises Krächzen.

Hätte er nicht längst mit einem Hilfstrupp zurück sein müssen? Mit einem Hubschrauber? Mit Männern der Bergwacht?

Krampfhaft versuche ich zu eruieren, wie viel Uhr es gewesen sein mag, als ich in die Gletscherspalte stürzte, doch meine Gehirnzellen – die vermutlich ebenso rasch absterben, wie meine Gliedmaßen – lassen derartig komplexe Gedankengänge nicht zu.

Stattdessen denke ich immer wieder darüber nach, ob Sprengels Höhle des Tatzelwurms auch nur eine Gletscherspalte gewesen war.

»Sprengel?«, rufe ich und lache. Vielleicht hört er mich ja.

Aber natürlich hört er mich nicht. Das ist ja klar, denke ich. Er ist ja tot. Oder auch nicht.

Er ist beim Tatzelwurm.

»Tatzel?!«, schreie ich nun. »Du Wurm!«

Ich lausche ins Dunkel der Nacht.

Nichts.

»Tatzelwurm!« Ich singe seinen Namen beinahe. »Wo bist du?«

Natürlich ist da nichts. Es gibt keinen Tatzelwurm. Sprengel hat gelogen.

»Sprengel, du Sau!«

»Was willst du?«, antwortet er plötzlich.

»Was ich will? Ich will den Tatzelwurm«, antworte ich, ohne mich zu wundern. »Ich möchte ihn sehen. Er muss doch hier sein.«

»Nur deswegen bist du gekommen?«

»Ja, deshalb.« Doch plötzlich irritiert mich Sprengels Gegenwart. Er ist doch tot, denke ich. Und auch wenn es dunkel ist in dieser Gletscherspalte, wo sollte er denn plötzlich hergekommen sein?

»Sprengel?«, rufe ich ihn erneut und erhalte natürlich keine Antwort. Ich habe wohl soeben einen klaren Moment. Mir wird bewusst, dass ich er-

friere. Das geht mit einer zunehmenden geistigen Verwirrtheit einher, die bis zu ernsthaften Halluzinationen reichen können.

Jeder Alpinist weiß, wohin die Reise geht. Puls und Atmung verlangsamen sich und werden schwächer. Man redet wirr und zittert, bis man die Kälte nicht mehr spürt und das Zittern aufhört. Man verliert den Kontakt zur Realität und hat ein beinahe übermenschliches Verlangen nach Schlaf. Was folgt, ist Bewusstlosigkeit, Reflexverlust, Herzrhythmusstörungen die alsbald zum Stillstand des Herzens führen, zur Lähmung des Atemzentrums und schlussendlich zum Tod.

»Ich will nicht sterben, Sprengel, hörst du?«, rufe ich weiter.

»Ja, ich höre dich«, sagt Sprengel. Seine Stimme ist ganz nah. Er muss hinter mir sein, spüre ich doch seinen Atem an meinem Ohr.

»Warum hilfst du mir nicht, hier rauszukommen?«, sage ich zu ihm.

»Weil ich selbst nicht weg kann. Der Tatzelwurm hält mich gefangen.«

»Der Tatzelwurm!« Ich lache lautstark.

»Ja«, sagt er. »Der Tatzelwurm ist hier. Er lebt hier unten, weißt du?«

Mein Lachen wird energischer.

»Du lachst, aber es ist so«, empört sich Sprengel.

»Da muss man erst fast dreißig Meter in die Tiefe stürzen, um seinen toten Kameraden zu finden, um dann selbst vom furchtbaren Tatzelwurm gefressen zu werden. Merkst du nicht, wie bescheuert das klingt?«

»Klar, aber es ist doch auch bescheuert, dass du mit mir reden kannst, obwohl ich tot bin, oder?«, antwortet Sprengel und ich erschauere, trotz meiner abgestorbenen, erfrorenen Gliedmaßen.

»Bist du denn tot?«, frage ich.

»Natürlich!«, sagt mein Freund. »Sieht man das denn nicht?« Und in dem Moment biegt er sich irgendwie vor mich. Ich weiß selbst nicht, wie ich es anders beschreiben soll. Sein Gesicht ist mit einem Mal vor mir und ich kann Sprengel ganz deutlich ausmachen – obwohl alles um mich herum nachtschwarz ist.

Sprengel trägt eine große, tiefe Platzwunde am Kopf. Die Wunde ist bereits verkrustet. Das Blut fließt nicht mehr. Sprengel ist definitiv tot. Seine Augenlider blinzeln nicht, seine Gesichtsfarbe ist so weiß wie der Schnee um uns herum und er stinkt wie die faulende Pestilenz persönlich.

»Du bist also tot«, sage ich, als wäre es ganz normal mit Toten zu sprechen.

»Sage ich doch. Glaubst du mir etwa nicht?«

»Doch, doch«, sage ich, »es ist nur ... ich selbst habe kein Interesse daran, zu sterben.«

»Das verstehe ich.«

»Du verstehst das?«

»Klar. Das hatte ich in deinem Zustand auch nicht. Mir erging es ja letztlich nicht anders. Ich stürzte in eine Gletscherspalte und verreckte jämmerlich darin. Erst als alles vorbei war und mein Leben beendet, erst dann konnte ich mein Dasein wieder genießen.«

Perplex starre ich ihn an. »Ich spreche mit einem Toten?«

»Mein Gott, was ist denn los mit dir?«, sagt Sprengel entsetzt. »Bist du auch schon tot oder was?«

»Nein«, sage ich.

»Stimmt«, bestätigt Sprengel. »Noch lebst du.«

»Noch«, bestätige ich mir selbst, bemerke jedoch, dass ich zunehmend den Glauben daran verliere.

»Wo ist eigentlich Gummeler?«, sagt der tote Sprengel mit einem Mal.

»Zurück ins Tal, meine Rettung organisieren!«

»So?«

»Was soll das heißen?«, frage ich verunsichert.

»Na, mich habt ihr ja auch nicht gerettet!«

»Wie hätten wir dich denn auch retten sollen?«, sage ich und werde leicht sauer. »Du bist einfach abgehauen, Sprengel. Wir glaubten dich verloren und waren allesamt heilfroh, als du unten in der Johannishütte wieder aufgetaucht bist.«

»Ihr habt mich verlacht.«

»Und nur weil wir gelacht haben, bist du eingeschnappt wie eine alte Zimtzecke wieder den Berg hinaufgestapft und hast dich in die nächstbeste Gletscherspalte geworfen?«

»Nein, so war es nicht.«

»Ach nein? Wie war es dann?«

»Es war ... anders«, beginnt Sprengel. »Das Licht der Gletscher ... Der Almenrausch ... pures Wasserblau ... und dann das Rot, das alles verzehrt ...«

»Was willst du mir damit sagen?«, frage ich verunsichert, kenne ich doch die von ihm beschriebenen Begrifflichkeiten und abnormen Farbdefinitionen.

»Kryall!«, sagt er und wiederholt es zugleich: »Kryall!«

»Kry... was?«

»Kryall!«, sagt Sprengel ein letztes Mal. »Der Lebensraum ›Gletscher‹. Ein ökologischer Begriff.«

Dann ist er verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben.



Das Kryal ist vom Tatzelwurm besiedelt worden. Nichts anderes erscheint mir logisch, keine Alternative ist in sich stimmig genug, als dass sie gelten könnte; insbesondere seitdem Sprengel fort ist.

Sprengel – der tote Kamerad meiner Einbildung.

Und nun: der Tatzelwurm.

Langsam und bedächtig nähert er sich. Kein Wunder. Er hat die Katze in sich. Leise wie eine Samtpfote balanciert er auf den verschiedenen Ebenen der Gletscherspalte, springt auf schmale Vorsprünge und pirscht sich so an mich heran, dass ich es kaum mitbekomme.

Wie auch? Meine Sinne sind getrübt. Ich fühle mich benommen und taub. Es erscheint mir unmöglich, mich zu bewegen, und ich glaube, ich zittere nicht einmal mehr.

Vielleicht bin ich ja bereits tot, überlege ich, verwerfe den Gedanken aber wieder. Die Sonne ist bereits wieder aufgegangen. Schmale Lichtstreifen stehlen sich durch die Gletscherspalte über mir und es wird zunehmend heller. Ihre Energie wird hier unten nicht ausreichen, mich zu wärmen. Aber vielleicht, so hoffe ich, bleibt es mir so zumindest erspart, im Dunkeln zu sterben.

Es heißt, dass das Leben an einem vorbeizöge, wenn man stirbt. Vergeblich warte ich darauf, auf dieses persönliche letzte Kopfkino. Oder habe ich es verschlafen? Die Vorstellung meines eigenen Lebens verpasst, was bedauerlich wäre. Einiges gibt es, an das ich mich gerne erinnern würde, aber ich weiß mit einem Mal nicht mehr, was. Das Gedächtnis schwindet dahin, was mir zwar merkwürdig vorkommt, mich aber nicht sonderlich tangiert. Es ist mir gleichgültig.

Nicht egal hingegen ist mir der sich nähernde Tatzelwurm. Immer wieder zieht er meine Aufmerksamkeit auf sich. Doch noch kann ich ihn nicht

genau ausmachen. Es sind nur seine Bewegungen, die meinen Blick auf ihn lenken. Ein müder Blick zwar, aber noch sind die Augen klar.

Das Licht wird zunehmend heller. Ich schaue auf zum Loch, durch das ich gefallen bin und wegen dem ich mich in dieser misslichen und vor allem tödlichen Lage befinde und erkenne, dass es nicht mehr allzulang dauern wird, bis die Sonne direkt über mir steht. Dann habe ich das Licht am Ende des Tunnels, nach dem ich mich langsam aber sicher sehne; sobald die Sonnenstrahlen direkt in das Loch strahlen.

Ich lege meinen Kopf zurück und betrachte das Blau des Himmels. Ich habe es immer geliebt, das Königsblau. Besonders von den Dächern der Welt genossen, die für mich schon immer die Berge waren. Auf ihnen habe ich schon viele Tiere gesehen: Gämse, Steinböcke, die aufdringliche Alpendohle, den berühmten Steinadler, Murmeltiere, Alpensalamander und etliche weitere Gattungen. Viele davon sind vom Aussterben bedroht und gefährdet. Das seltenste Wesen mag dennoch besagter Tatzelwurm sein.

In seiner ersten Beschreibung des Jahres 1935 heißt es, das Tier habe ein Maul wie ein Haifisch und die Nase ähnele der eines Affen, mit seitwärts tief im Kopf liegenden, geschlitzten Augen. Zudem würde der Tatzelwurm nicht in jeder Region so genannt werden. Mancherorts sagt man Stork oder gar Büffel zu ihm. Er sei giftig, heißt es ferner. Letztlich gehen die Augenzeugenberichte aber weit auseinander und bei vielen handelt es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um Verwechslungen mit bekannten Tierarten: Kreuzotter, Salamander oder weiteren. Die offizielle Bezeichnung lautet: »*Heloderma europaeum*«, was so viel heißt, wie »Europäische Krustenechse«, doch so schön erforscht das klingt, wissenschaftlich bestätigt ist der Tatzelwurm keineswegs.

Endlich bricht die Sonne durch. Hell und klar scheint sie durch das Loch auf mich herab und verwandelt die bislang dunkle Höhlenwelt um mich herum in einen zauberhaften Garten: Es herrscht ein ätherisch-kühler Charakter und ich nehme erlesene Farbpigmente wahr, von beeindruckender Tiefe und Intensität.

Das Licht der Gletscher umgibt mich.

Ich befinde mich inmitten eines Farbsees reflektierten Türkis' und alpinen Wasserblaus.

Im Licht der Gletscher kann man den Tatzelwurm sehen, heißt es; und tatsächlich ist es so. Klar und deutlich sehe ich das Wesen. Sein katzenartig

breiter Kopf erscheint etwas plattgedrückt, besticht jedoch durch einen wahrlich furchterregenden Blick. Mit bernsteinfarbenen Augen fixiert mich der Tatzelwurm und mir wird klar, dass die Sache nun zu einem Ende kommen muss. Er richtet sich auf und ich sehe zwei kleine Füße. Der gut siebzig Zentimeter lange Körper ist grau geschuppt. Das ganze Vieh endet in einem stumpfen Schwanz.

»Sprengel hatte recht«, sage ich verwundert. Aber ich habe keine Angst. Stattdessen bin ich fasziniert über die tatsächliche Anwesenheit dieses wundersamen Geschöpfes, dieser alpinen Mythe, an deren Existenz kein Mensch glaubt und die als harmlose Sage abgetan wird.

»Warum nur haben wir Sprengel keinen Glauben geschenkt?«, murmle ich und verfolge die Bewegungen des Tieres, das langsam und beharrlich, aber zielgerichtet näherkommt. Ich muss an das abgekaute Seil denken, als der Tatzelwurm sein Maul öffnet und ich spitze Zähne erkenne. Es sind Fleischfresserzähne. Todbringend und hungrig.

Schon im nächsten Moment schnappt der Tatzelwurm zu. Ich versuche nicht einmal, ihn abzuwehren.

Er erwischt mich folgeschwer an der Kehle. Ich spüre die Wärme meines Blutes, das aus der Wunde sickert.

Wieder beißt der Tatzelwurm zu.

Mein Herz setzt aus.

Ein weiterer Biss.

Überall Blut.

Ich spüre keinen Schmerz.

Bin zu erschöpft.

Bin müde.

Bin ...

... bei Sprengel ...

Und während ich sterbe, höre ich das Schmatzen des Tatzelwurms und weiß, warum man meinen Leichnam niemals finden wird.

DAS GETÖSE HIMMLISCHER VÖGEL

Brian Evenson



Als er zurückkehrte, stolperte er den Berg hinunter und aus dem Dschungel heraus. Er erinnerte sich an nichts, nachdem er die Steinhütte betreten und in der fernen Ecke des dreckigen Bodens einen Käfig gesehen hatte, der teilweise mit einem gefiederten Umhang bedeckt war. Von der Tür aus hatte es nicht so ausgesehen, als sei die Hütte in den letzten Monaten betreten, oder gar der Käfig berührt worden. Er hatte sich ihm genähert und über die Federn gestrichen, seine Handflächen waren danach mit Staub bedeckt. Er war überrascht, ein dumpfes Rasseln von innen oder vielleicht von hinter dem Käfig zu hören. Er erinnerte sich daran, an diesem schweren Umhang gezerrt, dabei aber nur einige Federn herausgerissen zu haben, und dann erinnerte er sich an nichts mehr, bis er den Berg hinunterstolperte, sein Körper geschunden und zerschlagen, seine Kleidung zerrissen und vergammelt, sein Haar mit Farnen und Federn übersät.

Das war vor vier Monaten gewesen.

Die Dorfbewohner waren überrascht, ihn zu sehen. Als er zum ersten Mal verschwand, waren sie davon ausgegangen, dass er geflohen war, um sich den Rebellen anzuschließen, von denen das Gerücht umging, dass sie sich auf der südlichen Hälfte der Insel sammeln würden. Trotzdem hatten sie sich zwei Tage nach seinem Verschwinden auf Wunsch seiner Frau darauf geeinigt, in dem Gebiet zu suchen, in dem er zuletzt gesehen worden war. Ein paar Männer hatten den Berg bestiegen und suchten die schmalen Serpentinien ab, bis sie, wie er selbst, zu dieser alten Steinhütte gelangten, die auf der Seite der Steilküste gebaut worden war. Mit einer Taschenlampe

hatten sie die Hütte untersucht, aber nichts gefunden. Sie war leer, der Boden unberührt, mit dickem Staub überzogen.

»Und der Käfig?«, fragte er, als sie ihm später die Geschichte erzählten.

»Käfig?«, fragte der Führer des Suchtrupps. »Da war kein Käfig.«

»In der Ecke?«, hakte er nach. »Eingehüllt in eine Federdecke?«

Der Mann schüttelte seinen Kopf. »Da war seit Jahren nichts mehr drin.«

Doch er war sicher, dass er sie betreten hatte.

In der Folge lernte er von den Indianern, die in den armseligen Baracken am Rande des Dorfes lebten, einige Gerüchte über die Hütte kennen. Einige behaupteten, dass sie einst einem Schamanen gehört hatte, der von anderen Indianern vertrieben wurde, lange bevor die Europäer kamen, dass sie von Schlangen, die Beine hatten, erbaut wurde, mit denen er einen geheimnisvollen Umgang pflegte, der ihn schnell verzehrt hatte. Andere behaupteten, es war das Zuhause eines deutschen Mönchs gewesen, dessen Gruppe abgeschlachtet wurde. Er hatte die Hütte erbaut und sei langsam darin verrückt geworden, schnitt sich das Fleisch mit dem eigenen Messer von den Beinen, bis er starb. Alle Indianer waren sich jedoch darin einig, dass man den Ort meiden sollte, dass er einen großen Fehler gemacht hatte, dort hin zu gehen.

Im Interesse der Wissenschaft wurde er in die Hauptstadt gebracht, um dort mit einem Neurologen zu sprechen, der seinen Kopf vermaß und ihn auf eine Gehirnerschütterung oder andere Verletzungen hin untersuchte, der mit einer Lampe in seine Augen leuchtete, der ihn eine Reihe von Fragen stellte, auf die er nicht die richtigen Antworten gab und bei seinen Antworten nickte. Er sei *hypnotisiert* worden und könne sich noch *an nichts erinnern*. »Also ob,« sagte der Neurologe, hob eine Augenbraue und dachte über die Fallstudie nach, die er schreiben würde, »ein Teil Ihres Gehirns entfernt oder neu verdrahtet wurde.« Jedoch müsse er sich keine Sorgen machen, sein Verstand würde mit der Zeit seinen Weg zu dem zurückfinden, was er verloren hatte.

Zunächst hatte er Schlafstörungen und blieb stundenlang wach, während seine Frau neben ihm schlief. Oft stand er auf, um die Fensterläden zu öffnen und die Fledermäuse zu beobachten, die sich vor der einzigen Straßenlaterne der Stadt herumwarfen. Die Nacht beruhigte ihn etwas und er saß gerne zusammengekauert auf der Fensterbank und genoss die sanfte

Luft auf seiner Haut. Als er dann schlafen konnte, warf er oft seine Arme und Beine umher und gab unheimliche Erstickungsgeräusche von sich, bis seine Frau ihn wachrüttelte. Der Neurologe empfahl ihr, sich, anstatt ihn zu wecken, während des Anfalls neben das Bett zu setzen und seine Bewegungen und Geräusche aufzuzeichnen und gab ihr eine Uhr, um die Dauer festzuhalten. So fand er, wenn er erwachte, oft eine Notiz der Nacht zuvor an die Wand hinter dem Bett geheftet:

3:50. Bewegungen beschränken sich auf ein Zittern der Beine und ein Zucken des rechten Oberkörpers. Ein andauerndes, schnelles Husten in hohen Tönen.

Keine dieser Notizen sagten ihm etwas. Er stand dem Geschehen so unwissend gegenüber wie zuvor.



Die Nationalpolizei kam und verhörte ihn über die letzten vier Monate seines Verbleibes und beschuldigte ihn, mit den Rebellen in Verbindung zu stehen, um die bereits instabile politische Situation auszunutzen. Auch als er mehrmals geschlagen und mit eindringlichen Fragen konfrontiert worden war, die bereits seine Schuld voraussetzten, konnte er sich nicht daran erinnern, was geschehen war, nachdem er die Abdeckung von dem Käfig genommen hatte. Seine Weigerung zu helfen verärgerte die Polizei, und sie hätten ihn ganz sicher getötet, wenn nicht der Bürgermeister interveniert und einen Brief des Neurologen, geschrieben auf goldenem Papier, präsentiert hätte.

Sein Körper fühlte sich die ganze Zeit so an, als wäre er nicht sein eigener. Er war wackelig auf seinen Beinen und hatte Erinnerungslücken, die einfachsten Handlungen wollten ihm nicht gelingen, zum Beispiel hatte er Schwierigkeiten den Löffel vom Teller zum Mund zu führen oder die Sense durch das Getreide fahren zu lassen. Er konnte es nicht ertragen, unter anderen Menschen zu sein und tolerierte nur seine Frau mit ihren Versuchen, ihn zu trösten und zu einer Erinnerung aufzufordern. Er wurde scheu und zog sich zurück. Er machte sich Sorgen über seinen Zustand, änderte seine Ansicht über die Schnitte und Kratzer, die von seiner Reise in die Berge herührten, denn es gab einige Wunden, die rot blieben, nachdem er die Kruste abgekratzt hatte. Sie waren runzlig und empfindlich und heilten nicht. Und es gab andere, die nicht erst vernarben oder eine Kruste bildeten, die blut-

los und offen blieben, winzige umgekehrte Kegel, die seinen Bauch und seine Oberschenkel übersäten. Tatsächlich schienen sie sich zu vermehren. Sie schienen ihm bedeutsam, um seine Krankheit verstehen zu lernen, aber aus einem instinktiven Gefühl heraus glaubte er, sie vor dem Neurologen und auch vor seiner Frau verbergen zu müssen.



Ein Monat später, tief in der Nacht, liefen Rebellen nach einem gescheiterten Angriff auf die Hauptstadt durch das Dorf. Sie zerrten den Bürgermeister aus dem Bett und schlugen ihm mit ihren Gewehrkolben den Schädel ein. Kugeln waren zu wertvoll, um sie einfach so zu verschwenden. Sie ließen ihn tot, den Kopf wie einen flachgedrückten Ballon ausgebreitet, auf dem Dorfplatz liegen, und verschwanden in aller Eile. Am nächsten Morgen wimmelte es im ganzen Dorf vor Nationalpolizisten, die das Dorf nach den Rebellen durchsuchten. Er selbst und viele andere Männer aus dem Dorf wurden auf einem großen Platz zusammengetrieben, verhört und von einem Oberst geschlagen, dem ein Auge und eine Hand fehlten.

Mithilfe eines Nachbarn schleppte seine Frau ihn nach Hause. Sie reinigte seine sichtbaren Wunden, zog ihn aus und badete ihn. Dabei erschrak sie über die Löcher, mit denen seine Oberschenkel und sein Bauch übersät waren. Einige von ihnen waren so groß, dass sie ihren kleinen Finger hineinstecken konnte.

»Was ist das?«, fragte sie. »Wie haben die Soldaten dir das antun können?«

Er schüttelte den Kopf. Sie verließ das Haus und kehrte mit dem ansässigen Arzt zurück, der die Löcher untersuchte und vor einem Rätsel stand und ärgerlich wurde, weil er von jenen weggeholt worden war, die weitaus heftiger geschlagen wurden. Erneut verließ seine Frau das Haus und kehrte einige Stunden später mit einem Schamanen der Cjlanuk aus den Indianerreservaten zurück. Er näherte sich und besah sich die Löcher mit ernster Miene. Dann rieb er eine Handvoll eines roten Pulvers auf seinen Bauch und seine Oberschenkel, was ihn Schreien ließ.

»Xalagmua«, sagte der Cjlanuk. »Er ist bereits tot. Ihm kann nicht mehr geholfen werden.« Mehr sagte er nicht, außer dass seine Frau ihn lebendig begraben oder zumindest einsperren solle.

»Ist die Krankheit ansteckend?«, fragte sie.

Er schüttelte seinen Kopf. »Sie schweben in großer Gefahr.«

»Welcher Art von Gefahr?«

»Xalagmua«, sagte der Cjlanuk erneut und ging.



In den Adern seiner Frau floss überwiegend europäisches Blut und somit gab sie nichts auf den unerklärten Rat des Cjlanuk. Nachdem sich ihr Mann von den Schlägen erholt hatte, sah sie keine Veranlassung mehr, ihm zu misstrauen. Er schien so normal wie nach seiner Rückkehr aus den Bergen, auch wenn die Kegel und Löcher an seinem Unterkörper nicht verschwanden und sogar den Eindruck erweckten, als würden sie noch weiter auseinanderklaffen und sich vermehren.

Seine Kämpfe und Bewegungen in der Nacht schienen ebenfalls weniger geworden zu sein. An ihre Stelle traten jedoch düstere Träume, die in irgendeinem Zusammenhang mit seinem viermonatigen Verschwinden standen, und die er weder dem Neurologen noch seiner Frau offenbarte. Allerdings konnte er sich von diesen Träumen nur an einzelne wiederkehrende Bilder erinnern, an einen Käfig, aus Knochen gefertigt, überzogen und zusammengehalten von dunkler Haut. Die Türen des Käfigs bestanden aus ineinander verschränkten skelettierten Händen. Dahinter – oder innerhalb – blitzte ein Licht in konstanter und hektischer Bewegung. Außerdem hörte er in verschiedenen Träumen und ihren wechselnden Situationen einen großen Chor, bestehend aus vogelartigen Schreien, aber irgendwie seltsam verzerrt und ätherisch, sodass er sie schließlich, nachdem er erwacht war, ein *Getöse himmlischer Vögel* nannte.

Er fühlte sich ausgehungert, sogar, als er gegessen hatte, eine ständige nörgelnde Leere, die an der Basis seiner Wirbelsäule zerrte. Er aß mehr, aber heimlich, um seine Frau nicht zu stören, aber er schien nicht zuzunehmen. Er fühlte sich gefangen, lief im Haus auf und ab, verbrachte Stunden damit, durch den Dschungel zu spazieren, und fand es immer anstrengender, so zu tun, als würde sich die Situation bessern.

Als der Neurologe ihm erklärte, dass die vier verlorenen Monate vielleicht nie wieder zurückkommen würden, wusste er, dass sie schon auf dem Weg waren.

Er träumte von Wolken aus transparenten Vögeln mit scharfen Schnäbeln, die einen immensen Lärm veranstalteten, als sie über ihn hinweg huschten. Er erwachte mit dem Gefühl, seine Oberschenkel und sein Bauch wären blutig, als ob etwas sich an ihm nährte. Er stand auf und streifte über seinen Körper, aber das Gefühl ließ erst nach, als er durch das Fenster aus dem Haus geflohen war und unter den Straßenlichtern des Dorfes stand. Als er an sich heruntersah, konnte er kein Blut an sich entdecken, aber die Gruben in seinem Körper hatten sich vertieft und ihn ganz eingenommen, inklusive der Hände und seines Gesichts.

Er kehrte in sein Bett zurück, erwachte aber später erneut zum Geräusch der Vögel, nackt, inmitten des Dschungels am Fuße des Berges, seine Hände und sein Körper mit Blut beschmiert. Er wusch sich in einem Fluss, schaffte es, den Weg zurück zu seinem Haus und in sein Bett zu stolpern, bevor seine Frau aufwachte. Am nächsten Morgen täuschte er eine Krankheit vor, blieb bis spät in den Tag im Bett, erschrocken über sich selbst, und fragte sich, was als Nächstes passieren würde.

Er träumte, in ihm befände sich ein Käfig, der seinen Körper auskleidete und in seinen Hüften befänden sich die Nester für die Eier, aus denen sich langsam Vögel herausfalteten, der seltsame Lochfraß in seiner Haut käme von ihren Versuchen, die Schalen zu durchbohren. Zitternd erwachte er und war zu ängstlich, um wieder in den Schlaf zu finden.

Er erwachte weiterhin blutend, weit von zu Hause entfernt. Berichte von Nationalpolizisten und Rebellen trafen ein, die tot um das Dorf herum aufgefunden wurden, die Augen ausgestochen und die Schädel gespalten, klaffende Löcher in ihren Körpern. Die Indianer behaupteten, es sei die Rückkehr des *Xalagmua* – eine sehr alte Kreatur oder ein Geist –, seine Frau sagte, sie selbst glaube, die Geschichten über die Todesfälle seien von der Polizei in Umlauf gebracht worden, um die Rebellen aus dem Dschungel zu locken, damit man ihrer leichter habhaft werden könne.

Er war bereit dem zuzustimmen, um das Blut an seinem Körper als ein mysteriöses Aufwallen aus den normalerweise trockenen Löchern rechtfertigen zu können. Er glaubte so lange daran, bis er eines Nachts am Fuße des Berges erwachte und einen Kadaver durch die Dunkelheit schleppte. Er ließ

ihn fallen und rannte davon, noch bevor er herausfand, ob er menschlich war oder von einem Tier stammte.

Das Schlachten im Dschungel nahm zu. Seltsamerweise waren die Toten stets europäischer Herkunft. Noch bevor der Schlaf ihn übermannte, fühlte er sich zum Fenster hingezogen und floh hinaus in den Dschungel. Er versuchte sich zu überzeugen, dass es nur ein Traum war, versuchte zu behaupten, dass er nicht dafür verantwortlich war, was sein Körper stets ohne sein Bewusstsein unternahm.



Er erwachte, als er gerade um die indianischen Baracken herum-
schlich, war aber unfähig, über den äußeren Kreis der Hütte zu tre-
ten. In einiger Entfernung sah er vor einem Feuer den Cjlanuk sitzen,
der seine Arme hin und her wiegte und auf ihn zeigte. Er entdeckte, dass er
etwas in den Händen hielt. Als er sich darauf konzentrierte, erkannte er ein
Kind mit blasser Haut, seine Fingerspitzen drangen durch den Kopf des Kin-
des und hielten ihn wie einen Ball.

Er schüttelte das Ding von seinen Fingern, ließ es fallen, wo es steif lie-
gen blieb. Der Cjlanuk bat ihn zu sich, und plötzlich befand er sich in der
Lage, zwischen die Hütten zu treten und sich dem Mann zuzuwenden. Als er
versuchte, sich zur Seite zu drehen, stellte er fest, dass er es nicht konnte. Er
versuchte zurückzugehen, aber seine Füße trugen ihn bis zum Feuer. Der
Cjlanuk stand auf der anderen Seite des Feuers.

»*Xalagmua*, du bist gekommen«, sagte er.

»Was geschieht mit mir? Was stimmt nicht mit meinem Körper?«

»Ich spreche nicht mit dir«, sagte der Indianer. »Du bist tot.«

»Bitte«, sagte er. »Ich hatte nicht vor, das Kind zu töten. Dafür bin ich
nicht verantwortlich.«

Der Cjlanuk schüttelte seinen Kopf. »Komm nach vorne«, sagte er.

Er versuchte, um das Feuer herumzugehen, aber er konnte nicht, er
wollte lieber in die Flammen gehen. Der Cjlanuk hob seine Hände, malte
Muster in den Rauch und gestaltete dadurch einen kleinen Pfad, der ihn
vorwärts drängte. Er versuchte zu widerstehen, aber seine Füße bewegten
sich von selbst, traten vorwärts auf die Kohlen.

Er fühlte den Schmerz, und dann platzten aus seinem Körper Tausende von substanzlosen Vögeln. Sie wirbelten um ihn herum und verwandelten sich in Flammen und Rauch. Er roch, wie sein Fleisch brannte, fühlte sich fallen.



Der Dorfarzt säuberte seine Verbrennungen und rieb sie mit einer Salbe ein. Er wickelte seine Beine in ein Tuch und erklärte seiner Frau, dass sie die Umschläge zweimal täglich wechseln müsse. Als der Arzt gegangen war, fragte sie ihn, wie er in der Nacht zu den indianischen Baracken gekommen wäre, ohne es sich erklären zu können, wie es sein könne, dass er einfach nur dort aufgewacht war. Sie sagte, dass man ein totes Kind mit durchlöcherterem Schädel dort in der Nähe gefunden hatte, als wäre der Kopf im Maul eines Wolfes getragen oder von einer gigantischen Klaue gepackt worden. Das Kind war hellhäutig, sagte sie, völlig blutleer, und die Polizei glaubte, es war die Tat der Indianer oder der Rebellen. Er nickte nur und versuchte zu schlafen.

Als er erwachte, war er bereits halb aus dem Fenster geklettert, Eiter rann seine Beine hinab. Seine Frau schüttelte ihn und zog ihn zurück ins Zimmer. Er legte sich auf das Bett und erlaubte ihr, die Verbände zu wechseln. Sie verließ kurz den Raum und kehrte mit einem Seil zurück. Das eine Ende band sie um einen Fuß des Bettes, das andere Ende wickelte sie um seine Taille.

»Um dich sicher hier zu behalten«, sagte sie. Sie brachte ihm einen starken Tee mit einem Beruhigungsmittel, das ihr der Arzt gegeben hatte, dann kam sie ebenfalls ins Bett und befestigte das Seil an ihrem Knöchel. Er trank den Tee und schlief ein.



Die Sonne sengte über ihm. Seine Beine taten weh, ebenso wie sein Kopf. Er versuchte sich aus dem Bett zu rollen, wurde aber von dem Seil aufgehalten. Er drehte sich wieder zurück und bemerkte, dass seine Frau tot neben ihm lag. Ihr fehlten die Augen, in ihr Fleisch waren große Kerben geschlagen.

Er lag dort für einige Zeit, versuchte etwas zu fühlen, aber er fühlte rein gar nichts. Er erinnerte sich, dass ihm der Cjlanuk sagte, er sei bereits tot. Er fühlte sich nicht verantwortlich.

Er saß lange genug auf dem Bett, um das Seil zu lösen, ihre Leiche aus dem Bett zu rollen und sie darunter zu verstecken. Die meiste Zeit des Tages lag er auf dem Bett und fühlte den Schmerz in seinen Beinen. Als der Abend kam, erhob er sich und schleppte sich unter Schmerzen in die Küche, entzündete ein Feuer und wärmte den Tee auf, den sie gemacht hatte. Er trank gerade davon, als der Dorfarzt vorbei kam und ihn dafür schalt, aus dem Bett aufgestanden zu sein. Dann fragte er ihn, warum seine Frau das zugelassen hätte.

»Sie ist nicht da«, sagte er. »Sie ist ausgegangen.«

»Ausgegangen?«, fragte der Doktor. »Jemand sollte bei Ihnen bleiben.«

Er zuckte mit den Schultern und erlaubte dem Arzt, ihm dabei behilflich zu sein, wieder ins Bett zu kommen. Er bat ihn, ihm etwas gegen die Schmerzen zu geben.

Der Arzt war erstaunt. »Aber ich habe Ihrer Frau bereits etwas gegeben«, sagte er.

»Ich will nichts, das mich einschlafen lässt. Ich möchte wach sein, wenn sie nach Hause kommt.«

Murmelnd öffnete der Arzt seine Tasche, entnahm ihr ein Fläschchen mit einer Flüssigkeit und eine Injektionsspritze. Die Nadel erhitzte er im Feuer, um sie zu sterilisieren. Er gab ihm eine Injektion und er spürte augenblicklich die watteartige Schwere, die sich in seinem Körper ausbreitete.

»Wollen Sie, dass ich bleibe, bis Ihre Frau zurückkehrt?«, fragte der Arzt. »Natürlich muss ich die Zeit in Rechnung stellen.«

Er gestikulierte ihn aus dem Haus.



Als der Arzt gegangen war, arbeitete er sich aus dem Bett. Er stand da und probierte seine Beine aus. Der Schmerz war noch vorhanden, aber die Spritze ließ ihn in den Hintergrund treten, so als ob er ihn nur beobachtete und nicht für sich selbst fühlte. Er begab sich in die Küche, nahm die restlichen Zündhölzer an sich und ging durch die Tür hinaus in die Dunkelheit.

Er humpelte an der Straßenlaterne vorbei, ging durch den östlichen Teil der Stadt, verschwand im Dschungel und bewegte ich auf den Berg zu. Es war ein schwerer Gang, er fühlte sich oft schwach und musste eine Pause einlegen. Einmal fiel er sogar hin und konnte kaum mehr aufstehen. Er erreichte den Fuß des Berges und bemerkte, dass er zu weit südlich herausgekommen war. Er musste einen Kilometer nach Norden gehen, bis er den Weg, der ihn hinaufführte, unter dem Mondlicht entdeckte.

Er begann zu klettern und tastete nach dem schmalen Pfad in der Dunkelheit. Der Verband an seinen Beinen war durchnässt vom Blut und anderen Flüssigkeiten und machte ein glitschiges Geräusch, als er sich bewegte. Auch sein Atem ging nur spärlich, und als er dreihundert Meter geklettert war, konnte er fast gar nicht mehr atmen.

Er drehte sich um und blickte zum Dorf, sah ein einziges Licht und dann ein paar andere Lichter, die aus den Häusern drangen, dann drehte er sich um und kletterte weiter.

Als er die Steinhütte erreicht hatte, ließ die Medizin nach. Er glaubte, das Bewusstsein zu verlieren. Er vermied es seine Beine anzusehen oder überhaupt darüber nachzudenken. Er wusste, dass er es nicht schaffen würde, den Weg zurück zu gehen.

Er legte seinen Kopf in die Öffnung der Höhle, entzündete ein Streichholz und hielt es hinein.

In der fernen Ecke stand ein Käfig, der teilweise mit einem gefiederten Mantel bedeckt war. Er ging langsam auf ihn zu, bis er vor ihm stand. Dann streckte er seine Hände aus, fasste den Mantel an einer Ecke und zog ihn mit einem Ruck zur Seite.

Der Käfig war leer. Er stolperte nach vorne und kollabierte auf dem dreckigen Boden. Sein Körper löste sich auf in einen Schwarm unheimlicher Vögel, die Flügel schlugen gegen das, was von ihm noch übrig war, bis er völlig verschwand und er sich drehte und drehte und sich in alle Teile der Nacht verwandelte.

MACHINA OBSCURA

Tobias Reckermann



... wachte in diesem Traum auf, so wie man mit einem Mal hellwach sein kann, wenn man glaubt, dass jemand bei einem im Zimmer ist, und man sich vor Angst nicht bewegen kann. Sitzend, in einem Sessel, ungünstig mit dem Rücken zu dem, was sich in dem Raum bewegte, der sich nachtdunkel und kalt ausstreckte. Die Umrisse eines Fensters und einer Tür, die nach draußen führten, doch zu weit entfernt schienen, um sie sicher erreichen zu können. Bilder an den Wänden, von denen sich schwach abzeichnende Gesichter mit schwarzen Augen auf ... schauten. Die Luft stand unverrückbar, wie die Gitterstäbe eines Käfigs.

... wagte kaum, sie einzuatmen, hörte das eigene Herz zu laut schlagen, fühlte Frostschweiß auf der Haut und den Nacken starr wie Eisen, wie einen Pfahl sich in den Schädel bohren. Die Arme auf den Lehnen, fürchtete ..., mochten sichtbar sein für die Quelle des Geräuschs von reißendem Holz, sie zu bewegen, würde aber doch nur noch größere Gefahr bedeuten. Reißen-des Holz, ein Knistern, Knirschen und schmerzhaft gedehntes Kreischen, als ob das Haus, zu dem das Zimmer gehörte, sich in seinem Kern selbst regte. Mit panisch großen Augen, die zu wenig Licht fanden und zu viel der Dunkelheit einließen, und zu weit geöffneten Ohren, maß ... die Entfernung zur Tür und lauschte auf ein sich Nähern der Schritte, Gigantenschritte, die gegen Wände stießen und Wände, die gegeneinander schlugen, und den Hass in dem Atem, der durch die Dielen gesaugt wurde. Die Zeit verging so, dass sie nicht kleiner zu werden, sondern zu wachsen schien, während der Körper unter ihrer Last der Erschöpfung entgegen ging. Wo sich nichts vor ... bewegte und doch von Präsenz angefüllt schien, sich alles hinter dem Rü-

cken abspielte – und was sich da abspielte! – und durch die Erschütterungen des Fußbodens in das schockstarre Skelett fortsetzte, saß ... bis Schlaf die Angst und den Körper übermannte.

Auf der Arbeit angekommen, wurde ... zuerst angestiftet, eine Spam-Nachricht zu öffnen. Sein Chef und er teilten die seltsame Vorliebe für schräges Netzzeug, und die ersten Worte am Morgen waren »musst Du Dir ansehen. Total abgefahren!«

Mit Kaffee, aber noch in Jacke, setzte sich ... also an den Arbeitsplatz, auf den Drehstuhl, den der Chef schon angewärmt hatte, wischte mit der Maus den Bildschirmschoner fort und klickte nach der aufgeregten Anleitung die oberste Mail im Postfach an. Chef atmete ihm über die Schulter und gluckste. »Stell besser den Kaffee hin. Buah!«

Etwas anders als Spam sonst, gab es auf den ersten Blick nichts zum Öffnen, stattdessen bewegte sich ganz von allein ein Video. ... wusste sofort, was Chef meinte. Das Design der Nachricht, externe Inhalte geladen, erinnerte an Kolonial-Stil, angestaubt, Altersflecken auf einer Uraltfotografie. Der Frame war der von einem altmeisterlichen Ölbild, Frakturschrift außen herum. Das Bild wurde gezoomt, langsam, eine Landschaft wie eine ganze Stadt nach dem Regen, ein Überflug, der sich der Oberfläche annäherte. Eine Geisterstadt, aber so, als sei alles aus der Erde gewachsen und von Witterung angegriffen, gefurcht. Dann kam eine zentrale Figur in Sichtweite, wurde größer beim Ranfahren, war eine Person, die zuerst noch selbst wie eins der abgeschliffenen Gebäude gewirkt hatte, aber jetzt deutlich herausstand – in einen Mantel gekleidet, der dieselbe Matsch- und Schieferfarbe hatte wie die Umgebung.

... bemerkte jetzt den Sound, der ganz unmerklich angeschwollen und jetzt ein vibröses Dröhnen war. Spannung stieg, so mit nicht ganz wachem Kopf und halb von Traum umnebelt. Er spannte die Backen an. Das Bild wurde plötzlich zum Vollbild, machte die Figur schlagartig größer und ... erkannte in dem Kragen und halb umschlossen von Kapuze ein Engels Gesicht, Alabaster, blendend weiß, Augen, die seinen Blick in Bann schlugen. Noch näher heran, die Augen brannten vor Schönheit, doch als das Bild nur noch Augen zeigte und der Zoom aussetzte, war da etwas: Die Pupillen leer und zugleich voll, tiefschwarz wie Tiefseegräben und die Iris um jedes der angefüllten Löcher – keine Iris. Die Augen waren nur aufgemalt über der weißen Haut und die Pupillen saßen darin in zu Fäusten geballten Schließmuskeln.

Die Schönheit platzte auf, ... wurde fast schlecht davon, und das Bild fiel in sich zusammen, zurück in den Frame und erstarrte.

»Whoaa!«, stieß er hervor und spürte Gänsehaut und ein Schaudern in der Wirbelsäule. »Shiiit!«

Als er sich umdrehte, sah er Chefs Mund offenstehen und dann sein triumphales Grinsen. »Oh, yeah! Wenn das mal nicht viral geht.«



Beide versuchten, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr sie wirklich gegruselt waren, und das bei allem, was sie schon gesehen hatten. Sie spielten drüber mit schlaudem Zeug, wie dass die Augen und die Landschaft so und so gerendert sein mussten, und stellten Vermutungen an, wie das Aufploppen mitten im Video programmiert war. Der Stil erinnerte sie hieran und daran, der Sound an ein anderes Video von der und der Seite. Beide lachten viel dabei, aber es hörte sich nicht wie Lachen an. Bei allen anderen Gelegenheiten würde ... das Video noch einmal laufen gelassen haben, beide verschwiegen das, obwohl Chef es ganz klar am Morgen schon mal gesehen hatte. Ihnen saß was in der Magenrube und rieb seine Stacheln an ihnen.

»Da hat heute schon zweimal jemand angerufen«, meinte Chef, »aber aufgelegt, bevor ich dran war. Ruf bitte unter der Nummer zurück, ja?«

»Klar, mach ich.« ... trank von dem Kaffee und schwenkte innerlich auf Arbeit ein. Geld verdienen. Noch mit Kaffee, jetzt ohne Jacke, ging ... los, besorgte sich das Telefon, rief die Nummer auf und wählte Rückruf.

Auf den Wählton folgte gleich ein statisches Brummen, dann ein Geräusch, das ... noch nie gehört hatte, wie eine Sirene, dann brach die Leitung ganz ab. Verwirrt wiederholte ... den Anruf. Diesmal dauerte das Brummen an, die Sirene blieb aus und die Leitung brach wieder ab.

Da offenbar mit der Nummer etwas nicht stimmte, rief er sie auf und fing an, sie ins Netz einzugeben, um herauszufinden, wer da angerufen hatte. Die Vorwahl war ihm nicht bekannt, der Suchmaschine aber auch nicht. Dann klingelte das Telefon von selbst und er ging dran, hörte nur noch ein Klick als der Anrufer auflegte. Es war dieselbe Nummer. Irgendeine Störung der Anlage oder des Anbieters oder was noch.

Da er das Postfach noch offen hatte und nach der Ablenkung wieder einen leichten Drang verspürte, sich die Nachricht anzuschauen, beschloss er, zu warten, bis der Anrufer sich selbst zurückmeldete.

... scannte die Mail: ~~Machina Obscura~~, die Überschrift in Fraktur, wie der Titel von einem alten Buch. Die Rahmenelemente, die hinterlegte Farbe und Textur, die an Tapete erinnerte. Der Video-Frame. Weitere Infos, Kontaktdaten und die Telefonnummer, die mit derselben unbekannten Vorwahl begann. Nach genauem Hinsehen war es genau dieselbe Nummer. Machina Obscura auf dem Firmentelefon.

»Fuck!« Spätestens jetzt wurde es schräg. ... legte das Telefon auf den Schreibtisch, schaute drauf, schaute auf die Mail und wieder aufs Telefon.

»Was ist?«

»Die haben angerufen!«

»Ja, wer denn?« Chef kam rüber.

... deutete auf den Bildschirm. »Die!«

»Schlag dreizehn.« Das war ihr Code für *Hoax*, für *Fake*, aber auch für *vielleicht doch kein Fake*.

»Wirklich«, sagte ..., »die Nummer hier«, und zeigte auf die Anzeige vom Telefon, dann auf die in der E-Mail.

»Komm, Du hast die Nummer gewählt.«

»Nein, echt nicht. Schau hier.« ... zeigte ihm, dass die Nummer schon am Morgen verzeichnet war, bevor er zur Arbeit gekommen war. Beide schauten sich mit offenen Mündern an. »Schlag dreizehn!«

Während der Arbeit war er abgelenkt, fühlte noch immer, wie sich der Blick dieser Augen in ihn bohrte oder vielmehr wie der ihn einsaugte. Dasselbe war irgendwie mit der Sirene der Fall, sie saugte ihn ein wie das Bild im Video ihn durch den Zoom verschluckt hatte. Seine Pause verbrachte ... damit, die Seite zu suchen, weil er nicht wagte, einfach den Link in der Nachricht zu benutzen. Er fand sie nirgends, auch nicht auf Social Media, wo sonst alles zu finden war, Bloody Memes, Horror-Vids, Kopfabreißer-Gifs von der Billigsorte und Leichentalk, was Chef und er sich so reinzogen und in dutzenden Gruppen geteilt und geteilt wurde, wovon es zahllose Seiten gab und noch zahllosere im Dunkelnetz und dort noch mehr von denen, die die ganze Sache vollkommen ernst meinten. Echte Horror-Sites, mit echten Leichen und, wenn man so wollte, echten Geistern und Dämonen.

Die Nachricht zu teilen wäre nicht nett gewesen. Er hatte sie sich selbst geschickt, aber sonst niemandem. Nur einen Screenshot postete er an den Orten, wo ihn am wahrscheinlichsten jemand zuordnen konnte. Nichts, niemand kannte es, alle fanden es *creepy*. Sein Feierabend ging mit der Suche nach Pfaden im unverzeichneten Raum, die zur obskuren Maschine führten, drauf. Eine Tätigkeit, die ... von der Welt abrückte. Nachdem, was man hier zu sehen bekam, ließ sich so ganz normalen Menschen nur schwer in die Augen schauen. Vielleicht konnten die ja sehen, was er gesehen hatte, wie eine Spiegelung seiner Netzhaut. Damit blieb man besser allein, tauschte sich nur mit Leuten aus, die dasselbe taten, wie Chef und ein paar andere, die sie beide persönlich kannten. Sie alle waren auf eine seltsame Weise selbst Monster, nicht weil sie taten, sondern weil sie zusahen, und das machte vielleicht den größten Reiz daran aus.

Hätte ... eine Freundin gehabt, wäre das mit dem Zeug schwierig geworden. Ja, es gab schon Frauen, die die Ästhetik darin sehen konnten, aber bei den wirklich miesen Foltersachen hörte auch bei denen der Spaß auf, wenn sie nicht durchgeknallt waren. Snuffs und Kannibalen, Verstümmelungen und derlei hätte er sich dann wahrscheinlich abgewöhnen müssen. Nicht, dass das ein Problem gewesen wäre.

Im Vergleich war die Nachricht absolut harmlos, nur auf Spannung und Stil aus und gar nicht so, dass auf den ersten Blick oder beim jetzt darüber Nachdenken klar ersichtlich gewesen wäre, was ihn daran so geschockt hatte. Der Sound war bei dem Wechsel auf Vollbild nicht lauter geworden und hatte auch danach keine Überraschungen gegeben. Die Verbindung mit dem Anruf war erst später dazu gekommen. Blieb nur der Stil des Ganzen und das war es, worauf ... eigentlich scharf war. Der Gewalttrip war Methadon, so etwas wie absichtliches Volldröhnen, weil der feine Horror zu selten war oder sich zu sehr wiederholte. Porno eben.



Verstrahlt ins Bett und noch lange mit Grübeleien halbwach, schlief ... spät ein und es kam ihm nur wie Sekunden vor, als er in diesem Zimmer aufwachte. Kalt, dunkel, staubige Luft und ein Lärm hinter ihm. Er saß in dem Sessel und wusste genau, dass er das schon mal geträumt haben musste. Vor ihm im Dunkel schwebend die Gesichter von Bildern mit

den Augen, die auf ihn schauten, die Tür und das Fenster, gerade zu weit entfernt, um aufzuspringen und sie zu erreichen. Er war vor Angst gelähmt und sein Herz hämmerte laut und sein Atem stockte und hinter ihm kratzte und kreischte es.

Krachende Schritte in seine Richtung wandten sich dann wieder fort und das, was die Geräusche machte, stieß heftig gegen Wände, schien den Raum wie ein in einem Schuppen eingepferchter Riese auszufüllen, ohne dass ... ihn sah. Der Atem kam noch dazu, der Unhold saugte Luft durch die Dielen und Ritzen im Holz, dass ihm die Haare wie Borsten abstanden und es eiskalt in seinem Nacken saß, sogar bis in die Lendenwirbel schmerzte und sein Brustkorb sich anfühlte wie ein Eisenkäfig.

Seine Augen schluckten Finsternis. Von den Schlägen vibrierte das Haus. Die Schritte entfernten sich, aber nicht weit genug, als dass er irgend-
etwas gewagt haben könnte. Und so verging Zeit, in der ... sich darüber klar wurde, dass er wirklich wach sein musste, nicht träumte, sondern wahrhaft in der Grube saß. Das hätte ihm beinahe den Atem geraubt, aber die Zeit verging weiter in dem andauernden Schockzustand und zehrte seine Kräfte auf. Völlig entkräftet schlief er in dem Sessel ein.



Am Morgen, im Spiegel sah ... wie eine Leiche aus. Er hatte schlecht bis kaum geschlafen, war andauernd wach gewesen, hatte Bilder vor Augen gehabt und einen Strom von Gedanken.

Wieder die Arbeit, die war heute hektisch, zu viel für einen Tag, und er wurde kaum wacher. In der Pause schlug es zu. Ein Dämmern in der Rest-
sonne mit hochgestelltem Jackenkragen und Wind im Haar, und auf einmal erinnerte ... sich an den Traum von der Nacht und sein Herz holperte. Jetzt war er hellwach und hatte noch immer die Szene aus dem Traum klar vor Augen, was bedeutete, er hatte Schatten vor den Augen, Dunkelheit, Kälte in den Knochen und ein klares Klirren der Schritte und des Lärms, den das Et-
was in dem Haus veranstaltete.

... schluckte. Sein Puls war zu schnell, der Atem zu flach, aber es war Tag und kein Traum, dass er hier im Wind saß und sich eigentlich etwas nervös auf Kat freute, die ihn nach der Arbeit zum Kaffee treffen wollte. Es war ein Date, und sie verdammt hübsch und so, dass ihm warm wurde,

wenn er sie ansah. Mit einiger Anstrengung schob er die Erinnerung an den Traum mit der Vorfreude und Aufregung wegen Kat beiseite, ging wieder rein und schaffte es fast, beides im Hintergrund zu halten und sich auf die Arbeit zu konzentrieren.

Nach der Arbeit im Kaffee geschah genau das: Kat sah etwas in seinen Augen, das er sich nicht ansehen lassen wollte, weil er sich dafür schämte. Sie war so schön und ihr Blick ließ ihn denken, dass er nicht das Biest war, sondern etwas wirklich Schlimmes oder das Gesicht von einem echten Monster trug. Dementsprechend war ihr Gespräch von seiner Seite aus mehr als nur ungeschickt. Andauernd fühlte ... seine Haut sich in verkehrte Falten legen und die Worte aus seinem Mund falsch herauskommen und er saß da wie ein Fremder vor der Frau, die er wenigstens ein bisschen beeindrucken musste. Sie verloren den Faden ihres Gesprächs oder es gab keinen Faden, nur Ansätze, die im Nichts verliefen. dass sie ein paar Jahre jünger war, ließ ihn sich nicht erwachsen fühlen. Vor Kat war er halbstark, ein Tollpatsch, und sie die Ältere. Da sie nicht schreiend wegrannte, stolperte er weiter durch seine Sätze und am Ende blieb es bei einer kurzen Umarmung und einem *Wir sehen uns bald*.

Womit er am Abend innen hohl und beschämt dasaß, noch nicht mal ins Netz schaute, sondern nur aus dem Fenster in die Dämmerung. Ziemlich spät und jetzt übermüdet schlief ... auf der Couch ein.



... wachte wieder in dem kalten dunklen Zimmer auf und hatte eine scheußliche Nacht, mit dem Unterschied, dass er sich am folgenden Morgen als erstes an den Traum erinnerte, sogar an die beiden ersten Male, ihm also bewusst wurde, dass er den Traum immer wieder träumte. Er schnaufte in den Spiegel, duschte dann heiß, weil ihm von der Nacht noch eiskalt war, und fragte sich, wie es jetzt weiterging.

Arbeit, Feierabend und wieder der Traum. Diesmal wusste ... im Traum von den vergangenen Nächten, war wirklich vollkommen klar und sich bewusst, in der Falle zu sitzen. Sein Körper war wieder starr vor Angst. An dem ganzen Traum veränderte sich nichts, bis auf die Schritte des Dings und den Lärm, von dem er jetzt meinte, er könne genauso gut von einem Erdbeben stammen, das die Fundamente des Hauses zerrüttete.

Und am Morgen war die Erkenntnis eisklar: Es war auf keinen Fall ein Traum. Das Zimmer war echt, die Dunkelheit echt und die Bilder und der unerreichbare Ausweg und vor allem das Monster. Ohne Erklärung vollkommen überzeugt. ... befand sich am Abgrund des Wahnsinns oder längst drüber oder noch schlimmer: Er war geistig gesund und irgendein Vorgang, den er nicht verstand, entführte ihn jede Nacht in die Hölle.

Er hätte jetzt mit seinem Chef reden können, nur hätte das überhaupt nichts gebracht. Der schaute ihn an wie einen Totenkopf, mit den schwarzen Ringen um die Augen, sagte nichts dazu. Hätten sie Kundenverkehr, würde er etwas gesagt haben, aber so gab es zu viel zu tun, um ein paar schlimme Nächte zur Sprache zu bringen.



Aus ein paar Nächten wurden mehr. Nach einer Woche ging ... zum Arzt, der ihm was zur Beruhigung verschrieb, weil er tagsüber ein Wrack war und seinen Job nicht deswegen verlieren wollte. Nicht zu einem Psychiater, er fühlte sich nicht geisteskrank im Sinn von verrückt, sondern im Sinn von – was? Zutiefst verstört, zerrüttet, entkräftet, ausgezehrt, gestalkt, gepeinigt, vollkommen verängstigt und trotzdem nicht wahnsinnig. Im Gegenteil.

Tatsächlich half ihm das Beruhigungsmittel, indem es ihn schlafen ließ. Der Nachtmahr – einen anderen Namen wollte ... ihm nicht geben – suchte ihn auch die folgenden Nächte heim, aber das Mittel ließ ihn früher in dem Sessel einschlafen. Am Tag wurde es besser. Er sah nicht mehr wie eine Leiche aus, obwohl er sich noch immer wie eine fühlte.

Es reichte, um zu funktionieren, nicht für mehr, nicht um sich mit Freunden zu treffen, Gespräche zu führen, Spaß zu haben oder Freude zu empfinden. Kat sah er einmal, zufällig, und sie wechselten ein paar Sätze. Es war so, als spräche ... hinter einem Vorhang, auf seiner Seite, sie auf einer anderen, die von ihm fort driftete. Es gab kein *Bis bald* als sie sich verabschiedeten.

Einmal blieb ... in der Bahn sitzen, bis zur Endstation, dann zurück und wieder bis an das Ende der Strecke, stieg erst beim dritten Mal an seiner Station aus. Im Dunkeln, ging nach Hause, ließ das blaue Licht seines Rechners allein die Wohnung erhellen, fühlte sich kühl, abgeschaltet, auf Warte-

schleife. Das wirkliche Leben fand in der Nacht statt. So in seinem eigenen Horror hatte ... kein Bedürfnis nach Netzhorror und brachte keinen Enthusiasmus auf, wenn Chef ihm etwas zeigte.

Stattdessen fing er an, sich nachts zur Wehr zu setzen. Wenn er jemals aus dem Zimmer fliehen wollte, musste er die Lähmung seines Körpers überwinden. Irgendwie der Starre entkommen. Das war jetzt auf schräge Weise noch schwieriger, weil ... sich von seinem Körper mehr und mehr losgelöst fühlte, weil sich nichts tat, nicht wirklich. Festgefrorene Glieder, die nicht unter seiner Kontrolle standen. Er, wie in einem unbeweglichen Raum, seinem eigenen Körper, gefangen. Aber ihm kam der Gedanke, das, was sich in seinem Rücken bewegte, müsste ihn längst gespürt haben, gefunden auch, hatte dazu genug Gelegenheit gehabt, und das beruhigte seinen Herzschlag, schwächte die Panik ein wenig. ... konnte wieder etwas ruhiger atmen, sich Gedanken machen, wie er hier raus käme, dass er nur die Knie bewegen musste, seinen Oberkörper vorbeugen, auf die Beine kommen und losrennen, die Tür aufstoßen – wenn sie denn offen war.

Wieder mal auf der Arbeit, am Netz, bekam ... eine Mail von einem Bekannten, mit *Machina Obscura* im Betreff. Da hatte er kaum noch dran gedacht. Ein Link zu einer Website. Eine Hintertür aus einem Waffenladen, Nummern und Symbole, Dot-Org, und er war drin. Verschiedene Frames auf Tapete, alles im selben Stil wie die ursprüngliche Mail. Nichts ließ sich öffnen, aber auf einem Feld holte der Mauszeiger den Schriftzug hervor: *Machina Obscura*. ... klickte darauf herum, links, rechts, hielt irgendwann den linken Knopf gedrückt und zog nach links rüber, wie beim Markieren, und die Schrift blieb sichtbar. Dann verschoben sich Buchstaben, verwandelten sich in andere, ein paar kamen hinzu, aus zwei Wörtern wurden drei: *Haec expositus es*. Der Frame flammte auf und füllte den Bildschirm. Zu sehen war ein dunkler Raum, nur angedeutet, und in der Mitte der kantige Umriss eines Kastens, wie ein Lautsprecher mit einem großen Bassfell in der Mitte. Wie ein antikes Radio. ... war gebannt, sein Blick war gebannt und er bemerkte im Zentrum des Tieftöners, oder was es auch war, ein Glimmen, elektrisch weißes Flackern. Eine Maschine, aber obskur, vor allem, wofür es überhaupt gut war, was es tat.

Jeder Versuch von der Seite aus vorwärts zu kommen oder wieder zurück zu gehen blieb erfolglos. Entweder bei der Maschine bleiben oder ganz

aussteigen. ... killte den Browser und als er ihn wieder öffnete, war er froh, dass er einfach nur seine Startseite anzeigte.

Jetzt hatte er nicht einmal Lust, es Chef zu zeigen, war mehr darum bemüht, es wieder zu vergessen. Zu tun gab es genug, ... ließ alles Private aus und der Tag verging wie ein gewöhnlicher Tag. Bis kurz vor Feierabend, als ... noch einmal Firmenmails checkte. Eine Nachricht von Machina Obscura. Seine Hand zitterte als er die Mail öffnete. Wie ein altertümlicher Briefkopf, ein Anschreiben: Hochgeschätzter Kunde, Ihre Bestellung befindet sich auf dem Versandweg und wird voraussichtlich [hier stand das Datum von Morgen] geliefert.

Er ließ die Maus los und sich in die Lehne seines Stuhls zurücksinken. Wer hatte denn etwas bestellt? Wer wollte das haben? ... glaubte nicht, dass Chef es getan hatte, erst recht nicht, ohne ihm davon zu erzählen. Er selbst hatte keine obskure Maschine bestellt, auf gar keinen Fall.

Wie um seine Spur zu verwischen, markierte ... die Mail wieder als ungelesen, fuhr den Rechner herunter und verließ ohne viel zu sagen die Firma. Ein kaltes Grausen im Rückgrat. Fuhr nach Hause, versuchte nicht zu denken, und ging schlafen mit der festen Absicht, aus dem verfluchten Sessel und dem kalten Zimmer zu entkommen.

Noch wach daliegend kam so etwas wie eine Klarheit über ihn. Seit dem ersten Traum und der seltsamen Nachricht von Machina Obscura war ... nicht mehr in derselben Welt, die er vor all dem gekannt hatte. Eine Horror-Wirklichkeit hatte ihn in Besitz genommen, vollständig, im Wachsein wie im Schlaf. Sein Bewusstsein existierte jetzt am Rand dessen, worin andere Leute mittendrin waren, einer Normalität, die alle, selbst die erklärten Skeptiker, als garantiert hinnahmen. Leute wie Kat, seine Freunde, Kollegen, Chef, alle. Er selbst, bevor er zum ersten Mal in dem kalten Zimmer erwacht war. Es schien möglich, dass dorthin kein Weg zurück führte. Morgen würde die Maschine geliefert werden, auf welchem obskuren Weg auch immer, auf wessen Wunsch auch immer, viel wahrscheinlicher ganz einfach ohne den Wunsch von irgendjemandem, einfach so. Was erwartete er denn, wohin es ihn verschlagen würde, wenn er durch die Tür des Zimmers entkam?

... schlief ein, mit dieser Frage ohne Antwort im Kopf und dem, was ihn erwartete vor den geschlossenen Augen.



Das dunkle Zimmer, ein Eindruck unbestimmbaren Alters, seine Augen mussten sich an das Fehlen von Licht gewöhnt haben, denn die Umrisse aller Dinge traten deutlicher hervor. Die Augen aus den Gemälden auch. ... spürte ihre Präsenz ebenso wie die des Etwas hinter ihm. Die Armlehnen des Sessels fühlten sich nicht nur kalt an, sein Atem stand nicht nur in der Luft, es war vielmehr wie eine Versteinierung seiner Sinne, die alles verhärtete. Die Panik war wieder da und peitschte seinen Herzschlag an. Das Krachen der Dielen spürte ... in den Knochen, noch immer so gewaltsam.

Wenn es irgendein Interesse an ihm hätte, müsste es ihn längst aufgespürt haben. Wahrscheinlich war er dem Ding völlig gleichgültig.

Das tat das Nötige. ... beugte sich vor, brachte Spannung in seine Beine, stieß sich mit den Händen von den Armlehnen ab, brachte sein Gewicht auf die Füße, drückte die Knie durch. Ein Gefühl brennender Erregung, Angst, die ihn nicht erstarren ließ, sondern vorwärts drängte, mit drei Riesenschritten zur Tür, das Krachen noch lauter hinter ihm, die Tür war nicht verschlossen und er stieß sie auf, sprang durch, war draußen.

Er konnte nicht anders als sich umdrehen, aber die Tür schlug zu, bevor er etwas erkennen konnte, sprang wie versteinertes Holz in den Rahmen, und ... stolperte rückwärts, wobei das Haus in sein Blickfeld strömte. Ebenso versteinertes Holz oder verwitterter Stein, das ganze Gebäude. Er wandte sich davon fort und lief, von seinem eigenen Herzschlag gehetzt.

Die Luft war so trocken, dass seine Lunge krampfte, er nicht weiter rennen konnte, nur noch stolpern – und sehen: Die ganze Stadt nach dem Regen. Gebäude und Straßen wie Tropfstein aus der Erde gewachsen oder erodiert, vom Ganzen herunter geschliffen, wie versteinertes Holz, von derselben Farbe wie der Himmel, in graues Licht getaucht. Keine Türen und Fenster in den leeren Öffnungen, wie Augenhöhlen von Totenköpfen. Vor allem keine Menschen. ... erwartete instinktiv den Flügelschlag und Jagdschrei von Pterodaktylen, kauerte, schleppte sich weiter. Wohin er geflohen war, war nicht Sicherheit, sondern schlimmer als der kalte dunkle Raum selbst. Staub oder Asche lag in der Luft über der Stadtwüste und er lief und lief.

Über die Krater- und Trümmerlandschaft eines toten Planeten, weil sich nichts hier nach Leben anfühlte, wenn auch nach einem Trachten. Erst

daran erkannte ... die Umgebung wieder. Es war die Landschaft des Video-clips. Machina Obscuras Welt, in deren Zeitstrom er auf jene Gestalt zulief, die selbst aus dem gewachsen zu sein schien, was er nur als die entfleschten Knochen seiner eigenen Welt zu begreifen vermochte.

Der Blick aus den Augen war die einzige Präsenz und er das einzige Wesen, auf das sich der Blick richtete. Er sah das weiße Gesicht vor sich, die wunderschönen Augen, die nur aufgemalt und in Wirklichkeit bodenlose Gräben waren, und ... stürzte haltlos in ihre Tiefe.



Als ... erwachte, war sein Zimmer in graues Licht getaucht. Tropfen schlugen ans Fenster. Das Bett war zerwühlt und er selbst nassgeschwitzt. Jeder Knochen schmerzte beim Aufstehen. Er schaute aus dem Fenster, sah die von Regen graue Stadt unter schiefergrauem Himmel und dachte an die Arbeit, daran, dass heute die Lieferung käme. Machina Obscura, die unerwünscht auf dem Weg zu ihm war, von deren Funktion, Antrieb und Herkunft er nur den beängstigenden Schimmer einer Ahnung hatte.

DER ROTE TURM

Thomas Ligotti



Die Fabrikrui­ne erhob sich dreigeschossig in einer sonst gesichtslosen Landschaft. Obzwar auf ihre Weise durchaus beeindruckend, beanspruchte sie die am wenigsten auffällige Stelle innerhalb der grauen Leere ihrer Umgebung, wo ihre Existenz lediglich einen blassen Farbfleck vor einem eintönigen Horizont ausmachte. Keine Straße führte zu der Fabrik, noch existierten Spuren einer solchen, die einstmals in ferner Vergangenheit dorthin geführt haben mochte. Wenn jemals eine derartige Straße vorhanden gewesen war, so wäre sie einem nutzlos vorgekommen, sobald sie eine der vier roten Ziegelmauern der Fabrik erreicht hätte, sogar in jenen Tagen, als die Anlagen noch vollständig in Betrieb waren. Der Grund dafür war klar: in die Fabrik waren keine Türen eingebaut worden, und keine Verladerampen oder Einfahrten gewährten Einlass durch die Außenmauern des Bauwerks, das auf allen vier Seiten aus festem Backstein bestand, ohne auch nur ein einziges Fenster unterhalb des zweiten Stockwerks. Das Phänomen einer großen Fabrikanlage, die derart von der Außenwelt abgeschottet war, war ein Gegenstand beträchtlicher Faszination für mich. Es erfüllte mich beinahe mit Bedauern, als ich schließlich von dem unterirdischen Zugang zu der Fabrik erfuhr. Doch lieferte diese Enthüllung ihrerseits einen fruchtbaren Boden für mein wahrhaft degeneriertes Faible für das Erstaunliche, für meine morbide Faszinationsgabe.

Die Fabrik hatte lange in Ruinen gelegen, ihre zahllosen Ziegel zerbröckelt und mürbe, ihre unzähligen Fenster zersplittert. Jedes der drei mächtigen Stockwerke, die sich über die ebene Erde erhoben, war unbewohnt, bis auf den Staub und die Stille. Von den Maschinen, die dicht an dicht in den

drei Stockwerken standen und auch darunter beträchtlichen Raum beanspruchten, heißt es, sie seien verdampft, ich wiederhole: *verdampft*, bald nachdem die Fabrik den Betrieb eingestellt hatte, unter spärlicher Hinterlassung einiger geisterhafter Silhouetten von tiefen Bottichen und Tanks, labyrinthischen Leitungen und Rohren, knirschenden Zahnrädern und Hebeln, riesigen Treibriemenanlagen und Schwungrädern, die im Licht der Abenddämmerung deutlich zu sehen waren – und später dann nicht mehr. Laut diesen gänzlich auf Einbildung beruhenden Berichten hatte der rote Turm, wie die Fabrik genannt wurde, die Eigenart, von Zeit zu Zeit zu *verschwinden*. Den Aussagen verschiedener dem Wahnsinn verfallener oder im Sterben liegender Zeugen zufolge gründete dieses Phänomen auf einer tiefen Gegnerschaft zwischen dem lauten und Gestank verbreitenden Betrieb der Fabrik und der eintönigen Reinheit der sie umgebenden Landschaft, ein Widerstreit, der manchmal zu dem vorübergehenden Verschwinden oder der zeitweiligen Entstofflichung des einen oder anderen der beiden führte.

Trotz der scheinbar geisteskranken oder unglaublichen Zeugen kam es mir vor, als verdienten diese Aussagen mehr als nur flüchtiges Zuhören. Der legendäre Widerstreit zwischen der Fabrik und dem grauen Terrain, das sie umgab, konnte sehr wohl das Hirngespinnst von Individuen sein, die Opfer fortgeschrittenen körperlichen und geistigen Verfalls waren. Dennoch vertrat ich die Theorie, und vertrete sie noch, dass der rote Turm nicht immer von dieser sonderbaren Farbe war, der er letztlich seinen Ruhm verdankte. Demnach war die *Rotwerdung* der Fabrik ein Verrat, ein Bruch, denn ich halte die Behauptung aufrecht, dass dieses alte Bauwerk in längst vergessenen Tagen von derselben fahlen Färbung war wie die Welt, die es umschloss. Mehr noch: mit einer Klarsicht, die einer an Verzweiflung grenzenden Empfindungslosigkeit entsprang, erkannte ich, dass der rote Turm niemals ausschließlich für die banalen Aufgaben einer gewöhnlichen Fabrik bestimmt gewesen war.

Unterhalb der drei aufragenden Geschosse des roten Turms existierten zwei, möglicherweise drei weitere Ebenen. Diejenige, welche unmittelbar unter dem Erdgeschoss der Fabrik lag, war der Knotenpunkt eines einzigartigen Verteilersystems für jene Güter, die in allen drei darüberliegenden Stockwerken produziert wurden. Diese erste unterirdische Ebene hatte in vielem die Anmutung – und funktionierte in der Art – eines alten Bergwerks. Aufzugskabinen, die von starkem, verborgenem und angerostetem

Maschendraht umkleidet waren, stiegen tief unter die Erdoberfläche in einen weiten Raum ab, der roh aus der felsigen Erde gebrochen und willkürlich von dichten Stützkonstruktionen durchschnitten war, einem kreuz und quer verlaufenden Gewirr von Pfosten und Balken, Sparren und Streben, die aus einer Vielzahl von Materialien bestanden – Holz, Metall, Beton, Knochen sowie einem feinen, widerstandsfähigen Gewebe, das sehnig und ziemlich stabil war. Von diesem zentralen Gelass wich ein System von Tunneln ab, das den Boden unter dem grauen und platten Land unterhöhlte, welches den roten Turm umgab. Durch diese Tunnel konnten die Waren transportiert werden, die in der Fabrik hergestellt wurden, manchmal buchstäblich mit der Hand, häufiger jedoch mittels kleiner Loren und Karren, die in die Nähe und Ferne zu den verborgensten und verschiedenartigsten Lieferzielen abgingen.

Die Produkte, die ursprünglich von dem roten Turm hergestellt wurden, waren in mancher Hinsicht bemerkenswert, jedoch nicht, zumindest in der ersten Zeit, von besonders außergewöhnlicher oder anspruchsvoller Art. Es war ein schauriges Sortiment von Gütern, die vielleicht am besten als *Produktneuheiten* bezeichnet werden können. Am Anfang waren die Objekte und Konstruktionen, die von den Maschinen des roten Turms gefertigt wurden, von chaotischer Inkonsistenz, von einer Konzeptlosigkeit, die verschwommene Dinge ohne feste Größe oder Gestalt hervorbrachte. Manchmal kam ein aschener Klumpen zum Vorschein, der den Anklang an ein Gesicht oder Klauenfinger vortäuschte, oder auch eine Anordnung, die wie ein Kästchen mit winzigen unregelmäßigen Rädern aussah, meistens aber wirkten die frühen Produkte verhältnismäßig harmlos. Doch wie es stets der Fall ist, traten nach einer Weile Dinge in Erscheinung, welche eine harmlose, unspektakuläre Wirrnis – die nie ein dauerhafter Zustand ist – nicht zuließen und stattdessen die angemesseneren Absichten und Pläne eines auf Böses zielenden Schöpferwillens verfolgten.

So geschah es, dass der rote Turm die Produktion seiner furchtbaren und bestürzenden Palette einzigartiger Produktneuheiten aufnahm. Unter den von nun an verfertigten Objekten und Konstruktionen gab es einige von beinahe unschuldiger Natur. Zu diesen zählten winzige, zerbrechliche Kameen, die schwerer waren, als ihre Größe vermuten ließ, sehr viel schwerer, sowie Medaillons, deren schimmernde Außenseite aufschnappte, um in ihrem Inneren einen dunklen, widerhallenden Abgrund zu enthüllen, eine

tiefe Schwärze voller tosender Echos. Dieselbe Produktpalette enthielt eine Serie lebensechter Nachbildungen innerer Organe und anatomischer Gebilde, von denen viele ein fortgeschrittenes Krankheitsstadium aufwiesen und die sich bei der Berührung sämtlich unangenehm warm und weich anfühlten. Es gab eine falsche abgetrennte Hand, deren Fingernägel nachts um mehrere Zentimeter wuchsen, immer in der Nacht mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Es wurden zahlreiche natürliche Objekte entworfen, meist knollige Kürbisse, die einen anhaltenden, ohrenbetäubenden Schrei ausstießen, wann immer sie aufgehoben oder auf andere Weise in ihrer Gemüseruhe gestört wurden. Schwer identifizierbar waren andere Objekte, etwa erstarrte Brocken aus Lava, in deren schartiges Eruptivgestein ein Paar triefender Augen eingearbeitet war, die ihren stieren Blick unaufhörlich von Seite zu Seite verdrehten wie ein unerbittliches Pendel. Und es gab auch ein unscheinbares Stück Zement, ein Bruchstück aus irgendeinem Straßenbelag oder Bürgersteig, das einen höchst hartnäckigen Fleck, schleimig und grün, auf jeder Oberfläche hinterließ, auf der es stand. Jedoch wurden solche eher simplen Artefakte schließlich von spezifischeren Objekten und Konstruktionen gefolgt – und letztendlich abgelöst. Ein Beispiel für diese komplexere Variante von Produktneuheiten war eine verzierte Spieldose, die, wenn sie aufgeklappt wurde, ein kurzes gurgelndes oder suckelndes Geräusch in Anlehnung an das Todesröcheln eines Sterbenden ausstieß. Ein weiteres Produkt, das im roten Turm in großen Mengen hergestellt wurde, war eine Taschenuhr mit Goldgehäuse, die in geöffnetem Zustand ein Chronometer offenbarte, dessen Ziffern aus winzigen angstbebenden Insekten bestanden, während die rotierenden Zeiger schlanke, rosafarbene Eidechsenzungen darstellten. Doch weisen diese Beispiele noch längst nicht auf das Warenangebot voraus, welches die Fabrik während der Phase ihrer Produktneuentwicklungen verließ. Immerhin sollte ich die exotischen Teppiche erwähnen, in die komplizierte, abstrakte Muster eingewoben waren, welche sich, wenn man sie über einen bestimmten Zeitraum betrachtete, zu fließenden phantasmagorischen Szenen fügten, wie sie ein fieberheißes oder sogar dauerhaft geschädigtes Gehirn heimsuchen mögen.

Wie mir enthüllt wurde, und wie ich bereits Ihnen enthüllt habe, war das Behelfsmittel, das die Auslieferung der im roten Turm hergestellten Produktneuheiten ermöglichte, ein System von Tunneln in der ersten Kellerebene, nicht der zweiten (oder vielleicht auch dritten), welches unter das

dreigeschossige Fabrikgebäude gegraben worden war. Es scheint, als wären diese Ebenen nicht notwendig Teil des ursprünglichen Fabrikkomplexes gewesen, sondern im Grunde eine widersinnige und abnorme Erweiterung, die sich möglicherweise erst ausformte, als das Bauwerk, das als roter Turm bekannt ist, im Laufe der Zeit seine eigene Verwandlung aus einem früheren Stadium heraus durchmachte, bis es schließlich zu einer unbedeutenden Fabrikationsstätte wurde. Diese Wandlung hätte dann die Ausschachtung – ob von oben her oder von unten, vermag ich nicht zu sagen – eines Tunnelsystems erfordert, um die Produktneuheiten zu verschicken, die eine Zeitlang von der Fabrik gefertigt wurden.

Als die einzigartigen Erfindungen des roten Turms ihre endgültigen Formen gewonnen hatten, schien es, als hätten sie einen eigenartigen Bestimmungsort, an den sie mit der Hand oder mittels kleiner Loren oder Karren, die über mitunter beträchtliche Entfernungen durch das unterirdische Tunnelsystem gezogen wurden, verschickt werden sollten. Wo sie schließlich auftauchen würden, blieb jedermanns Mutmaßungen überlassen. Vielleicht im hinteren Teil eines engen Schrankes, begraben unter einem Haufen unidentifizierbaren Gerümpels, wo eine Produktnovität von seltener Neuartigkeit eine Zeitlang läge, ehe sie durch reinen Zufall oder irgendein Unglück aufgestöbert würde. Umgekehrt könnte dieselbe Erfindung, oder auch eine ganz andere, auf dem Nachtschrank neben jemandes Bett platziert worden sein, um bald danach gefunden zu werden. Jeder Bestimmungsort war möglich, keiner lag außerhalb der Reichweite des roten Turms. Es gab sogar Kunde – entweder in extrem hysterischer oder halb unbewusster Form – von Produkten der Fabrik, die das Innere eines lebenden Körpers zum Versteck gehabt hatten, oder eines solchen, der noch nicht sehr lange tot war. Mir ist klar, dass eine derartige Leistung in der Macht der Fabrik stand, angesichts des fernerer Fortgangs ihrer Operationen. Doch meine eigene degenerierte Fantasie wird am meisten gefesselt von der Überlegung, wie viele dieser monströsen Produktneuheiten, die im roten Turm angefertigt wurden, voll zielstrebigem Bedachts – und allein auf dem Weg durch diese endlosen unterirdischen Tunnel – an waghalsig abgelegene Orte expediert wurden, wo sie niemals gefunden werden sollten, und niemals gefunden werden können.

Gerade, als die Fabrik sich zu einem Herstellungszentrum für Produktneuheiten entwickelte und ihr System von Verteilertunneln schuf, wurde

eine Erweiterung dieses Systems nötig, weil sich allmählich eine vollkommen neue Produktionsphase ausbildete. In die maschendrahtumkleidete Aufzugskabine, welche die obere Region der Fabrik mit den unterirdischen Tunneln verband, wurde nun ein spezieller Hebel eingebaut, welcher, wenn er nach vorne gedrückt wurde, oder vielleicht auch nach hinten (solche Details entziehen sich meiner Kenntnis), es möglich machte, zu einer zweiten unterirdischen Ebene hinabzugelangen. Dieses später ausgeschachtete Areal war viel kleiner, weit intimer, als das unmittelbar darüber befindliche, wie in demselben Moment ersichtlich wurde, in dem die Aufzugskabine anhielt und das komplette Szenario sich dem Blick darbot. Das Bild, das sich dem wenig verlässlichen Sinn von Augenzeugen einprägte, glich in vielerlei Hinsicht dem eines abgeschiedenen Friedhofs, umgeben von einem schiefen Zaun aus weit auseinanderstehenden Latten, die von rostigem Draht zusammengehalten wurden. Die Grabmäler innerhalb des Zauns drückten sich eng aneinander und waren recht gewöhnlich, wenn auch etwas altertümlich im Aussehen. Allein, es standen keine Namen oder Daten auf diesen Gedenksteinen, genaugenommen überhaupt keine Inschriften, abgesehen von einigen rudimentären und abstrakten Verzierungen. Davon konnte sich aber nur überzeugen, wer dem unterirdischen Friedhof sehr nahekam, denn das Licht war auf dieser Ebene düster und trügerisch und rührte ausschließlich von den glühenden Steinwänden her, die das Areal einfassten. Diese Mauern schienen mit phosphoreszierender Farbe getüncht, die den Friedhof in einen dichten, grauen Dunst hüllte. Am längsten – wie lang genau, vermag ich nicht zu sagen – konzentrierten sich meine morbiden Träumereien auf dieses düstere Bild eines Friedhofs unterhalb der Fabrik, eines unterirdischen Totenackers, der von einem windschiefen Lattenzaun umgrenzt war und erhellt von der sehr unvollkommenen Beleuchtung durch phosphoreszierende Farbe, die auf Steinmauern gestrichen war. Ich muss an dieser Stelle das Bild selbst hervorheben, ohne auf die Dienlichkeit dieses Ortes einzugehen, will sagen auf die Funktion, die er in Bezug auf die darüber gelegene Fabrik erfüllte.

Die Wahrheit ist, dass von einem bestimmten Punkt an sämtliche Funktionen der Fabrik unterirdisch auf die Friedhofsebene verlagert wurden. Lange vor der vollständigen *Verdampfung* des Maschinenparks des roten Turms geschah etwas, das die Einstellung aller Tätigkeiten innerhalb jener drei Geschosse der Fabrik erforderlich machte, die über der Erde lagen. Die

Ursachen für diesen Vorgang liegen zutiefst im Dunkeln und sind allenfalls dann Gegenstand der Betrachtung, wenn ein Zustand hoffnungsloser und verzehrender Neugierde seinen Höhepunkt erreicht hat, wenn das versenkende Licht der Spekulation so stark wird, das es alles, auf das es scheint, zu Asche zu verbrennen droht. Für mein Verständnis scheint es absolut angemessen, sich an dieser Stelle die langanhaltenden Spannungen ins Gedächtnis zu rufen, die zwischen dem roten Turm, der in meinen Augen nicht immer eine solche Farbe hatte und einen solchen Namen trug, und der grauen und platten Landschaft bestanden, welche dieses Bauwerk in jeder Richtung umgab und sich nach allen Seiten in unendliche Fernen erstreckte. Doch unterhalb des Erdgeschosses der Fabrik war das eine andere Sache: hier war es, wohin sich ihre Operationen ab einem bestimmten Punkt zurückzogen; hier, vor allem auf dieser Friedhofsebene, war es, wo sie ihren Fortgang nahmen.

Offenbar hatte der rote Turm eine Verfehlung oder Übertretung begangen, stellten seine lärmenden Arbeitsvorgänge und absonderlichen Produkte – vielleicht sogar seine schiere Existenz – für die unveränderliche Ruhe der Welt ringsum eine Anstößigkeit dar. Meiner persönlichen Überzeugung nach war ein Betrug im Spiel gewesen, der verräterische Bruch eines Vertrages. Ich kann mir gut eine Zeit vor der Existenz der Fabrik ausmalen, bevor irgendeine ihrer Eigentümlichkeiten das gesichtslose Land gegen sich aufbrachte, welches sich so grau und unwirtlich nach allen Seiten ausdehnte. Wenn ich träumend über der grauen Unwirtlichkeit jener Landschaft sinne, finde ich es auch gar nicht schwer, mir vorzustellen, dass eine Entgleisung innerhalb dieser monumentalen Langeweile stattgefunden hatte, ein plötzliches und unerklärliches Bedürfnis, von einer trostlosen Perfektion abzuweichen, vielleicht sogar ein unüberwindliches Verlangen, sich gegen eine provozierende Mangelhaftigkeit zu wehren. Als ein Zugeständnis gegenüber diesem Bedürfnis oder diesem Verlangen aus dem Nichts heraus, als eine minimale Kapitulation, fand ein Schöpfungsakt statt und nahm ein Bauwerk Gestalt an, wo es dergleichen zuvor noch nie gegeben hatte. Ich stelle es mir, zu Anfang, als eine kaum erkennbare Auflockerung der Landschaft vor, als lediglich die Skizze eines Gebäudes, möglicherweise durchsichtig bei seinem ersten Erscheinen, eine graue Verdichtung, die sich aus dem Grau erhob und wie ein ausnehmend geschmackvolles und harmonisches Muster in sie hineingeprägt schien. Doch haben solche Gebäude oder

Schöpfungen ihre eigenen Begierden, ihre eigenen Bestimmungen zu erfüllen, ihre eigenen Mysterien und Mechanismen, denen sie folgen müssen, egal zu welchem Preis.

Aus einer grauen und unwirtlichen und vollkommen gesichtslosen Landschaft war ein ödes Bauwerk geformt worden, ein bleicher, möglicherweise durchsichtiger Turm, der im Laufe der Zeit begonnen hatte, sich in eine Fabrik zu verwandeln und – wie als Ausdruck einer höchst grotesken Feindseligkeit – eine Palette reichlich morbider und abstoßender Produktneuheiten zu entwickeln. Als Akt der Anstößigkeit nahm er ab einem bestimmten Punkt mit rätselhafter Leidenschaft für Verrat und Perversion eine rote Färbung an. Oberflächlich betrachtet mochte der Turm als eine wundervolle Ergänzung zu der grauen Unwirklichkeit seiner Umgebung erscheinen, eine einzigartige, malerische Komposition mit dem Zweck, die glorreiche Essenz eines jeden von beiden hervorzuheben. In Wahrheit jedoch bestand zwischen ihnen eine abgrundtiefe und unauslöschliche Feindschaft. Es fand ein Versuch statt, den roten Turm ins Nichts zurückzustößeln, oder ihn zumindest zurück in die formlosen Ursprünge seiner Existenz zu drängen. Damit meine ich natürlich jene Kräftedemonstration, die mit der *Verdampfung* des reichhaltigen Maschinenarsenals der Fabrik endete. Jedes der drei Stockwerke des roten Turms war gesäubert worden, gereinigt von seinen anstößigen Fertigungskapazitäten für Produktneuheiten, und jener Teil der Fabrik, der sich oberhalb der Erde erhob, blieb zurück, um zur Ruine zu verfallen.

Wären die Maschinen des roten Turms *nicht* verdampft worden, ich glaube, der unterirdische Friedhof, oder etwas ganz ähnliches, wäre zu gegebener Zeit dennoch entstanden. Dies war die Richtung, welche die Fabrik von Anfang an eingeschlagen hatte, wie eine ihrer späteren Produktneuheiten zeigte. Maschinen wurden überflüssig, als die krankhafte Manie des roten Turms sich vertiefte und experimentelleren, geradezu visionären Projekten zuwandte. Ich habe bereits berichtet, dass die Grabsteine auf dem unterirdischen Friedhof der Fabrik die Namen der Begrabenen vermissen ließen, desgleichen ihre Geburts- und Todesdaten. Auch diese Tatsache wird von zahlreichen Berichten bestätigt, die in halb hysterischem Gebrabbel mitgeteilt wurden. Die Bedeutung dieser unbeschrifteten Grabsteine wird klar, wenn man sie intensiv betrachtet, wie sie schief und eng gegeneinandergedrängt in dem phosphoreszierenden Dunst stehen, der von den leuch-

tend getünchten Wänden ausgeht. Von keinem dieser Gräber, soviel ist sicher, kann gesagt werden, es beinhalte einen Begrabenen, dessen Name und Lebensdaten eine Inschrift auf den Grabsteinen erfordern würden. Bei ihnen handelte es sich nicht um das, was man *Beerdigungs-Gräber* nennen könnte. Womit gemeint ist, dass sie in keiner Weise Gräber zum Zweck der Beerdigung von Toten waren, sondern ganz im Gegenteil: dies waren Gräber nach einem höchst unkonventionellen Konzept, aus denen die neuesten Produkte des roten Turms geboren werden sollten.

Von ihrer Anfangstätigkeit als Hersteller von extravaganten Produktneuheiten war die Fabrik nun dazu übergegangen, auf dem Gebiet der Erschaffung von Gütern tätig zu werden, die unter der Bezeichnung »Hyper-Organismen« bekannt werden sollten. Auch diese neuen Produkte waren von erschreckend extremer Natur und verkörperten eine noch stärkere Gegnerschaft des roten Turms zu der platten und grauen Wüstenei, in deren Zentrum er emporwuchs. Wie die Bezeichnung *Hyper-Organismen* andeutet, besaß diese Produktlinie die essenziellen Eigenheiten ihres organischen Wesens, was bedeutete, dass ihre beiden elementarsten Merkmale in wildem Widerstreit miteinander lagen. Denn zum einen offenbarten sie eine enorme Vitalität in jedweder formalen und funktionellen Hinsicht; andererseits offenbarten sie parallel dazu in denselben Bereichen ein unentrinnbares Element des *Verfalls*. Damit soll gesagt werden, dass jeder dieser Hyper-Organismen, selbst während er vor einem obszönen Überfluss vitaler Impulse sprühte, in gleichem Maße und zu gleicher Zeit den tiefen Stempel von Degeneration und Tod trug. In Übereinstimmung mit einer Tradition zur Sprachlosigkeit verdammten Wahnsinns erscheint es desto besser, je weniger über diese Ausgeburten der *Gebär-Gräber*, oder irgendwelche ähnlichen Kreaturen, verlautet. Ich selbst tappte derart im Dunkeln, dass ich mich in wilden Spekulationen über die verlockenden Besonderheiten all dieser hyperorganischen Phänomene verlor, die in dem unterirdischen Friedhof des roten Turms ausgebrütet wurden. Obwohl wir füglich annehmen dürfen, dass derartige Kreaturen nicht gerade schön zu nennen sind, können wir für unseren Teil nichts von den Mysterien und Mechanismen wissen, mit deren Hilfe diese Kreaturen – um ein Beispiel zu nehmen – sich durch die dunstige Phosphoreszenz jener unterirdischen Welt bewegten; welche knirschende und krampfhaftige Verrenkungen sie, wenn überhaupt, zu vollführen in der Lage waren; welche Geräusche sie hervorgebracht haben mochten oder wel-

che besonderen Organe sie besaßen, um diese zu erzeugen; welchen Anblick sie boten, wenn sie sich aus verborgenen Schatten hervorschälten oder an jenen namenlosen Grabsteinen kauerten; welch waghalsige Mutationsstufen sie im Gefolge ihres Larvenstadiums auf der nackten Erde des Friedhofs durchgemacht haben mussten; welche Ausscheidungen ihre Leiber in Form von Flüssigkeiten und Sekreten produziert oder abgesondert haben mochten – wie sie auf die Verstümmelungen ihrer Gestalt aus experimentellen oder rein sadistischen Gründen reagiert haben mochten. Oft male ich mir aus, welche verzweifelt um sich schlagenden und verbissenen Versuche diese Kreaturen womöglich unternahmen, um sich aus jener beengenden Umgebung zu befreien, die ihre missgebildeten oder nichtexistenten Hirne niemals zu verstehen begannen. Sie wären – gleich mir – niemals in der Lage gewesen, zu begreifen, zu welchem Zweck sie von jenen Gräbern ausgebrütet worden waren, diesen Gebäpparaten für Hyper-Organismen, kleinen Fabriken aus Fleisch, die tief im Schoße der größeren Fabrik, des roten Turms, arbeiteten.

Es konnte schwerlich überraschen, dass es der Produktion von Hyper-Organismen nicht lange gestattet war, ihren Fortgang zu nehmen, ehe eine zweite Welle der Zerstörung über die Fabrik hinwegfegte. Dieses Mal war es nicht nur eine *Entstofflichung* und schließliche Verdampfung der Maschinen, die sich ereignete; diesmal war es etwas weit brutaleres. Erneut wurden Kräfte der Zerstörung gegen die Fabrik entsandt, besonders gegen den unterirdischen Friedhof auf seiner zweiten Untergrundebebene, nachdem das dreistöckige Bauwerk, das sich oberirdisch erhob, bereits als echobehauste Ruine zurückgelassen worden war. Informationen über das, was vom Friedhof und seinen raffiniert blasphemischen Werken übrigblieb, sind mir nur in Form von bebendem und übel entstelltem Geflüster über Blutvergießen und Verwüstung und restloser Zerstörung unnennbarster Art zur Kenntnis gelangt. Diese nämlich Quellen scheinen diesen Vorfall auch als den Höhepunkt, wenn nicht den Abschluss der lang andauernden Feindseligkeiten zwischen dem roten Turm und jener graufarbenen Halde der Ödnis zu betrachten, die ihn von allen Seiten umringte. Ein derart vernichtendes Ereignis würde die Karriere des roten Turms scheinbar beendet haben.

Dennoch gibt es Anzeichen, dass die Fabrik, dem Anschein zum Trotz, weiterhin aktiv ist, ungeachtet ihres Zustands als stumme Ruine. Alles in allem hielten das Verdampfen der Maschinen, die in dem dreistöckigen, roten

Ziegelsteinbau der Fabrik zahllose Produktneuheiten vom Band fließen ließen, und auch das unaufhaltsame Veralten ihres komplizierten Tunnelsystems in der ersten unterirdischen Ebene die Fabrik nicht davon ab, ihr Werk mit anderen und heimlicheren Mitteln weiterzutreiben. Die Arbeit in der zweiten unterirdischen Ebene (der Friedhofsebene) schritt zeitweilig bestens voran. Nach der grausamen Dezimierung jener genial ersonnenen und fruchtbaren Gräber und ihrer Hervorbringungen hätte der Anschein entstehen können, als sei die produktive Phase des roten Turms zum Abschluss gebracht worden. Doch es gibt Hinweise darauf, dass unterhalb der dreigeschossigen oberirdischen Fabrik, unter der ersten und zweiten Ebene, eine *dritte* Ebene unterirdischer Betriebsamkeit existiert. Vielleicht ist es nur ein Bedürfnis nach Symmetrie, ein Hunger nach kompositorischer Ausgeglichenheit der Dinge, der zu einer Reihe äußerst nebulöser Gerüchte über diese dritte unterirdische Ebene geführt hat, damit den drei Fabrikgeschossen, die sich oberirdisch in die graue und gesichtslose Landschaft erheben, eine Art Gegengewicht zugeteilt wird. Auf dieser dritten Ebene, so behaupten die Gerüchte, wird der Produktionsplan der Fabrik in neuer und seltsamer Weise verwirklicht und verfolgt sein ehrgeizigstes Ziel in dem Ausstoß leichenfauler Schöpfungen, welche die degenerierte Firmentradition zur Vollenendung bringen, indem sie eine Perfektionierung des Unvollkommenen und Ordnungswidrigen anstreben, ganz im Einklang mit jedem der verfälschten und dunklen Gerüchte, die über dieses Thema kursierten.

Vielleicht hat es den Anschein, als hätte ich zu viel über den roten Turm gesagt, und vielleicht hat es sich viel zu seltsam angehört. Glauben Sie nicht, ich sei mir solcher Dinge nicht bewusst. Aber wie ich in diesem Dokument mehrfach hervorhob, wiederhole ich lediglich, was ich gehört habe. Ich selbst habe den roten Turm nie gesehen – niemand hat das je getan, und möglicherweise wird auch niemand es je tun. Und dennoch – wohin immer ich gehe, reden die Menschen darüber. Auf die ein oder andere Weise reden sie über die alptraumhaften Produktneuheiten oder über die geheimnisvollen und abscheuerregenden Hyper-Organismen, und schwatzen endlos über das unterirdische Tunnelsystem und den abgeschiedenen Friedhof, dessen Grabsteine keine Namen und keine Daten aufweisen, welche über Geburt und Tod Auskunft geben. Alles, was sie sagen, handelt auf diese oder jene Weise von dem roten Turm, und von nichts anderem als dem roten Turm. Wir alle reden oder sinnieren auf unsere eigene entartete Weise über den

roten Turm. Ich habe nur wiedergegeben, was alle sagen (wenn sie auch vielleicht nicht wissen, dass sie es sagen), und zuweilen, was sie gesehen haben (wenn sie auch vielleicht nicht wissen, dass sie es gesehen haben). So gar jetzt noch reden sie in irgendeiner verwirrten Art und Weise immerzu über den roten Turm. Jeden Tag meines Lebens höre ich sie über ihn reden. Zumindest, solange sie nicht über die graue und trostlose Landschaft zu reden beginnen, jene diesige Leere, in die der rote Turm – der große und betriebsame Turm – sich so perfide einschmiegt. Dann werden die Stimmen leise, bis ich sie kaum mehr hören kann, während sie versuchen, in den erstickten Bruchstücken einer traumatischen Alptraumerfahrung mit mir zu kommunizieren. Jetzt ist so eine Zeit, in der ich mich sehr anstrengen muss, um die Stimmen zu vernehmen. Ich harre ihrer, dass sie mir die neuen Unternehmungen des roten Turms enthüllen, während er zu immer verderbteren Produktionsphasen voranschreitet, wobei er die schattendunkle Werkstatt seiner dritten unterirdischen Ebene miteinbezieht. Ich muss stillhalten und ihnen lauschen; ich muss stillhalten bis zu einem furchtbaren Augenblick. Dann werde ich die Geräusche der Fabrik hören, während sie erneut mit ihrer Tätigkeit beginnt. Dann werde ich wieder über den roten Turm sprechen können.

ÖKONOMISCHE ORDNUNG

Erik R. Andara



Marie roch den Enki noch im selben Moment, als sie aus dem strömenden Regen trat und in das Geschäft schlüpfte. Es war das gleiche üppig-feuchte Aroma, wie jenes der Donau-Auen, in denen sie sich in den glücklicheren Jahren ihrer Kindheit oft die gesamten Sommerferien über mit ihren Freunden herumgetrieben hatte. Es waren unverzichtbare Erinnerungen für sie. Die Bilder, die der Geruch hervorrief, waren voller träge funkelnder Wasserflächen. Damals entführten die schmalen Trampelpfade an den Rändern der Tümpel diejenigen, die genug Zeit mitbrachten, sie zu erkunden, tief ins Herz einer surrenden, blühenden Märchenlandschaft voller Leben. Im Augenblick entströmte der Geruch aber den Ritzen der Panzerung des undurchsichtigen Wesens, das steif hinter dem Tresen am anderen Ende des Geschäftslokals saß.

Marie versuchte den Enki nicht direkt anzusehen, während sie tropfend zum Ladentisch wanderte. Die Regale des Geschäfts waren wegen des anstehenden Sortimentwechsels beinahe leer. Marie hatte weder einen Schirm noch die Zeit gehabt, unter dem überdachten Ausgang der U-Bahn-Station das Ende des Regengusses abzuwarten. Das *Tamkaru* würde schon in einer Viertelstunde schließen. Es war bereits Mondmitte, ohne dass sie sich bis jetzt um den entsprechenden Farbcode hätte kümmern können. Dieser würde aber schon heute bei Sonnenuntergang in Kraft treten. Das hieß, sie hatte noch genau fünfzehn Minuten, um sich ein entsprechendes Accessoire in einem der zugelassenen Shops zu besorgen, oder es wäre ihr für einen ganzen Monat der Zutritt zu den offiziellen Verwaltungsgebäuden, Fabriken und Tempeln der Stadt verwehrt. Und das wären viel schlimmere Konse-

quenzen, als das bisschen Erkältung, das sie riskierte, indem sie in klatschnasser Kleidung durch die Gegend lief.

Sie tat das aber nicht für Karl. Sie bezweifelte, dass der Mann, den sie wöchentlich im Schuldturm besuchte, überhaupt noch ihr Bruder war. Auch, wenn er genauso aussah und sich genauso anhörte wie er. Nein, es war ihre Mutter, um die sie sich Sorgen machte. Wer wusste schon, was ihr einfiel, wenn man sie unbegleitet ins Ökonomiezentrum gehen ließ. Wer wusste, zu welchen Geschäften man sie überredete, wenn man ihr die Errettung des kleinen Karlis dadurch in Aussicht stellte.

Marie glaubte nicht, dass sie es sich verzeihen könnte, wenn ihrer Mutter nur wegen ihrer Nachlässigkeit etwas zustoßen würde. Sie hatte an Karls Schicksal schon genug zu beißen. Die Mitschuld am Untergang ihrer Mutter könnte sie hingegen nicht verkraften. Sogar eine Lungenentzündung erschien Marie erträglicher. Nicht, dass es jemals so weit kommen würde. Das Geschäft war geheizt und Marie fühlte die angenehm warme Luft, die ihr entgegenschlug, als sie an den Ladentisch trat.

»Ich hätte gern die roten Nikes aus der Auslage bitte!«, richtete sie das Wort an den jungen Verkäufer, der sichtlich nicht erfreut darüber war, dass er so kurz vor Geschäftsschluss noch Kundschaft bekam. Wahrscheinlich war er auch dafür zuständig, den Shop nach der Sperrstunde zu reinigen. Die beträchtliche Regenspur, die Marie quer über den Boden des ansonsten klinisch sauberen Ladens gezogen hatte, würde ihm diese Aufgabe nicht leichter machen.

»Haben Sie ihre Karte dabei?«, fragte der junge Mann hinter dem Verkaufstresen schnippisch. Er trug eine rote Verkäuferuniform, die bereits den ausgegebenen Farbbestimmungen für den kommenden Mond entsprach. Marie fühlte, wie der *Shedim* in ihrer Geldbörse zu toben begann. Er wusste, dass man von ihm sprach und dass er nun bald gerufen werden würde. Er lauerte nur darauf, eine Möglichkeit geboten zu bekommen, bei der er endlich entfliehen konnte.

Marie zog ihre Geldbörse aus der Jackentasche und holte die Kreditkarte hervor. Ihre Hand zitterte vor Anstrengung, als sie dem Verkäufer das schwarze Stück Plastik präsentierte. Sie konnte spüren, wie der eingesperrte Dämon immer und immer wieder zornig gegen die eingebraunten Siegel der Kreditkarte anrannte. Es würde ihm nichts bringen. Das einzige kurze

Fenster, das sich für einen Ausbruch auftat, war die Bezahlung. Ob dieser ihm gelang oder nicht würde jedoch der Enki entscheiden.

Das Schild, das der blonde Käufer auf der linken Seite der Brust trug, bezeichnete ihn als *Isimu*. Er war also ein *Hochverschuldeter*. Das würde das Feilschen mit ihm besonders schwierig machen.

»Reicht das?«, fragte Marie ihn ungeduldig. Sie wollte so rasch wie möglich die Schuhe erstehen und das Geschäft wieder verlassen. Egal, ob es hier im Lokal angenehm warm und draußen kalt und nass war. Der stumme Enki, der sich hartnäckig in ihrem Augenwinkel festgesetzt hatte, machte sie nervös. Sie hasste diese Verwalterbrut. Sie hütete sich aber davor, das hier im *Tamkaru* allzu deutlich zu denken. Die Enki hatten ihre Wege derlei Respektlosigkeiten in den Heiligtümern der Shops schnell und hart zu ahnen. Sie würde riskieren, dass er schlimmstenfalls ihre Bonität auf der Stelle widerrief und den Dämon aus ihrer Kreditkarte entließ. So widerwillig sie die Verwalterlokale auch immer betrat – sie brauchte ihre Karte und wusste nicht, was sie ohne diese anfangen sollte.

Der *Isimu* nahm die Kreditkarte entgegen. Marie fühlte Erleichterung in sich aufsteigen, als sie das Ding endlich loslassen konnte. Gleichzeitig verspürte sie aber auch den unausgesprochenen Impuls, sie dem Verkäufer sofort wieder zu entreißen und zurück in die Geldbörse zu befördern. Wo sie schließlich auch hingehörte. Schnell ließ sie die Hände sinken, bevor sie sich zu einer unüberlegten Reaktion verleiten ließ. Gegen den Enki könnte sie nichts ausrichten. Wenn er die Karte wollte, dann würde er sie auch bekommen. Dem Gesetz nach gehörte sie sowieso ihm. Sie war lediglich eine Leihgabe der Verwalter, die den Menschen ein geordnetes, friedliches Leben ermöglichte.

Der blonde Mann hinter dem Tresen brachte dem amtierenden Hohepriester des Shops die Kreditkarte zur Überprüfung. Dieser thronte aufrecht auf dem simplen Holzstuhl hinter der Kasse, als würde ihn das Ganze nichts angehen. So steif wie es dasaß wirkte das Wesen wie eine Puppe aus einer besonders makaberen Geisterbahn. Wenn es nach einem arglosen Beobachter ging, der nichts von der Annexion wusste, dann könnte die verkrustete dunkelbraune Schale auf dem Stuhl auch tatsächlich bloß eine grausame leere Hülle sein, die jemand mit schlechtem Geschmack dort drapiert hatte, um die Kundschaft zu erschrecken. Warum man das auch immer wollen würde. Das war sie aber nicht, wie Marie schmerzvoll bewusst war. Die Enki

waren, seitdem sie vor vier Jahren überall auf der Erde aus den Steinen hervorgetreten waren, fester Bestandteil der neuen Realität. Davon zeugte allein schon der Geruch, der, seitdem Marie übers Geschäftliche zu sprechen begonnen hatte, von warmen Sommertümpeln in etwas umgeschlagen war, das entfernt an verwesende Schalentiere erinnerte.

Marie versuchte krampfhaft ihren Blick nicht auf das grausame Äußere des Enki-Panzers zu richten. Sie würde ihn noch früh genug ansehen müssen. Spätestens wenn es ans Bezahlen ging. Stattdessen konzentrierte sie sich lieber auf das Paar roter Nikes in der Auslage, wegen denen sie ja auch gekommen war. Eigentlich fand sie die Schuhe richtig schön. Zumindest würde ihr die Farbe besser stehen als das grässliche Rostbraun des vergangenen Mondes. Das hatte sie schließlich auch nur in Form eines viel zu großen Halstuchs aufgetrieben, welches sich aber, gottseidank, einigermaßen unter der Jacke verstecken ließ. Hinter den Schuhen klopfte noch immer der strömende Regen gegen die Scheibe. Normalerweise fände Marie das Geräusch beruhigend. Aber momentan wurde es deutlich von ihrem aufgeregten Herzschlag übertönt.

»Sechs Minuten!«, hörte sie den Verkäufer sagen.

»Was?«, hörte Marie ihre eigene Stimme empört antworten. »Sicher nicht mehr als zweieinhalb.«

Der *Isimu* lachte.

»Da brauche ich den *Übergewechselten* gar nicht zu Rate ziehen, um zu wissen, dass dieses Angebot völlig inakzeptabel ist.«

Marie hatte also recht behalten mit ihrer Befürchtung. So ein scheiß-überheblicher *Hochverschuldeter* hatte ihr gerade noch gefehlt. Sie seufzte und tat so, als würde sie nachdenken. Sie wusste aber, dass ihr Spielraum äußerst gering war. Der Shop würde in wenigen Minuten schließen und damit wäre der Zug endgültig abgefahren. Sie brauchte dringend diese Schuhe. Koste es, was es wolle. Und der blonde Verkäufer, der die Verhandlungen führte, wusste das genau. Er war bereit, seinen Vorteil gewissenlos auszuspielen.

Trotzdem – sechs ganze Minuten waren einfach zu viel.

»Drei Minuten – direkter Kontakt«, schlug Marie vor. Sie war sich durchaus der Gefahr bewusst, die dieses Angebot beinhaltete. Einer direkten Gegenüberstellung mit dem Enki hatte sie bis jetzt immer entgehen können. Aber momentan sah sie keine Alternative. Ihre Mutter würde spätestens am

Wochenende Karl im Schuldturm besuchen gehen. Die Chance, dass sie ohne Maries Begleitung von dort zurückkommen würde, ohne einen neuen Kredit unterzeichnet zu haben, war gering. Vielleicht würde sie sich sogar dazu überreden lassen, die gesamte Schuldenlast für die Kautions ihres Sohnes zu übernehmen. Und das würde sich Marie niemals verzeihen.

Der blonde Verkäufer lächelte sie unverschämt an. Er wusste, dass er sie dort hatte, wo er sie haben wollte. Marie fiel die chirurgisch entfernte Hasenscharte an seiner Oberlippe auf. Seine wasserblauen Augen waren klar wie ein heller Frühlingstag, der sich auf der Oberfläche eines ruhigen Sees spiegelte. Er war nicht unattraktiv. Der kleine Makel der kaum erkennbaren Narbe über der Oberlippe machte seine ansonsten gleichmäßigen Gesichtszüge nur interessanter. In einem anderen Leben, wenn der heimtückische Glanz seiner Augen nicht alles überstrahlen würde, hätte er Marie vielleicht sogar gefallen können. Womöglich hätte sie ihn ja um ein Date gebeten. Wer wusste das schon so genau. Aber die Annexion, die ein Großteil der Erdbevölkerung als Erlösung begrüßte, hatte für Marie alles, was sie zukünftig für diesen jungen Mann hätte empfinden können, kaputt gemacht. Sie musste sich ins Gedächtnis rufen, dass der *Isimu*, der vor ihr stand, nichts mehr mit dem ursprünglichen Bewohner des Körpers zu tun hatte. Er machte sich dieses Mal auch nicht die Mühe so zu tun, als würde er den Enki zu Rate ziehen. Dieser stank wegen des anhaltenden Feilschens mittlerweile aus den Schlitzen seiner Panzerung wie ein Fischkutter voll überreifem Fisch, der zu lange in der prallen Sonne gestanden hatte.

»Vier Minuten – direkter Kontakt, der Übergewechselte wählt die Umgebung«, sagte der Verkäufer. Jedes bisschen Attraktivität, die er noch ausstrahlen hätte können, verflog jäh, als sich sein Mund zu einem breiten Lächeln verzog, das wegen der entfernten Hasenscharte völlig verzerrt und böse ausfiel.

»Dreieinhalb Minuten.«

»Abgemacht.«

Der Verkäufer gab Marie ihre Kreditkarte zurück und der Enki erhob sich nun, um seine behäbige Wanderung Richtung *Shop-Cella* zu beginnen. Marie folgte ihm widerwillig und heftete dabei ihren Blick an seine Rückseite. Sie befand es als gescheiter, sich allmählich an den Anblick des Wesens aus den Steinen zu gewöhnen. Sie würde sich so oder so gleich mit ihm im innersten Heiligtum von Angesicht zu Angesicht konfrontiert sehen.

Marie betrachtete die dunkelbraunen Komponenten des Panzers, die fast wie die Chitinplatten eines großen Hummers wirkten, obwohl sie die klar ersichtliche schroffe Oberfläche von Granit besaßen, und über und über mit glitzernden Einschlüssen aus Feldspat gesprenkelt waren. Während der Enki träge vor ihr herstampfte, konnte Marie beobachten, wie sich die einzelnen Elemente seiner Schale bei jeder Bewegung knirschend zusammen- und wieder auseinandersoben. Dabei schlängelten sich durchsichtige Fäden zwischen den entstehenden Ritzen hervor. Die zarten Fangärmchen glommen von innen heraus und wechselten sanft ihre Farben, während sie zuckend die Umgebung erkundeten. Sie erinnerten Marie an die unzähligen Füßchen einer Tiefseequalle, die scheu nach Beute haschte. Außerdem waren die oberen Rumpfsegmente und große Teile des Schädels von blassgelben Pilzen und großen Stellen feucht schimmernden Moores überwuchert. Marie hatte die Vermutung, dass der Gestank, der in unmittelbarer Nähe des Enki beinahe unerträglich war, von diesen unappetitlich bewachsenen Stellen abgesondert wurde. Sie spürte, wie langsam die Übelkeit ihre Speiseröhre hochkroch. Sie klammerte sich verzweifelt an ihre Kreditkarte, in der nun der *Shedim* aufs Neue zu toben begann. Er wusste, dass es nun bald an der Zeit war, ihn zu rufen.

Der Enki duckte sich, als er den schwarzen Samtvorhang zur Seite schob, um sich in die beengte *Cella* zu zwängen. Dort mussten die Mondartikel bezahlt werden. Marie folgte ihm ohne zu zögern. Sie wusste aus Erfahrung, dass dies der kritische Punkt war, bei dem sie nicht zu lange überlegen durfte. Sie würde sonst Gefahr laufen auf der Stelle umzudrehen und aus dem Shop zu flüchten. Als sie nach den Rändern des Vorhangs griff, überkam Marie trotzdem das dringliche Gefühl, dass sie gerade dabei war einen riesigen Fehler zu begehen. Es würde ihr erster direkter Kontakt werden. Und davor hatte sie mehr als nur ein bisschen Angst.

Während der ersten Monde nach der Wirtschaftsumstellung, zwei Quartale nach der Annexion, war es ihr tatsächlich ein paarmal passiert, dass sie den schweren dunklen Vorhang nicht durchqueren konnte – vor lauter Panik beim Anblick des Wesens, das sich unter dem Panzer verbarg, den Verstand zu verlieren, oder: niemals wieder aus der *Cella* zurückzukehren. Was gerüchteweise hin und wieder vorgekommen sein sollte. Aber damals war es noch normal gewesen, dass die Leute ihre Furcht vor den Übergewechselten offen zeigten. Die Enki gaben sich zu diesem Zeitpunkt noch

verständlich und ließen den Menschen Zeit, sich an das neue System zu gewöhnen. Heutzutage sah die Sache anders aus. Die *Hochverschuldeten* hatten mittlerweile alle Ebenen der Gesellschaft durchwandert und führten ein scharfes Regiment – natürlich nur zum Wohle der gesamten Menschheit, wie sie niemals müde wurden zu erklären. Niemand stellte die Wesen in den steinernen Panzern noch in Frage. Sie wurden allgemein als Erlöser betrachtet. Ihre Wege waren Gesetz. Eine Flucht aus dem Shop – und damit der heiligen Umarmung eines Enki entkommen – wäre ein Frevel sondergleichen, der im schlimmsten Fall mit dem andauernden Entzug der Kreditkarte bestraft wurde. Die Betroffenen wurden dadurch zu Ausgestoßenen, die ihr Dasein höchstens noch in den verachteten Elendsvierteln am Rande der Stadt oder einsam und zurückgezogen auf dem Land fristen konnten.

Marie schob sich schweren Herzens am dicken Stoff des samtenen Vorhangs vorbei. Sie versuchte von diesem Zeitpunkt an nur noch durch den Mund weiterzuatmen, um auf diese Weise die süße Fäulnis auszusperren. Es gelang ihr nur bedingt. Die dunkle Raumnot des Kabinetts wurde in dichten Schwaden vom Miasma des Enkis erfüllt, das sich schwer und pelzig auf ihre Zunge und ihren Gaumen legte. Was Marie aber begrüßte war das Gefühl der Benommenheit, das diese Dämpfe mit sich brachten, und in der *Cella* augenblicklich und gnädig über ihr zusammenschlug, wie die dunklen Wasser einer zähen, gezeitenlosen See. Es linderte ihre Unrast und ließ sie die Berührung des *Übergewechselten* leichter ertragen.

Marie stand nun mit dem Enki auf engstem Raum – Brust an Brust – zusammengedrängt.

Die einzige Beleuchtung der *Cella* stammte von den zahllosen, bunt pulsierenden Schnüren, die überall zwischen den Fugen der Panzerung hervorquollen und sich langsam und behutsam um Maries Körper zu wickeln begannen. Sogar der Dämon in der bebenden Kreditkarte beruhigte sich für einige Augenblicke als die viele Füßchen des Verwalters glimmend das Plastik umfingen. Marie hörte das überspannte Summen ihres eigenen Trommelfells und spürte das elektrische Zittern der durchscheinenden Fühler, die sich den Weg unter ihre Kleidung suchten und an ihre Haut schmiegt. Der Panzer des *Übergewechselten* knirschte andächtig als sich die Kopfschale öffnete. Deren Inhalt stülpte sich langsam nach außen und über Marie, bis die gallertartige und fluoreszierende Masse sie schließlich vollständig umschloss. Direkter Kontakt. Sie wurde müde. Das Denken fiel ihr schwer. Sie

wurde das Gefühl einfach nicht los, dass sie hier gerade einen schweren Fehler beging. Die Siegel öffneten sich, der Dämon entfuhr. Und Marie versank mitsamt dem Enki im steinernen Boden der *Cella*. Hätte sie doch schreien können, dann hätte sie es spätestens jetzt getan.



Sie fand sich in einer der Auen ihrer Jugend wieder. Aber sie war nun hinter dem Stein! Warum war sie hinter dem Stein? Über Marie wogten leise die Blätter an ausladenden Ästen im Abendgesäusel des warmen Windes und vor ihr führte eine leicht abfallende Böschung zu einer dunklen, stehenden Wasseroberfläche, in der die Spiegelung der ersten Sterne am indigoblauen Himmel funkelte. Der Tümpel, der See, das Meer erstreckte sich jedoch – anders als in Mariens Erinnerungen – bis hinaus zum Horizont. Dahinter hing, halb auf- oder auch untergegangen, ein riesiger rostbrauner Mond, der sich an der oberen Krümmung bereits hellrot zu färben begann. So, wie es der kommende Farbcode vorsah. Quer durch diesen fremdartigen, kraterübersäten Himmelskörper verlief ein gewaltiger Riss, aus dem mehrere kolossale Stücke herausgebrochen waren.

Der *Shedim* hockte am Fuß der Uferböschung vor Marie und ließ einen flachen Stein über die träge Wasseroberfläche springen. Ein, zwei, drei, vier Male sprang er lautlos weiter, bevor er versank.

»Schöne Erinnerung«, flüsterte der Dämon und drehte sein unfertiges Gesicht zu Marie. Er sprach mit leiser Stimme. Trotzdem entfuhen im zischendurch kleine Schreie, die Marie an Kreide erinnerten, die geschäftig über eine Tafel kratzte. Sein Körper war weiß und spröde, wie unbearbeitetes Kaolin. Zu seinen Füßen, in einer knietiefen Kuhle, die durch einen schmalen Kanal mit brackigem Wasser aus der See gespeist wurde, suhlte sich der nackte schneckenartige Enki und hatte seine unzähligen Faden-gliedmaßen um die Beine des Dämons gewickelt. Er war gerade dabei, sich an diesem hochzuziehen. Marie hoffte inständig, dass er ihn bereits fest genug im Griff hatte, damit er nicht entkommen konnte.

»Wo bin ich hier?«, flüsterte sie, vom Übergang noch immer träge und überrascht.

»Bist du bereit?«, fragte der *Shedim* und verzog das lippenlose Loch, das seinen Mund darstellen sollte. Es sah so aus, als wolle er grinsen. Dabei tra-

ten zwei Reihen nadelspitzer Zähne zutage, die sich in ihrer Farbe kaum von seiner bleichen, porösen Haut unterschieden. Er streckte Marie seine missgestaltete Hand entgegen, die so aussah, als hätte sie ein Kind ohne tieferes Wissen um die menschliche Anatomie in der Schule geformt. Die scharfen Krallen waren beinahe so lang wie die verdrehten Finger auf denen sie saßen. Makellos und perfekt gebogen zeigten sie, wie tödlich der zerbrechlich und unvollendet anmutende Dämon in Wirklichkeit war.

»Wo bin ich hier?«, wiederholte Marie.

»Komm zu mir, ich flüstere es dir in dein Ohr!« Das Wispern des fleischlosen Mundes klang nun vertraulich. So als wäre dies nur ein Treffen alter Freunde. Direkter Kontakt – was hatte sich Marie dabei nur gedacht?

Das feucht schimmernde Fleisch des Enki-Leibs umschloss den Dämon mittlerweile bis über die Hüften und zog sich in konvulsiven Bewegungen langsam und beharrlich weiter an dessen Brust empor. Der Dämon wurde zusehends ungeduldiger. Marie wollte der Einladung nach seiner Hand zu greifen einfach nicht folgen.

»Komm schon, du dumme Schlampe, wir haben einen Deal. Gib mir jetzt deine beschissene Hand, oder muss ich erst rüberkommen und sie dir abreißen, bevor ich sie haben kann?« Der Dämon begann sich unwillig in dem weichen Korsett zu winden, in welches der *Übergewechselte* ihn bereits bis zur Brust gekleidet hatte. Es wirkte, als würde er jetzt erst feststellen, was da gerade mit ihm passierte. Als er bemerkte, dass er so auf keinen Fall freikommen konnte, überkam ihn der Zorn und er stieß seine scharfen Klauen tief in die nachgiebige, rötlich schimmernde Masse, die an ihm hochfloss. Schmatzend riss er dem Enki große Brocken seines Fleisches aus dem Leib und hinterließ tiefe Krater, aus denen dieselbe glänzend rote Farbe suppte, die auch der zerbrochene Mond langsam annahm.

»Lass das, du scheiß Missgeburt! Was glaubst du eigentlich, wer du bist!« Falls der Enki Schmerzen verspürte, so war ihm das nicht anzumerken. Hartnäckig und stumm kroch er weiter die wild herumfahrenden Gliedmaßen des *Shedims* entlang, bis er diesen schließlich so fest ummantelt hatte, dass er sich nicht mehr aus freien Stücken bewegen konnte und sich geschlagen gab.

»Dich hole ich mir schon noch, darauf kannst du Gift nehmen!«, quietschte der Dämon in einem letzten verzweifelten Satz, bevor auch sein Gesicht in der hochkriechenden Masse des durchscheinenden Schnecken-

leibs verschwand. Dann war es wieder still. Der *Shedim* war nur noch als Gerüst zu erahnen, das den halbtransparenten, schillernden Körper des Verwalters von innen stützte und ihm so eine aufrecht stehende Gestalt verlieh.

»Willkommen hinter den Steinen«, sagte der Enki. Seine Stimme klang immer noch schrill, aber bereits um einiges angenehmer und harmonischer als das unangenehme Kratzen und Quieken des Dämons.

»Bitte verzeih die Unhöflichkeit dieses Diener-*Shedims*. Sie sind äußerst ungeduldige Wesen, die noch viel zu lernen haben.«

Während er sprach, vernahm Marie den üppigen Duft von blühenden Wasserrosen, gepaart mit dem dumpf schwefeligen Geruch von Algen und Sumpf.

»Dreieinhalb Minuten waren abgemacht«, verkündete Marie stur, auch wenn ihre Stimme dabei merklich zitterte. Die Angst, der Dämon könnte doch noch entkommen, hatte sie immer noch fest im Griff.

»Wir werden nicht überziehen. Diese Gefahr besteht auch gar nicht – hier drüben kontrollieren wir die Zeit. Geschäft ist außerdem Geschäft, und wir stehen zu unserem Wort. Aber komm, reich mir die Hand, ich möchte dir etwas zeigen.«

Marie beäugte misstrauisch den Arm, der ihr erneut entgegengestreckt wurde. Nicht allzu tief unter dem zuckenden Fleisch konnte man noch immer klar und deutlich die gefährlichen Krallen des Dämons erkennen.

»Warum hast du solche Angst vor uns?«, verlangte der Verwalter von Marie zu erfahren. »Wir haben euch doch niemals ein Leid angetan. Haben wir euch nicht Frieden gebracht? Haben wir euch nicht vor euren eigenen fehlerhaften Systemen errettet, indem wir euch die hohe Ordnung der Ökonomie schenkten?«

»Frieden, genau. In euren Träumen vielleicht.«

»In unseren Träumen? Was meinst du? Ohne euch träumen wir nicht«, sagte der Enki, während sich die unzähligen Fangärmchen an seinem Rücken dehnten und zu einem weit ausladenden Flügelskelett verknüpften. Zwischen den dünngliedrigen Verstrebnungen, die an lange Ärmchen erinnerten – ähnlich jenen, an welchen Fledermäuse ihre Schwingen tragen – krabbelten kleine farblose Krieblerchen und spannten Netze mittels klebrigen Sekrets aus ihren Hinterleibern.

»Die *Hochverschuldeten*, die ihr zu Sklaven macht. Was ist mit ihnen? Habt ihr ihnen auch Frieden gebracht? Wenn sie 60 Stunden die Woche, 52 Wochen im Jahr in euren Heiligtümern schufteten, ohne Anspruch auf Urlaub, Krankenstand oder so etwas wie eine Gewerkschaft, nennt ihr das dann wirklich Errettung?«

Der Enki roch jetzt nach Moder und gebrannten Pinienkernen.

»Du sprichst von deinem Bruder, stimmt's?«

Marie musste schlucken. Ihr Bruder hatte eigentlich nicht mehr gewollt als alle anderen auch. Ein neues Auto, ein neues Handy, ein, zwei Mal im Jahr Urlaub an exotischen Orten. Lauter Dinge, die er sich nach seinem langen, teuren Studium nicht leisten konnte – also noch nicht – die ihm ein Kredit aus dem Ökonomiezentrum aber verschaffen würden. Diesen würde er dann als fleißiger Arbeiter leicht abbezahlen können. Zumindest hatte er das gedacht. War das etwa zu viel verlangt? Wenn es nach Marie ging, dann schon. Sie hatte ihn wieder und wieder gewarnt. Aber er wollte einfach nicht hören. *Kleine Marie* – so hatte er sie immer genannt, weil er drei Jahre älter war und dadurch ja soviel mehr wusste – *kleine, dumme Marie, was soll schon passieren? Ich bin technischer Ingenieur mit Fixanstellung bei den Wasserwerken. Ich bin jung, ich bin ehrgeizig. Was soll schon passieren? Ich habe die besten Jahre noch vor mir! Siehst du nicht? Die Übergewechselten, sie wollen nur unser Bestes. Komm nächste Woche mit mir ins Tamkaru, zu einem der Feiertagsworkshops, die sie dort veranstalten, dann wirst du das Konzept schon verstehen: ein glücklicher Arbeiter ist ein guter Arbeiter, und geht es der Wirtschaft gut, geht es uns allen gut. Dumme, kleine, naive Marie.*

»Ja, ich spreche von Karl.«

Der Verwalter breitete seine neu entstandenen Schwingen aus und flatterte damit. So als wolle er probieren, ob sie schon dazu geeignet wären, ihn zu tragen.

»Was ist mit ihm?«, fragte er dann. Marie glaubte plötzlich einen Anflug von Ungeduld in seiner Stimme zu hören.

»Er ist nicht mehr er selbst. Ich kann es in seinen Augen sehen.«

»Dumme, kleine, naive Marie«, antwortete der Enki mit der Stimme ihres Bruders. »Komm jetzt, oder unser Geschäft ist geplatzt und du verfügst danach nicht mehr über die nötigen Zahlungsmittel für das Mondacessoire. Während wir hier sprechen, bereiten die *Isimu* im Zentrum bereits

die Kreditverträge für deine Mutter vor. Und etwas sagt mir, dass du das nicht möchtest. Auch wenn ich es nicht verstehe.«

»So sieht es also aus, euer wahres Gesicht hinter dem Frieden, den ihr uns angeblich gebracht habt«, presste Marie als Antwort darauf zwischen den Zähnen hervor und griff rasch, bevor sie noch lange darüber nachdenken konnte und sich eventuell dagegen entscheiden würde, nach dem ausgestreckten Arm. Dieser wickelte sich sofort bei der ersten Berührung mit seinen klebrigen Fangärmchen um ihr Handgelenk und ihren Unterarm und zog sie dann eng an das glibbrige warme Fleisch des Enki-Dämon-Hybriden. Dort umfingen sie gleich die nächsten Ärmchen und fesselten sie fest an die Brust des Verwalters. Dann erhoben sie sich gemeinsam in die Lüfte.

»Menschen wie du sind uns ein Rätsel.«

Es dauerte etwas bis Marie bemerkte, dass sich der Verwalter nicht mehr der unangenehmen Stimme des Dämons bediente. Seine Worte, die sich nun wieder anhörten wie jene von Karl, erklangen stattdessen in ihrem Kopf. Unter ihr kippte das Ufer weg und verschwand aus ihrem Blickfeld, während sie die Schwingen des Verwalters laut rauschend auf die offene See hinaustrugen.

»Wohin bringst du mich?«, flüsterte Marie. Das Enki-Fleisch fühlte sich an wie warmes Erdbeergelee und roch auch so – inklusive einer übelkeitserregenden Duftnote von altem Urin. Sie hatte nun große Angst und war sich mittlerweile nicht mehr so sicher, ob sie hier wirklich das Richtige tat. Direkter Kontakt – was hatte sie sich nur dabei gedacht, dem zuzustimmen?

»Ich führe dich ein kleines Stück unserer Reise, Zweiflerin, damit du dich selbst davon überzeugen kannst, dass wir nur euer Bestes im Sinn haben. Weißt du, wir kennen euch schon seit ihr das erste Mal das Licht dieser Welt erblickt habt. Aber ihr, ihr habt uns vergessen. Wir dachten, wir hätten noch lange Zeit, uns wieder bei euch bekannt zu machen, euch wieder für uns zu gewinnen. Aber letztlich habt ihr eine ungesunde Tendenz entwickelt, diesen neuen Planeten, auf den wir mit euch fliehen mussten, an seine Grenzen zu bringen. Spätestens ab da wussten wir, dass wir eingreifen sollten, oder alles wäre verloren gewesen. Wir kamen also etwas überstürzt zu euch, aus der Zeit hinter der Zeit, um euch unsere Lehren zu bringen und euch zu zeigen, wie wir alle in Harmonie leben können. Auch wenn einige von uns immer noch der Ansicht sind, dass es zu früh ist für euch, um eure Angst abzulegen und uns richtig zu verstehen.«

»Wie soll das funktionieren? Indem ihr uns Kredit gewährt?«

»Ja, genau.«

Marie beobachtete wie sich die sämige dunkle Wasserfläche unter den schweren Flügelschlägen des Verwalters kräuselte, während er sie eng umschlungen in Richtung des Horizonts vorwärts trug.

»Das sind alles Dinge, die ich bereits weiß. Karl hat über nichts anderes gesprochen. Verdammt, die ganze Welt hat über nichts anderes gesprochen seitdem ihr aufgetaucht seid!«

»Und du? Warum glaubst du nicht daran, dass wir nur gekommen sind, um zu helfen?«

Der zerklüftete, gebrochene Mond hatte sich mittlerweile deutlich über die Wasserkante erhoben und war bereits fast zur Hälfte rot gefärbt.

»Verflucht noch einmal, wie lange können dreieinhalb Minuten nur dauern?«, flüsterte Marie und stellte sich das enttäuschte Gesicht ihrer Mutter vor. Sie würde sich sicher Sorgen machen wenn sie später nach Hause kommen würde, ohne ihr vorher Bescheid gegeben zu haben.

»Reicht es nicht, dass dein Bruder mir ständig nur Kopfzerbrechen bereitet?«, würde sie lamentieren. »Musst jetzt auch du noch an meinen Nerven zehren?«

»Woran glaubst du, Marie? Warum denkst du denn, dass wir gekommen sind?«

Es dauerte einige Augenblicke bevor Marie bewusst wurde, dass mit ihr gesprochen worden war. Der direkte körperliche Kontakt mit dem Enki hatte sie wieder unkonzentriert gemacht. Sie hob die Augen und blickte zum Horizont.

»Wo bringst du mich hin?«, fragte sie noch einmal schläfrig und bemerkte dabei, dass irgendwas nicht stimmig war. Auch wenn sie es noch nicht wirklich ausmachen konnte.

»Ich glaube...«, hauchte Marie. »Ich glaube, dass ihr uns als Sklaven haltet und dass eure ganze heilige Ökonomie und eure Kredite und eure Shops und Heiligtümer nur ein ausgeklügeltes System sind, um an unsere Körper zu kommen. Ich glaube, dass ihr sie für irgendetwas braucht.«

»Soso, das ist es also, was du von uns denkst.« Der Verwalter hatte sich dieses Mal wieder der dissonanten Stimme des Dämons bedient. Marie war mittlerweile so müde, dass sie ihre Augen kaum noch offenhalten konnte.

»Ich glaube, dass du das auch jetzt gerade tust.«

»Was?«

»Etwas in mir aufzufressen. Ich kann regelrecht fühlen wie du mich aussaugst.«

Der Enki schwieg. Dann war die See unter ihnen plötzlich zu Ende. Erst als sie über die steile Kante hinwegzogen, die sie die ganze Zeit irrtümlich für den Horizont gehalten hatte, bemerkte Marie den Fehler, der ihr bei den Betrachtungen unterlaufen war. Der Verwalter trug sie hinaus in die stern-besetzte Leere. Und das letzte, das sie noch dachte, bevor ihr Geist hilflos in die Tiefe eines traumlosen schwarzen Schlafs hinabtrudelte war, dass sie es komisch fand, wie sich das Wasser auf der Oberfläche der Scheibe halten konnte, ohne über ihre Ränder in den bodenlosen Abgrund zu stürzen. Der Schlund empfing sie wie ein gefräßiges Maul.

Wie lange konnten schon dreieinhalb Minuten sein?

Als sie die Augen wieder aufschlug, hatte sie der Enki allein gelassen. Sie fand sich völlig eingehüllt in das dichte durchsichtige Netz, aus dem die kleinen Krebstierchen auch die Flügel des Verwalters gewoben hatten. In weiter Ferne trieb der zerbrochene rote Mond durch das indigoblaue Nichts und rings herum leuchteten die Sterne.

»Und jetzt?«, fragte Karls Stimme in ihrem Kopf. »Sag mir, woher bist du gekommen?«

»Aus dem Shop?« Marie war unsicher, was der Verwalter von ihr hören wollte.

»Und wo liegt der Shop?«

»Was heißt, wo liegt der Shop? Ich kenne mich hier nicht aus.«

»Komm schon Marie, ich weiß, dass dir die richtige Antwort bereits klar ist.«

»Zuhause«, flüsterte Marie.

Karl lachte laut auf und im Hintergrund klang leise das Kreischen des Dämons mit.

»Zuhause war dort, wo der rote Mond lag, bevor wir ihn aus Habgier zerbrochen haben, kleine, dumme, naive Marie. Ihr auf der einen, wir auf der anderen Seite des zersplitterten Steins. Jetzt treibt ihr hilflos und ziellos durchs All und wisst nicht, was ihr mit euch anfangen sollt. Die Gesetze der Ökonomie, die wir euch lehren wollen – verstehst du jetzt, warum sie so wichtig sind? Damit uns so etwas niemals wieder passiert.«

»Ich will nach Hause. Bring mich bitte wieder nach Hause«, flüsterte Marie mit belegter Stimme. Tränen brannten heiß in ihren Augen.

»Aber erkennst du nicht, dass es das ist, was wir schon die ganze Zeit machen? Wir holen euch wieder heim. Wir nehmen euch mit auf die Reise zurück nach *Aldebaran*, von wo aus wir einst gemeinsam kamen.«

Der erste Faden des Gespinnsts, das sie bisher scheinbar sicher durch das All getragen hatte, riss mit einem klaren hellen Ton. Es hörte sich fast so an wie die sanft angeschlagene Saite einer Harfe. Gleich darauf ging ein zweiter Faden entzwei, dann ein dritter, ein vierter, und rasch befand sich das gesamte Gewebe um sie herum in einem immer wilder werdenden dissonanten Geklimper der völligen Auflösung. Aber was dann? Marie sog entsetzt die eiskalte Panik in ihre Lungen als ihr klar wurde, dass sie nun jeden Augenblick hilflos der feindlichen Umgebung des Alls ausgeliefert war. Der schützende Kokon riss Fiber um Fiber und die Luft wurde dünner und immer dünner, gleich wäre es endgültig vorbei. Dreieinhalb Minuten – direkter Kontakt, wie endlos dumm sie nur war.

Die Kälte, der Druck, der rasende Herzschlag, der Tod, der nicht schwarz war, sondern indigoblau, der zerbrochene Mond, ringsum Milliarden von fremden Sternen, die Kälte, der Druck, das ferne Zuhause und die Angst, die bodenlose Angst, ihr haltloses Trudeln durch die Einsamkeit, die Kälte, der Druck, der luftleere Raum und dann, kurz bevor es vorbei war ... eine weiche, warme Umarmung, da der Schneckenleib des Verwalters sie schließlich erwartungsvoll aufzog und von Kopf bis Fuß schützend umfing.

»Siehst du Marie, wie ich sagte, wir gehören zusammen.«

Marie, deren Herz noch immer wie verrückt gegen ihre Brust hämmerte, sog gierig das rot schimmernde Gewebe des Enkifleisches ein. Als wäre es warme aromatische Frühsommerluft, die sie im letzten Moment noch vor der Eiseskälte des Alls erlöst hatte.

»Fühlst du es, kleine, dumme, naive Marie? Ihr seid der Kern, wir die Hülle, nur gemeinsam können wir uns auf den Weg nach Hause machen. Nur gemeinsam sind wir stark genug. Und willst du das denn nicht auch? Nach Hause?«

»Ja, nach Hause. Bitte bring mich wieder zurück!«, wisperte Marie.

»Dann schlaf jetzt, kleines Seelchen. Schlaf ein, während ich dich leise und sanft durch die Weiten des Weltalls ein Stück weit zurück nach *Aldebaran* bringe, wohin wir bereits deinen Bruder begleiten durften. Er wartet si-

cher schon ungeduldig auf dich und wird sich unglaublich freuen, dich endlich wieder zu sehen.«

Der Satz des Verwalters schmeckte – wie sein Fleisch – süß-herb auf Mariés Lippen und erinnerte sie an Wildhonig und Baldriantee. Sein schaukelnder Flügelschlag, der sie flott durchs All trug, machte sie müde – sie war zufrieden.

»Aber sitzt mein Bruder nicht zwecks Verwaltungsumschulung im Schuldenturm?«, formulierte Marie einen ihrer weit entfernten, unklaren Gedanken.

»Nein, das ist nur der *Shedim*, der einstweilen seinen unbesetzten Körper gepachtet hat, meine Liebe. Sie sind genauso unfertige Figuren, wie wir es ohne einander sind. Und warum sollten wir eure abgelegten Körper zugrunde gehen lassen, wenn es jemanden gibt, der sie dringend benötigt? Das Geschäft mit ihnen befiehlt außerdem der Grundsatz der Nächstenliebe – das dritte Gesetz der Ökonomie. Weißt du noch wie es lautet?«

Marie blinzelte unbeteiligt. Während sie darüber nachdachte, was der Enki gesagt hatte, bemerkte sie einen Schatten vor den Sternen, der rasch näherkam und dann an ihnen vorbeitrieb. Zwischen zwei ihrer langsamen Lidschläge glaubte sie erkennen zu können, was sie da sah. Auch wenn es sich im Gegenlicht des roten Mondes nicht unbedingt als einfach herausstellte Einzelheiten auszumachen – sie glaubte sich selbst zu sehen, mit bläulicher Haut, steif und tiefgefroren von der Kälte des Alls. Der Dämon hatte es sich rittlings auf ihrem vorbeiziehenden Körper bequem gemacht und winkte ihnen boshaft zu, während er sie passierte. Er ritt offensichtlich zurück in die Welt jenseits der Steine. Aber irgendwie war ihr das jetzt auch schon egal. Sie brauchte ihren alten Körper nicht mehr, sie hatte ja nun den Enki.

»Je größer der Markt, desto größer der Wohlstand für alle«, hauchte Marie. Dann schlief sie ein und träumte davon, das freudig pochende Herz im bunt leuchtenden Schneckenkörper des Verwalters zu sein, der nun dank ihr nicht mehr an die Farben des zersprungenen Mondes gebunden war. Heiß schlagend ermöglichte sie es ihm so, sie endlich nach Hause zu bringen. Sie beide gemeinsam, zuletzt doch noch auf dem lange herbeigesehnten Weg Richtung Heimat – und rund um sie herum die freudig gleißenden Sterne, die ihnen mit den deutlich erkennbaren Frequenzen ihres Lichtspektrums die Richtung zurück nach *Aldebaran* wiesen.



Es ist vorbei, kommen Sie Fräulein, stehen Sie auf, nehmen Sie sich ihre Schuhe und gehen Sie bitte. Wir schließen jetzt.«

Das erste, was Marie bemerkte, war der stechende Geruch von Ammoniak und verdorbenem Hummer. Sie fand sich benommen auf dem harten Steinboden der *Cella* wieder. Die Kleidung lag schwer und klamm auf ihrer Haut. Vor ihr stand regungslos der braune Steinpanzer des Verwalters, der nun wieder geschlossen war.

»Guter Trip, hm?«, fragte der *Isimu*. In seiner Hand hielt er den mond-roten Schuhkarton mit dem schwarz aufgedruckten Logo von Nike.

»Das sollen dreieinhalb Minuten gewesen sein?« Maries Stimme hatte sich vorwurfsvoll an den stummen Enki gerichtet.

»Es geht mich ja nichts an, aber ich gebe Ihnen jetzt trotzdem einen Rat, Fräulein. Gehen Sie nach Hause und denken Sie darüber nach, was Sie gesehen und gehört haben. Vielleicht kommen Sie dann ja schon morgen wieder und geben sich zum jetzigen Mond einmal nicht mit einem einzigen Mond-Accessoire zufrieden. Vielleicht finden Sie ja heraus, dass es dieses Mal doch etwas mehr sein darf.« Die Stimme des *Hochverschuldeten* erinnerte plötzlich an das zufriedene Schnurren eines Katers, der festgestellt hatte, dass er eine fette Maus in die Enge getrieben hatte. Er wollte offensichtlich noch etwas mit ihr spielen, bevor er sie schließlich erlegte. Auffordernd hielt er Marie den Schuhkarton entgegen.

»Und denken Sie bitte daran, wenn Sie hier etwas sehen, das Sie sich derzeit nicht leisten können: wir gewähren Ihnen gerne Kredit. Schließlich liegt uns das Wohlergehen der Kunden am Herzen.«

Der *Hochverschuldete* zog Marie auf die Beine und nahm ihr die Kreditkarte aus der Hand, in welcher sich der Dämon nun wieder beruhigt zu haben schien. Dann steckte er die Karte zurück in ihre Geldbörse, ihre Geldbörse zurück in ihre Tasche und schob Marie dann sehr bestimmt zum Ausgang des Shops. Auf der Straße vor dem Geschäft regnete es immer noch in Strömen.

»Warten Sie, warten Sie noch einen Augenblick!«, bat Marie den Verkäufer, bevor der die Tür hinter ihr schließen konnte.

»Was ist denn jetzt noch?«

»Der Weg nach *Aldebaran*. Wie lange?«, fragte Marie während ihr der Regen von hinten in den Kragen klatschte.

»Nun, für diesen Körper hier waren es ungefähr 72 Stunden. Aber sehen Sie, das variiert. Ich habe das Gefühl, dass es bei Ihnen nicht ganz so lange dauern würde. Sie sind skeptisch, das ist gut. Die misstrauischen Seelen sind meistens die stärkeren.« Der *Isimu* entblößte schief grinsend ein letztes Mal seine großen weißen Zähne. Seine Augen blieben dabei abschätzig und kalt.

»Und vergessen Sie nicht, das Treffen mit dem *Übergewechselten* ist vertraulich. Jedes Wort darüber birgt die Gefahr, Ihre Kreditwürdigkeit einzubüßen. Guten Abend wünsche ich noch.« Dann schloss er die Tür und Marie fand sich zweifelnd im Regen wieder.

Ein Kredit? Brauchte sie doch einen Kredit? Oder waren diese dreieinhalb Minuten direkter Kontakt schließlich doch einfach zu viel gewesen? Hatte ihr Bruder dasselbe gedacht? Warum hatte er dann nie davon erzählt? Warum war es verboten, über den direkten Kontakt hinter den Steinen zu sprechen? Sie wusste nicht, was sie noch denken sollte. Vielleicht würden ein heißes Bad und eine Mütze voll Schlaf genügen, um wieder Klarheit in ihre Gedanken zu bringen. Als Marie sich schließlich immer noch ohne Schirm auf den Heimweg durch den strömenden Regen machte, die Schuhschachtel eng an den Körper gedrückt, dachte sie an das schöne warme Gefühl, die Seele eines anderen Wesens sein zu dürfen, das sie beschützte und gleichzeitig brauchte. Und an den langen beschwerlichen Weg, der ihr durch den Regen nach Hause bevorstand. Wie einfach schien ihr im Vergleich dazu die Reise nach *Aldebaran* ...

DAS GEHEIMNIS VON KRALITZ

Henry Kuttner



Henry Kuttner ist einer der vergessenen Autoren der Pulp-Ära, obwohl er mit einigen Übersetzungen, in der Mehrzahl Romane, auch bei uns eine gewisse Präsenz besitzt. Unter der Vielzahl jener, die mit Lovecraft in Kontakt standen, ist Kuttner einer von ihnen. Und vielleicht hatte ihm Lovecraft einen Gefallen getan, als er ihm empfahl, sich der Science Fiction zuzuwenden. Die vorliegende Geschichte wurde 1936 im Weird Tales Magazine abgedruckt. Zu dieser Zeit trug Kuttner einiges zum Cthulhu-Mythos bei, man sucht es in deutscher Sprache vergeblich. Wenn man die klassische Weird Tale zu schätzen weiß, dann wird man erkennen, dass Kuttner nicht etwa ein minderer Autor war. Die etwas hölzerne Sprache ist bewusst gesetzt, um eine spezielle Atmosphäre zu erzeugen. Und es dürfte ihm gelungen sein.

Ich erwachte aus tiefem Schlaf und sah zwei schwarz gewandete Gestalten, die schweigend neben mir standen. Ihre Gesichter hoben sich bleich und undeutlich von der Dunkelheit ab. Als ich mir den Schlaf aus den Augen blinzelte, gab mir einer von ihnen ungeduldig ein Zeichen, und plötzlich erkannte ich, was diese mitternächtliche Versammlung zu bedeuten hatte. Seit mein Vater, der Baron Kralitz, mich vor Jahren in das Geheimnis um den Fluch, der über unserem Hause hing, eingeweiht hatte, erwartete ich dieses Treffen. Also erhob ich mich und folgte meinen Führern entlang der düsteren Korridore des Schlosses, das ich seit meiner Geburt als mein Zuhause kannte.

Als ich voranschritt, erhob sich in meinem Geiste die strenge Miene meines Vaters, und in meinen Ohren erklangen seine feierlichen Worte, die mich

von dem legendären Fluch des Hauses Kralitz unterrichteten, diesem unbekannten Geheimnis, das stets an den ältesten Sohn jeder Generation weitergegeben wurde – immer zu einem bestimmten Zeitpunkt.

»Wann?«, hatte ich meinen Vater gefragt, als er auf seinem Sterbebett lag und sich gegen den nahenden Tod stemmte.

»Sobald du fähig bist, zu verstehen«, hatte er geantwortet, während er mein Gesicht aufmerksam mit Augen beobachtete, die unter seinen buschigen weißen Brauen lagen.

»Manchen wird das Geheimnis früher offenbart als anderen. Seit dem ersten Baron Kralitz das Geheimnis offenbart wurde ...«

Er griff sich an die Brust und hielt inne. Es dauerte ganze fünf Minuten, bevor er die Kraft fand, mit seiner rollenden, tönenden Stimme weiterzusprechen. Es gab keine keuchenden Totenbett-Bekenntnisse eines Baron von Kralitz!

Schließlich sagte er: »Du hast die Ruinen des alten Klosters in der Nähe des Dorfes gesehen, Franz. Der erste Baron brannte es nieder und überantwortete die Mönche dem Schwert. Der Abt hatte die Launen des Barons zu oft gestört. Einst suchte ein Mädchen bei ihm Schutz, und der Abt weigerte sich, sie dem Baron trotz Aufforderung zu übergeben. Seine Geduld war zu Ende – du kennst die Geschichten, die man sich noch immer über ihn erzählt.

Er erschlug den Abt, brannte die Abtei nieder, und nahm sich das Mädchen. Bevor er starb, verfluchte der Abt seinen Mörder, und er verfluchte auch die Söhne noch ungeborener Generationen. Und es ist das Wesen des Fluchs, das auch das Geheimnis unseres Hauses ist.

Ich kann dir nicht sagen, was der Fluch ist. Versuche nicht, das Rätsel zu lösen, bevor es dir nicht enthüllt wird. Warte geduldig; zu gegebener Zeit wirst du von den Wächtern des Geheimnisses die Treppe hinunter in die unterirdische Höhle geführt werden. Dort wirst du das Geheimnis von Kralitz erfahren.«

Als das letzte Wort die Lippen meines Vaters verlassen hatte, starb er, aber die strenge Miene seines Gesichts behielt ihre eindrucksvolle Linie bei.

In den Tiefen meiner Erinnerungen weiß ich nicht mehr zu sagen, welchen Weg wir entlang gingen, aber ich sah die dunklen Schatten meiner Führer neben einem Spalt halt machen, wo ein Zeichen in den Stein eingelassen war. Dort führte eine Treppe in die Tiefe hinab, die ich niemals wäh-

rend meiner Wanderungen durch das Schloss bemerkt hatte. Ich wurde die Stufen hinunter begleitet, und plötzlich nahm ich einen dunklen, phosphoreszierenden Glanz wahr, der von keiner sichtbaren Quelle stammte, weniger war es ein wirkliches Licht als vielmehr die Gewöhnung meiner Augen an die fast völlige Dunkelheit.

Der Weg nach unten war lang. Die Treppe wandte und drehte sich im Fels, und die hervorspringenden Formen bildeten die einzige Abwechslung von der Monotonie des endlosen Abstiegs. Und endlich, tief unter der Erde, endete die lange Treppe, und ich sah über die Schultern meiner Führer hinweg die große Tür, die meinen Weg versperrte. Sie war grob aus dem festen Stein gemeißelt, und darüber fanden sich eigentümliche und seltsam beunruhigende Gravuren von Symbolen, die ich nicht einzuordnen wusste. Sie schwang auf, und ich ging hindurch und blieb stehen, um gegen eine graue Nebelwand zu starren.

Ich stand auf einem sanften Abhang, der sich in der nebelverhangenen Ferne verlor, aus der ein wildes Durcheinander aus gedämpftem Gebrüll und hohem, schrillen Quieken, das sich vage wie obszönes Gelächter anhörte, drang. Dunkle, flüchtig zu erkennende Konturen schwammen in Sichtweite durch den Dunst und verschwanden wieder, und große undeutliche Schatten fegten auf leisen Schwingen über meinen Kopf hinweg. In meiner unmittelbaren Nähe befand sich ein langer rechteckiger Tisch aus Stein, und an diesem Tisch saßen zwei fleischlose Männer, die mich mit Augen musterten, die dumpf in ihren Höhlen leuchteten. Meine beiden Führer nahmen schweigend unter ihnen ihre Plätze ein.

Und plötzlich begann sich der dichte Nebel zu heben, wurde vom Atem eines kühlen Windes hinfert gefegt. Als er sich rasch aufzulösen begann, zeigte sich die ganze Weite des Höhlensystems in der Dunkelheit, und ich stand schweigend da, fest in den Klauen einer mächtigen Angst, aber seltsamerweise auch ergriffen von einer unvergleichlich starken Freude. Ein Teil meiner Selbst wollte fragen: »Was für ein Grauen ist das hier?« Ein anderer Teil flüsterte: »Du kennst diesen Ort!«

Aber ich konnte das hier noch niemals gesehen haben. Wenn ich auch nur geahnt hätte, was tief unterhalb des Schlosses lag, hätte ich, besessen von der Angst, niemals wieder nachts schlafen können. Während ich mit den widerstreitenden Gefühlen des Grauens und der Ekstase rang, erblickte ich die unheimlichen Bewohner dieser unterirdischen Welt.

Dämonen, Monster, unbenennbare Dinge! Albtraumkolosse schritten durch das trübe Wasser, missgestaltete graue Dinge, die aussahen wie riesige Schnecken, gingen aufrecht auf Stummelbeinen. Unförmige Kreaturen, bestehend aus weichem Zellstoff, Wesen mit stechenden Flammenaugen, die wie die des sagenhaften Argus über den gesamten formlosen Körper liefen, krümmten und drehten sich in diesem bösen Schein. Geflügelte Dinge, die keine Fledermäuse waren, durchstießen flatternd die dunkle Luft, flüsterten zischend – flüsterten mit menschlichen Stimmen.

Weit entfernt auf dem Grund des Gefälles konnte ich das kalte Glänzen des Wassers eines verborgenen, sonnenlosen Sees erkennen. Formen, die gnädigerweise von der Distanz und der fast völligen Dunkelheit verdeckt wurden, hüpfen und heulten, wühlten den Untergrund des Sees auf, über dessen Größe ich nur Vermutungen anstellen konnte. Und ein flatterndes Ding, dessen lederne Flügel sich wie ein Zelt über meinem Kopf spannten, stürzte herab und schwebte einen Augenblick über mir, starrte mich mit flammenden Augen an, bevor es weiter abfiel und sich in der Finsternis verlor.

Und die ganze Zeit über, in der ich vor Angst und Abscheu erschauderte, fand ich in mir diese bössartige Freude – diese flüsternde Stimme: »Du kennst diesen Ort! Du gehörst hierher! Ist es nicht schön, zu Hause zu sein?«

Ich warf einen Blick hinter mich. Die große Tür hatte sich leise geschlossen und eine Flucht war unmöglich. Und dann unterstützte mich mein Stolz. Ich war ein Kralitz. Und ein Kralitz kennt keine Furcht, selbst, wenn er dem Teufel persönlich angesichtig wurde!

Ich trat vor und konfrontierte die Wächter, die immer noch saßen und mich aus Augen wie Schmelzöfen betrachteten. Ich kämpfte gegen die wahnsinnige Angst an, die ich vor dem Aufgebot der fleischlosen Skelette empfand, trat an die Stirnseite des Tisches, wo eine Art primitiver Thron stand, und fasste die Gestalt zu meiner rechten ins Auge.

Es war kein blanker Totenschädel, auf den ich blickte, aber ein bärtiges, tödlich-blasses Gesicht. Die geschwungenen üppigen Lippen waren blutrot, wirkten fast geschminkt, und die trüben Augen starrten mich trostlos an. Unmenschliche Qualen hatten sich in tiefen Linien in das weiße Gesicht geätzt, und nagender Kummer schwelte in den eingesunkenen Augen. Ich kann nicht darauf hoffen, die völlige Fremdheit, die unirdische Atmosphäre,

die ihn umgab, zu vermitteln, die fast so greifbar war wie der Grabgestank, der aus seinen dunklen Kleidern quoll. Er deutete mit einem schwarz umwickelten Arm auf den leeren Platz an der Stirnseite des Tisches, und ich setzte mich.

Dieses albtraumhafte Gefühl der Unwirklichkeit! Ich schien in einem Traum zu sein, wo ein versteckter Teil meines Geistes langsam das Bewusstsein über eine böse Existenz erlangte. Der Tisch war eingedeckt mit altmodischen Kelchen und Tellern, wie sie seit hunderten von Jahren nicht mehr verwendet wurden. Auf den Tellern befand sich Fleisch, und roter Wein in den juwelenbesetzten Kelchen. Ein berauschender, überwältigender Duft drang in meine Nase, vermischt mit dem Grabgeruch meiner Gefährten und den modrigen Ausdünstungen eines muffigen und sonnenlosen Ortes.

Jedes dieser weißen Gesichter wandte sich mir zu, Gesichter, die mir seltsam bekannt vorkamen, obwohl ich nicht wusste, warum. Alle Gesichter glichen sich mit ihren blutroten sinnlichen Lippen und ihrem Ausdruck nagenden Kummers, den brennenden schwarzen Augen, die mich wie die abgründigen Gruben des Tartarus anstarrten, bis ich spürte, wie sich die Härchen in meinem Nacken aufstellten. Aber – ich war ein Kralitz! Ich erhob mich und sagte kühn in archaischem Deutsch, das mir irgendwie vertraut über die Lippen kam: »Ich bin Franz, einundzwanzigster Baron von Kralitz. Was habt ihr mit mir vor?«

Ein Murmeln der Anerkennung machte die Runde. Unruhe kam auf. Vom Fuße der Tafel erhob sich ein Mann mit gewaltigem Bart, ein Mann mit einer schrecklichen Narbe, die aus der linken Seite seines Gesichts eine Ruine aus verheiltem weißen Gewebe machte. Erneut packte mich die seltsame Erregung des Erkennens; ich hatte dieses Gesicht bereits gesehen, und vage erinnerte ich mich, dass ich es im dunklen Zwielficht geschaut hatte.

Der Mann sprach in altem kehligem Deutsch: »Wir grüßen dich, Franz, Baron Kralitz. Wir grüßen dich und wir verpflichten uns dir, Franz – und wir verpflichten uns dem Haus von Kralitz!«

Mit diesen Worten ergriff er den Kelch, der vor ihm stand, und hob ihn an. All die schwarz Gewandeten, die um den langen Tisch herum saßen, erhoben sich, und jeder hielt seinen juwelenbesetzten Becher hoch und gelobte mir. Sie taten einen tiefen genüsslichen Schluck von diesem Wein, und ich verbeugte mich, wie es der Brauch verlangte. Ich sagte, in Worten, die erneut unaufgefordert aus meinem Mund sprangen: »Ich grüße euch, die

ihr die Wächter des Geheimnisses von Kralitz seid, und auch ich verpflichte mich euch.«

Überall um mich herum, bis hin zur entferntesten Finsternis der Höhle, kehrte Stille ein, das Brüllen und Heulen, das wahnsinnige Kichern und die geflügelten Dinge wurden augenblicklich nicht mehr gehört. Meine Gefährten beugten sich erwartungsvoll in meine Richtung. Ich war der einzige, der noch stand, hob meinen Kelch und trank. Die Flüssigkeit war berauschend, belebend, hatte einen schwachen brackigen Geschmack.

Und plötzlich wusste ich, warum die schmerzgezeichneten, verwüsteten Gesichter meiner Gefährten mir so bekannt vorgekommen waren; ich hatte sie oft genug in der Gemäldegalerie meiner Ahnen gesehen, das in Falten gelegte, entstellte Antlitz des Gründers des Hauses von Kralitz, das aus der Finsternis der großen Halle zornig nach unten blickte. In diesem grimigen weißen Licht der Offenbarung erkannte ich meine Gefährten als das, was sie waren; ich erkannte sie, einer nach dem anderen, erinnerte mich an ihre Pendants auf der Leinwand. Aber es gab eine Veränderung! Wie ein ungreifbarer Schleier lag der Stempel des unausrottbaren Bösen auf den gepeinigten Gesichtern meiner Gastgeber, der ihre Gesichtszüge auf seltsame Weise verändert hatte, sodass ich nicht wirklich sicher sein konnte, sie erkannt zu haben. Eines dieser fahlen sardonischen Gesichter erinnerte mich an meinen Vater, aber ich war nicht sicher, dermaßen ins Monströse verzerrt war sein Ausdruck.

Ich dinierte mit meinen Vorfahren – dem Haus von Kralitz!

Noch hielt ich meinen Becher hoch, aber ich leerte ihn unverzüglich, denn diese grauenvolle Erkenntnis war nicht gänzlich unerwartet. Eine seltsame Glut rann durch meine Adern, und ich lachte über die bössartige Freude, die ich in mir fand, laut auf. Die anderen lachten ebenfalls, es klang wie die tiefe kehlige Fröhlichkeit bellender Wölfe – das Lachen gefolterter Männer, die auf die Streckbank gebunden worden waren, ein Gelächter des Wahnsinns in der Hölle! Und durch die gesamte Kaverne hallte das Geschrei der teuflischen Brut! Große Gestalten, die etliche Spannen emporragten, schaukelten in tosender Freude, und die fliegenden Dinge kicherten verschlagen über mir. Und aus der großen Weite schwappte eine Welle fürchterlicher Freude, bis die halb sichtbaren Dinge, die im schwarzen Wasser schwammen, durch ihr Gebrüll mein Trommelfell zerrissen, und das nicht zu erkennende Dach die dröhnenden Echos zurückschickte.

Und ich lachte mit ihnen, lachte mit all dem Irrsinn, bis ich erschöpft auf meinen Stuhl sank und den Narbenmann am anderen Ende ansah, der daraufhin zu sprechen begann.

»Du bist unserer Gesellschaft würdig, und würdig, mit uns von der gleichen Tafel zu speisen. Wir haben uns einander verpflichtet, und du bist einer von uns; wir wollen gemeinsam essen.«

Und wir fielen reißend wie hungrige Bestien über das saftige weiße Fleisch auf den juwelenbesetzten Tellern her. Merkwürdige Scheusale bedienten uns, und als ich eine kühle Berührung an meinem Arm wahrnahm, drehte ich mich zur Seite und erkannte ein entsetzlich purpurnes Ding, wie ein abgemagertes Kind, das mir nachschenkte. Merkwürdig, ungeheuerlich und gotteslästerlich war unser Fest. Wir riefen und lachten und wurden in diesem dunstigen Licht bewirtet, während um uns herum die bösertige Horde lärmte. Die Hölle befand sich unter dem Schloss Kralitz, und sie hielt heute Nacht ihren hohen Karneval ab.

Zum Schluss sangen wir ein kämpferisches Trinklied, schwenkten die schweren Becher im Rhythmus unseres gebrüllten Gesangs vor und zurück. Es handelte sich um ein sehr altes Lied, aber die kaum verständlichen Worte hielten uns nicht davon ab. Ich betonte sie, als hätte ich sie auf den Knien meiner Mutter erlernt. Und als ich an meine Mutter dachte, fuhr plötzlich ein Beben der Schwäche durch mich hindurch, aber ich rang es durch einen kräftigen Schluck des berauschenden Weins nieder.

Lange, lange johlten und sangen und zechten wir dort in der gewaltigen Höhle, und nach einiger Zeit erhoben wir uns gemeinsam und marschierten zu einem schmalen Brückenbogen, der das dunkle Wasser des Sees überspannte. Aber ich kann nicht aussprechen, was sich am anderen Ende der Brücke befand, noch kann ich die unnennbaren Dinge, die ich sah, beschreiben. Ich erfuhr von den pilzartigen, unmenschlichen Existenzen, die auf dem fernen kalten Yuggoth lebten, von den zyklischen Gestalten, die dem niemals schlafenden Cthulhu in seiner unterseeischen Stadt dienten, von den seltsamen Genüssen, von denen die Jünger des leprösen, unterirdischen Yog-Sothoth besessen sind, und ich lernte auch etwas über die unglaubliche Art und Weise, mit der man Iod, die Quelle weit hinter den äußeren Galaxien, anbetet. Ich lotete die schwärzesten Gruben der Hölle aus und kehrte lachend zurück. Ich war eins mit den übrigen dunklen Wächtern,

und ich verband mich mit ihnen während dieser Saturnalien des Schreckens, bis der Narbenmann erneut zu uns sprach.

»Unsere Zeit wird knapp«, sagte er, und sein zerfurchtes, bärtiges, fahles Gesicht lag wie ein Wasserspeier im Halbschatten. »Wir müssen bald aufbrechen. Aber du bist ein wahrer Kralitz, Franz, und wir werden uns wiederbegegnen, und erneut ein Fest miteinander feiern, und für eine längere Zeit miteinander fröhlicher sein, als du dir vorstellen kannst. Ein letztes Versprechen!«

Ich gab es ihm. »Auf das Haus von Kralitz! Möge es niemals untergehen!«

Und mit einem triumphierenden Schrei tranken wir den stechenden Bodensatz unseres Weins.

Dann überkam mich eine merkwürdige Mattigkeit. Gemeinsam mit den anderen ließen wir die Kaverne zusammen mit den Gestalten, die dort paradierten und grölten und krochen, zurück, und gingen hinauf zu dem behauenen Steinportal. Wir erreichten die Treppe, aufwärts und aufwärts führte sie, endlos, bis wir zum Schluss aus dem gähnenden Loch der Steinmarkierungen traten und weitergingen, eine dunkle, schweigsame Gruppe, die durch die endlosen Korridore schritt. Die Umgebung zeichnete sich auf merkwürdige Weise vertraut ab, und plötzlich wusste ich, wo wir uns befanden.

Wir waren in der großen Begräbnishalle unter dem Schloss, wo die Barone Kralitz zeremoniell beigesetzt wurden. Jeder Baron wurde in einem Steinsarg in seiner separaten Kammer untergebracht, und jede Kammer lag, wie Perlen an einer Kette, neben der nächsten, sodass wir vom weit entferntesten Grab des ersten Baron Kralitz zu jenen Gewölben kamen, die noch nicht belegt waren. Nach uraltem Brauch lag jedes Grab offen da, ein leeres Mausoleum, bis seine Zeit gekommen war, der große steinerne Schrein mit der darauf gravierten Gedenktafel an seinen Platz gebracht wurde. Es war in der Tat passend, dass sich das Geheimnis von Kralitz hier verbarg.

Schlagartig wurde mir bewusst, dass ich mit dem bärtigen Mann mit der entsetzlichen Narbe allein war. Die anderen waren verschwunden, und tief in meinem Innern musste ich gestehen, dass ich sie nicht vermisste. Mein Begleiter streckte seine schwarz umwickelte Hand aus, und ich drehte mich fragend zu ihm um. Mit seiner sonoren Stimme sagte er: »Ich muss

dich jetzt verlassen. Ich muss an meinen eigenen Platz zurückkehren.« Und er deutete auf den Weg, den wir gekommen waren.

Ich nickte, denn ich wusste längst, was meine Gefährten waren. Ich wusste, dass jeder Baron Kralitz in diesen Gräbern bestattet worden war, nur um als ein monströses Ding, weder tot noch lebendig, in die Kaverne hinabzusteigen, um an den Saturnalien des Bösen teilzunehmen. Auch wusste ich, dass sie bei Einbruch der Dämmerung wieder in ihre steinernen Grabkammern zurückkehren mussten, um in einem todesähnlichen Zustand zu verharren, bis die untergehende Sonne erneut für eine kurze Befreiung sorgte. Meine eigenen okkulten Studien hatten mich dazu befähigt, diese schrecklichen Auswüchse zu verstehen.

Ich verbeugte mich vor meinem Begleiter und wollte meinen Weg in die oberen Regionen des Schlosses aufnehmen, aber er versperrte mir den Weg. Er schüttelte langsam den Kopf, seine Narbe glänzte abscheulich in der phosphoreszierenden Finsternis.

Ich sagte: »Kann ich denn noch nicht gehen?«

Er sah mich mit gequälten glimmenden Augen, die in den Schlund der Hölle geblickt hatten, an, und er deutete auf das, was sich neben mir befand. Da traf mich die Erkenntnis wie ein albtraumhafter Schlag, und ich wusste, worum es sich bei dem Geheimnis um den Fluch von Kralitz handelte. Plötzlich hatte ich die Gewissheit, die in meinem Kopf die schockierende Tatsache aller Gestalten, die jemals dort in der Dunkelheit herumwirbelten und schrien, aufleben ließ; das verhängnisvolle Verstehen, zu welchem Zeitpunkt jeder Baron Kralitz in die Bruderschaft des Blutes eingeführt wurde. Ich wusste – ich wusste – dass keiner der Särge jemals unbesetzt in den Grabgewölben platziert wurde, und ich las über dem steinernen Sarkophag zu meinen Füßen die Inschrift, die mir meinen Untergang vor Augen führte – ich sah meinen eigenen Namen: *Franz, 21. Baron von Kralitz*.

DER AUGENZEUGE

Ulf Ragnar Berlin



Auch ohne Augenlicht sehe ich Ihnen an, dass Sie mir kein Wort glauben werden. Versuchen Sie gar nicht erst, es zu leugnen. Immerhin sprechen Sie mit einem Mann, der sich scheinbar ohne jeden Grund die eigenen Augen ausgestochen hat. Dabei waren es eigentlich gar nicht meine, nicht mehr. Nicht mehr seit man ihnen die Hornhäute dieses Schlächters aufgepflanzt hatte. Sie wissen schon! Dieser Typ, auf dessen Grundstück man die Reste von 23 Menschen gefunden hat – auf dem Dachboden, unter dem Garten und in der verdammten Kühltruhe! Warten Sie nur ab bis man den Beton auseinander klopft, mit dem er den Keller aufgefüllt hat, da kommen noch mehr. Ja, Sie glauben mir nicht. Und woher sollte ich das denn auch wissen? Ich war ja nicht mal dort. Und wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich ohnehin nichts sehen können, denn zu diesem Zeitpunkt war ich ja noch blind. Seit diesem Brandunfall, seit mich Tony, dieser Idiot, darum gebeten hat, ihm beim Befüllen des Generators mit dem Feuerzeug die Tankfüllung zu beleuchten, und ich dumm genug war, ihm den Gefallen zu tun. Mein Gott! Wir waren gerade mal 17! Tony hatte damals die ganze Hütte ausgebrannt und meine Hornhäute gleich mit! Aber das wissen Sie ja. Sie haben doch wohl meine Akte gelesen, oder? Nein, sehen konnte ich erst wieder, nachdem sie diesen Wichser verurteilt und hingerichtet hatten. Weiß der Teufel, warum er darauf bestand, seine brauchbaren Teile zu medizinischen Zwecken zu spenden. Zur Wiedergutmachung? Wohl kaum! Theodore Marking hatte kein Gewissen. Keinen Funken Mitleid, nicht das kleinste Bisschen Empathie. Genau das war nämlich sein Problem, das war das, was mit ihm nicht stimmte. Und das wusste er selbst am besten.

Was glauben Sie, warum er das gemacht hat, seine Opfer bei lebendigem Leibe zerstückelt, meine ich? Ja, sie haben da noch gelebt. Woher ich das weiß? Ich habe es gesehen. Mit seinen Augen, durch seine Augen, als hätte ich selbst in Theodore Markings Haut gesteckt. Wie ich überhaupt darauf komme, dass es seine Hornhäute sind, die man mir eingepflanzt hat? Warum sonst sollte ich all diese Dinge sehen? Ich erinnere mich an alles, als wäre ich dabei gewesen. Alle Gräuel, die er mit seinen eigenen Händen begangen und mit seinen eigenen Augen gesehen hat, sind mit seinen Augen in mein Gedächtnis eingepflanzt worden. Natürlich hat mir niemand verraten, dass meine wiedergewonnene Sehkraft von dem Massenmörder Theodore Marking stammte. So etwas beunruhigt gewisse Leute. Aber ich hatte von dem Fall im Radio und im Fernsehen gehört und sobald sich mein Gehirn wieder ans Sehen gewöhnte hatte, erkannte ich in der reg- und gefühllosen Visage auf dem Bildschirm das Gesicht, das ich so oft in den fremden Erinnerungen im Spiegel erblickt hatte. Sie haben gerade wieder ihre Brauen gehoben, wie Sie es immer machen, wenn Sie nicht glauben wollen, was man Ihnen sagt, nicht wahr? Das haben Sie auch schon gemacht, als Sie mit Theodore Marking in seiner Zelle gesprochen haben. War er ein interessantes Studienobjekt? Eins, von dem Sie etwas lernen konnten, eins, worüber Sie in Ihrer nächsten Abhandlung schreiben werden? Ich bezweifle es. Sie werden nie etwas aus Ihren Patienten lernen, wenn Sie sich nicht auf deren Wahn einlassen, oder das, was Sie für Wahn halten. Natürlich weiß ich, dass Sie mit ihm gesprochen haben. Ich sagte Ihnen doch, ich erinnere mich an alles, was er gesehen hat. Nein, ausschließlich an das, was er gesehen hat, nicht an Ihre Worte und zum Glück auch nicht an die Schreie! Anfangs hielt ich das alles noch für einen vorübergehenden Nebeneffekt der Operation. Ich meine, mein Hirn hatte ja jahrelang keine Bilder mehr verarbeiten müssen. Dass einem so was die Synapsen verdreht, sollte eigentlich niemanden überraschen. Gleich nachdem mir der Arzt den Verband abgewickelt hatte, sah ich alles nur verschwommen. Erst Schlieren aus Grautönen, später dann in Farbe. Die Gesichter, die sich in mein Blickfeld schoben, konnte ich nur als bleiche Ovale mit dunklen und roten Klecksen wahrnehmen und ich ahnte, dass es noch eine ganze Weile dauern würde, bis mein Gehirn mit den Signalen, die es erhielt etwas anfangen konnte. Aber noch bevor es so weit war, begannen sich Markings Erinnerungen in meinem Gedächtnis zu manifestieren. Zuerst konnte ich sie überhaupt nicht einordnen. Ich sah im-

mer nur kurz einzelne Bilder. Das war wie bei einem Puzzle, bei dem man erst die Teile nach Mitte und Rand sortieren muss. Mit der Zeit wurden die Bilder aber deutlicher, hielten länger an und schließlich fügten sie sich zu Szenen zusammen. Ich sah, wie von Schnittwunden übersäte nackte Leiber Treppen hinab und durch enge, feuchte Korridore geschleift wurden. Ich sah, wie er sie mit Zimmermannsnägeln durchbohrte und ihr Fleisch an die Wand nagelte, dort in den dunklen Nischen, die er mit Holzgattern und Vorhängeschlössern verriegelte. Manchmal löste er mit seinem Messer einen Hautfetzen heraus und zog daran. Sie kennen das doch, wenn Ihnen so ein Fitzelchen am Nagelbett hängt, oder? Sie wollen es bloß abreißen, reißen sich aber einen viel längeren Streifen Haut heraus, der fast bis zum nächsten Fingerknöchel reicht. So machte er es, nur dass die Haut, die er raus schnitt, so dick war, dass er die Muskeln freilegte und dann einen langen Streifen vom Brustbein bis fast zum Becken hinab abzog. Versuchen Sie gar nicht, sich das vorzustellen oder den Schmerz nachzuvollziehen. Sie können es nicht, und Marking konnte es auch nicht. Genau darum ging es ja! Er konnte die Gefühle, das Leid anderer nicht mitleiden, aber er litt darunter, dass er es nicht konnte. Er wollte es erzwingen, sich selbst dazu zwingen, Mitleid zu empfinden, aber er konnte es einfach nicht! Er zerschnitt ihre Gesichter. Schnitt Lippen und Augenlider ab, nähte lebendige Insekten in Wunden ein, aber er fühlte nichts dabei, nichts außer Enttäuschung. Und wenn ihn seine Triebe überkamen, schnitzte er einem seiner Opfer eine Fotze ins Fleisch und fickte die Wunde. Das Geschlecht derjenigen war ihm dabei herzlich egal. Mit Gedankenlesen hat das überhaupt nichts zu tun, Herr Doktor! Aber mit Lesen sehr wohl! Wussten Sie etwa nicht, dass Marking über seine ›Experimente‹ Buch geführt hat? Sehr akribisch sogar, fast wie ein richtiger Wissenschaftler. Ja, natürlich habe ich die Aufzeichnungen gesehen! Ich war ja praktisch dabei, als er sie schrieb! Aber wissen Sie, wann es mit Marking wirklich interessant wurde? Wenn eines seiner Versuchskaninchen starb! Dann wurde er nämlich kreativ! In seinem Keller gab es einen breiten Hauptkorridor. Die Decke war dort auch etwas höher als anderswo. Marking hatte da eine Reihe von Deckenlampen angebracht, und jedes Mal, wenn jemand starb, bastelte er sich aus dem Kadaver einen neuen Lampenschirm. Nein, nicht einfach aus der Haut! Er trennte den Kopf und den Unterleib knapp unterhalb des Brustkorbs ab und war dann stundenlang damit beschäftigt, den Torso auszuhöhlen und so viel Fleisch und Haut

abzuschaben, bis die Rippen nur noch von einer ganz dünnen, durchscheinenden Schicht umhüllt waren. Der letzte Schritt bestand nur noch darin, das Ganze in der Räucherammer zu trocknen, damit es nicht so schnell vergammelte. Ich denke, das wird ihm am Ende wohl auch das Genick gebrochen haben. Ich meine, dieser Ofen, den er zum Räuchern benutzt hat und in dem er, was er nicht brauchen konnte, verbrannte ... das muss doch gestunken haben! Na, jedenfalls hat er die getrockneten Brustkörbe mit ausgebreiteten Armen an der Kellerdecke aufgereiht und die Glühbirnen reingehängt. Das sah schon ziemlich scheußlich aus, hatte aber auch irgendwie was ... Na ja, den Rest kennen Sie wohl, schließlich hat man ja im Haus noch einiges gefunden ... Diese fremden Erinnerungen waren aber nicht der Grund ... oder sagen wir: der *ausschlaggebende Grund*, warum ich lieber blind bin, als die Welt durch Theodore Markings Augen zu sehen. Den bekam ich erst, als sich mein verdammtes Hirn ans Sehen gewöhnt hatte. Zunächst war alles wunderbar. Ich konnte wieder lesen, der Fernseher war mehr als nur ein übergroßes Radio und Fotos hatten wieder einen Sinn. Als ich aber anfang, die Gesichter meiner Mitmenschen aus der Nähe zu betrachten, zeigte sich bald, dass mir Markings Spende mehr beschert hatte als die bloßen Erinnerungen in meinem Kopf. Jedes Mal, wenn ich ein Gesicht genauer betrachtete, legten sich allmählich die Züge eines der Opfer darüber, bis die Gesichter zu einer einzigen blutigen Fratze verschmolzen, in der das Entsetzen, die Schmerzen und jede noch so kleine eitrigte Wunde deutlich zu erkennen waren, die die Gemordeten zum Zeitpunkt ihres Todes trugen. Die tatsächlichen Gesichter der Lebenden schimmerten noch immer durch, aber der Ausdruck und die Wunden gehörten einem der Toten. Jeder Lebende mit dem ich sprach, trug diese Wunden im Gesicht. Bald sah ich das auch in Gesichtern auf Fotos oder im Fernsehen und schließlich sogar in meinem eigenen, wenn ich in den Spiegel schaute. Mir war natürlich klar, dass weder mein Gesicht noch die der anderen in Fetzen hingen, ich spürte ja nichts davon, wenn ich es betastete. Ich sagte mir wieder und wieder, dass ich mir das nur einbilde. Aber dieser Zustand, diese Bilder waren letztlich nicht auszublenen und erst recht nicht zu ertragen. Ich bat die Schwestern und Ärzte, mir zu helfen, die OP rückgängig zu machen, aber niemand verstand, wieso ich das wollte. Man sagte mir, es sei nicht möglich, man würde damit mein Augenlicht für immer zerstören. Schließlich vertraute ich mich jemandem an und gestand endlich, was sich in meinem Kopf und vor meinen

Augen abspielte. Das brachte mich hierher, in die *Geschlossene*! Da wurde mir klar, dass ich mir nur selbst helfen konnte und ich nahm die nächstbeste Gelegenheit wahr, mir die Augen aus den Höhlen zu kratzen. Ob das geholfen hat? Na ja, ich sehe natürlich keine Gesichter mehr und auch Theodore Markings Erinnerungen werden mit der Zeit verblassen. Aber ganz werde ich sie wohl nie loswerden, nicht solange ich mich noch an die Erinnerungen erinnern kann.

Diese Geschichte ist von dem Lied ›Gary Gilmore's Eyes‹ der britischen Punkband The Adverts aus dem Jahr 1977 inspiriert, in dem das lyrische Ich nach einer Augentransplantation davon überzeugt ist, mit den Augen des Raubmörders Gary Gilmore zu sehen. Gilmore wurde im Januar 1977 hingerichtet und seine noch brauchbaren Organe auf seinen eigenen Wunsch zur Transplantation freigegeben. Der Name der Figur Theodore Markings ist eine Hommage auf Gary Mark Gilmore und den wesentlich bekannteren Mörder und Leichenschänder Edward Theodore Gein. Seine beschriebenen Verbrechen beziehen sich eher auf Geins Taten und haben wenig mit den Morden Gilmores zu tun.

ZURÜCKGELASSENE DINGE

Lincoln Michel



Ich wünschte, ich hätte sie gefunden, und nicht mein Mann. Ich hätte sozusagen gerne gewusst, wie sie in ihrem natürlichen Zustand aussah. Was, wenn Gerald sie bewegt hatte?

Gerald nahm keine Notiz von mir, als ich ankam. Er lief in Halbkreisen herum, als ob er näher heran wollte, aber ihr Körper ihn mit einem magnetischen Feld davon abhielt.

»Zu wem gehört sie?«, fragte ich. Ich war außer Atem und lehnte an einem Baum.

»Was?«, sagte Gerald und drehte sich um. In der Nähe standen einige Kühe herum. Sie beobachteten uns drei mit großen Augen.

»Ich meine, sie liegt halb auf unserem Land und halb auf der Weide der Smiths.«

»Ah«, machte er. »Ich weiß nicht, ob das eine Rolle spielt.«

»Der Kopf ist auf unserer Seite«, sagte ich. »Ich denke, das sollte etwas zählen.«

Ich legte gerade Wäsche zusammen, als Gerald anrief. Ich machte das am liebsten gleich, sobald der Trockner durchgelaufen war, wenn sie so heiß war, dass ich mir fast meine Hände verbrannte. Ich konnte seine Aufregung durch den kleinen Lautsprecher neben meinem Ohr dringen fühlen. Gerald erzählte mir, dass er in der Nähe der Grenze unseres Grundstücks herumgelaufen war, als er unsere Katze Mitzy fand, wie sie gerade dabei war, das Gesicht einer toten Frau anzunagen.

Wir lebten bereits seit zwei Jahren wie die Hinterwäldler, Gerald und ich. Die Stadt war zwanzig Fahrminuten entfernt. Wenn man durch die Wäl-

der ging, gelangte man zu einer Kuhweide, die mit Stacheldraht aus dem Wald herausgeschnitten worden war. Als wir hier ankamen, tranken wir oft eine Flasche Wein und streckten unsere Hände durch den Zaun, damit die Kühe unsere salzigen Handflächen ablecken konnten.

Gerald hatte bereits sein Halstuch über den Kopf der Frau gelegt. Er sagte, es wäre die Verantwortung eines Christen, das zu tun.

»Oh Gerald«, sagte ich und legte meine Arme um ihn. »Wer kann das getan haben?«

»Es ist Jagdsaison«, sagte Gerald. »Möglicherweise wurde sie von einem Jäger erschossen, der seinen Fehler bemerkte und einfach abhaute.« Er blickte an mir vorbei. Er hatte zu dieser Zeit einen großen Bart, und sein Gesicht schien sich hinter ihm zu verstecken, als er sagte: »Ja, so ist es wahrscheinlich passiert.«

Die Frau befand sich mit dem Bauch unter dem Stacheldraht, die Beine ragten auf die Kuhweide hinaus. Man konnte an der Farbe des Schmutzes erkennen, dass es eine Menge Blut gegeben haben musste, aber ihre Jeans und ihre grüne Bluse waren auf der Rückseite unberührt. Als wären sie frisch aus dem Trockner gekommen.

»Ich glaube, ich habe exakt die gleiche Bluse«, sagte ich. »Ich habe sie bei Gap gekauft.«

Ich ging in der Nähe der Leiche in die Hocke. Ich dachte mir, sie würde friedlich aussehen, und dass eine spirituelle Ruhe mich erfassen würde, aber das geschah nicht. Mit ihrem Kopf, versteckt unter dem Halstuch, sah sie mehr nach einem Mannequin aus. Ich hatte das Bedürfnis, ihre Glieder in eine lebendigere Pose zu legen. Gerald drückte mein Schlüsselbein mit seinen Händen. Er beugte sich zu mir hinunter und drückte seinen trockenen Lippen gegen meine Wange.

»Die Cops sagen, sie werden gleich hier sein«, sagte er sachlich. Sie war bereits dabei, unseren Händen zu entgleiten. »Wir sollten zurück zum Haus gehen.«

»Nein«, sagte ich. »Wir sollten bei ihr bleiben bis sie kommen.« Mein Ehemann seufzte und setzte sich auf einen Baumstumpf, die Hände auf den Knien. Ich blieb im feuchten Gras nahe der Leiche. Die Frau lag bäuchlings, die Arme waren über ihren Kopf gewinkelt. Ich konnte mir vorstellen, so zu schlafen, mit einem Kissen anstatt Schlamm unter dem Kopf. Ich hoffte, der Wind würde das Halstuch von ihrem Kopf wehen. Es gab einige Käfer,

die über ihren Körper krabbelten. Einer flog auf meinen Fuß und ich schnippte ihn fort.

»Ich bekomme langsam Hunger«, sagte Gerald nach einer Weile.

Normalerweise konnte hier draußen nichts unseren Essrhythmus durcheinanderbringen. Wir hatten das Haus von Gerald's Eltern geerbt, nachdem sein Vater an einem Schlaganfall gestorben, und seine Mutter nach Florida gezogen war. Es war ein ruhiges Plätzchen, aber nah genug an der Stadt, denn wir waren alles andere als hinterwäldlerische Eremiten.

Gerald und ich hatten uns in der High School kennengelernt. Er war Mitglied im Footballteam der Landesmeister. Ich vergesse immer, auf welcher Position er spielte. Wir waren schon so lange zusammen, dass sich die Zeit wie überhaupt nichts anfühlte.

Es wurde bereits dunkel, als die Polizei eintraf. Sie stellten den Wald mit ihren Lampen und Walkie-Talkies auf den Kopf. Sie nahmen Gerald zur Seite, und ich konnte nicht hören, was er sagte. Es sah so aus, als würde er ihnen eine Beschreibung unserer Katze geben.

Ich beobachtete die Polizisten dabei, wie sie den Rucksack der Frau ausleerten. Der Inhalt bestand aus einer Tüte Studentenfutter, ein paar Schönheitsprodukten, einer Flasche Rotwein, und einer Digitalkamera. Alles Dinge, die ich selbst benutzte. Sie steckten alles in Plastiktüten mit einem Reißverschluss. In diesem Augenblick sah ich Mitzy, ihre Augen hüpfen wie fluoreszierende Bälle unter einem Busch auf und ab.

Die Polizisten fragten mich lediglich, ob ich etwas Ungewöhnliches gehört hätte. Ich sagte nein, und sie sagten, sie würden gerne auf der Straße mit mir sprechen.

Danach verließen wir das Feld.



Als wir nach Hause kamen, ging ich gleich ins Badezimmer. Ich betätigte die Toilettenspülung, schaute dann in den Spiegel und versuchte zu weinen. Ich lief im Haus herum und rief nach Mitzy. Sie flitzte unter den Möbeln herum.

Gerald saß vor dem Fernseher und naschte. Ich setzte mich dazu und nahm mir eine Handvoll Chips.

»War sie hübsch?«, fragte ich ihn.

»Was? Ich kannte sie gar nicht«, sagte er schnell.

»Aber du hast ihr Gesicht gesehen, bevor du es bedeckt hast«, sagte ich.
»Wie hat sie ausgesehen?«

»Verdammt, Carol. Ich weiß es nicht. Normal?«

»Das ist alles? Du erinnerst dich nicht an ihre Augenfarbe oder so was?«

Gerald erhob sich, ging hinüber zum Abfalleimer, spuckte einen Pflaumenkern hinein, kam zurück und setzte sich wieder.

»Sie hatte braunes Haar«, sagte er. »Ungefähr in deiner Länge. Ich weiß nicht, ob man sie als hübsch bezeichnen kann. Hübsch genug, denke ich. Ihr Gesicht steckte im Schlamm. Ich wollte ihr nicht in die Augen sehen.«

»Aus irgendeinem Grund wünsche ich mir, dass sie hübsch gewesen ist«, sagte ich.

Während es geschehen sein muss, hatte ich irgendwelche Dinge getan. Einen Apfel geschnitten, auf der Veranda geschlummert, Gerald's Weichteile berührt. Und draußen hatte sie ihren letzten Atemzug getan. Die Polizei hatte sie in einen schwarzen Sack gepackt und davongetragen, aber ich machte mir weiter meine Gedanken über sie. Ich versuchte, mir ihr Gesicht vorzustellen, und es war das Gesicht einer Schwester. Einer Zwillingsschwester, von der ich wusste, dass ich sie nie hatte, ein Spiegelbild, das ich versäumt hatte zu beschützen.

Ich träumte nicht von ihr, oder konnte mich an solche Träume nicht erinnern, aber ich schlief auch nicht besonders viel. Ich drehte mich auf die Seite und beobachtete den Speichelfaden, der aus Gerald's rotem Mund troff.

Während des Frühstücks konnte ich mich nicht mehr zurückhalten.

»Würdest du sagen, sie war älter oder jünger als ich?«

Gerald war gerade dabei, ein Stück Toast in seine verlaufenen Eier zu tunken. Er legte das Stück, das bereits auf halbem Weg zu seinem Mund war, auf den Tellerrand.

»Es ist vorbei«, sagte er. »Der Tod ist ein Teil des Lebens. Ich denke, wir sollten es vergessen und nach vorne schauen.« Er steckte das Brot in seinen Mund. Ich stand auf, um mir noch einen Kaffee zu holen. Es war ein heller Tag. Ein Marienkäfer flog zum Fenster herein. Ich glaubte, Schüsse aus der Ferne zu hören.

»Hey, vielleicht sollten wir uns später einen Film ansehen«, sagte Gerald. Er strich sich einen Batzen Butter auf seinen Toast. »Wäre doch bestimmt lustig.«

»Ihre Haut war blass. Es scheint, dass sie eine Menge Sommersprossen hatte, genau wie ich«, sagte ich. »Erinnerst du dich an ihre Sommersprossen?«

»Oh Mann«, sagte Gerald. »Ich wünschte, wir hätten dieses Ding niemals gefunden.«

»Seit der Wirtschaftskrise hatte Gerald nicht mehr viel zu tun. Ab und zu bekam er einen Anruf, um dabei zu helfen, eine heruntergekommene Veranda zu erneuern oder eine neue Treppe zu bauen, aber meistens saß er nur herum. An diesem Tag zog er Mantel und Handschuhe an und fuhr los wie an jedem anderen Dienstag. Er beendete das Frühstück, während ich in der Dusche war.

»Ich reiche ein paar Bewerbungen ein«, sagte er. »Man weiß nie, wie sich die Dinge entwickeln.«

Mitzy kam hinter dem Ofen hervor und sprang auf meinen Schoß. Ich fuhr ihr mit meinen Fingern einige Male über den Kopf. »Du hast nicht wirklich an ihrem Gesicht geknabbert, oder? Du hast es sauberlecken wollen, damit sie gut aussieht.«

Ich hörte Gerald's Pickup stottern, ging dann zu meiner Jacke hinüber und holte die Karte heraus, die mir einer der Polizisten gegeben hatte. Ich erklärte der Dame am Telefon, wer ich war, und dass ich wissen wollte, was sie herausgefunden hatten. »Hat die Autopsie etwas ergeben? Hat jemand die Leiche identifiziert? Findet das eigentlich vor der Autopsie statt?«

»Es tut mir leid, Ma'am«, sagte sie. »Das sind vertrauliche Informationen. Wir dürfen über laufende Ermittlungen keine Auskunft geben, es sei denn, Sie sind mit dem Opfer verwandt.«

»Woher soll ich wissen, ob ich mit ihr verwandt bin oder nicht, wenn Sie mir ihren Namen nicht sagen?«

»Es tut mir leid, aber Sie müssen wohl auf die öffentliche Bekanntmachung warten wie jeder andere auch.«

Mitzy gähnte und sprang von meinem Schoß, um zu ihrer Wasserschale zu trotten.

»Das Geheimnis einer guten roten Sauce ist brauner Zucker«, sagte Margaret. »Man mag es nicht glauben, aber das ist genau das, was alle Restaurants tun. Zu einem Brei mixen und dann unter die Nudeln mischen.«

Wir tranken Preiselbeerwodka auf ihrer Veranda. Ich hatte beschlossen, unser Grundstück zu verlassen, irgendwo zu sitzen, wo ich dem Einfluss des Tatorts dort am Zaun nicht ausgesetzt war.

»Ich habe versucht, Puderzucker zu nehmen, aber das schmeckte dann immer wie der Mist von *Olive Garden*.« Sie lachte. Margaret mochte es, die Kniffe, die sie sich von Kochsendungen abgeschaut hatte, zu erläutern. Ich wartete auf einen Augenblick der Ruhe, um mein Geheimnis anzubringen.

»Margaret, wir haben eine tote Frau auf unserem Grundstück gefunden.«

Während ich das sagte, nahm ich ihre Hand, so als müsste ich sie beschützen. »Sie war allein und überall sickerte ihr Blut in den Boden. Der Mörder ist noch irgendwo da draußen.«

Ich wartete auf den Schock.

»Ich weiß, ist das nicht grauenhaft? Du armes Ding.«

Ich zuckte zusammen. »Woher weißt du das?«

Ich hatte jede Nacht die Lokalnachrichten laufen und nicht einen Mucks gehört.

»Gerald hat es mir erzählt. Raj und ich trafen ihn im Laden.«

Margaret nippte an ihrem Drink. Der Preiselbeersaft hinterließ einen dünnen roten Schimmer auf ihren Lippen. »Was will man schon machen? Letzte Woche entdeckte Asha ihren Goldfisch mit dem Bauch nach oben im Wasser und weckte uns mit ihrem Geschrei. Sie stand mit diesem traurigen, schleimigen Ding in ihren Händen in unserer Schlafzimmertür. Wir müssen es uns aus dem Kopf schlagen, denke ich.«

Es gab eine Menge Pfade im Wald. Die ganze Zeit über fürchtete ich, dass jemand hinter einem Hügel oder einer Eiche hervorspringen würde, um mir ein Messer in den Bauch zu rammen. Ich hob einen langen Stock vom Boden auf, den ich mitnehmen wollte. An seiner Spitze befand sich ein Brocken nasser Pilze oder Moos, und ich warf ihn wieder zurück.

Wenn Gerald an der Reihe war, sich einen Film für uns auszusuchen, entschied er sich immer für Kriminalfilme. Seine Favoriten waren die französischen, die so sehr in Schatten gehalten waren, dass man glauben konnte, in Paris würde niemals die Sonne scheinen. Meistens verstand ich diese

Filme überhaupt nicht, aber Gerald zerdrückte vor Aufregung das Popcorn in seinen Händen. Und jetzt lief ich hier allein durch den Wald.

Der Tatort schien merkwürdig falsch zu sein ohne die Leiche. Auch wenn ich die Gegend hier schon tausendmal besucht hatte, schien überhaupt nichts richtig zu sein. Der Stacheldrahtzaun stand zu weit auseinander und die Bäume hatten sich einige Zentimeter nach links bewegt. Ich traf auf Pflanzen mit fremdartig wirkenden Blättern.

Ich lief gebückt herum, bis mein Rücken zu schmerzen begann. Ich fand keinen Anhaltspunkt. Sogar die Blutlache war schon vom Schmutz aufgesaugt worden, allerdings lag auf dem Ort eine friedvolle Ruhe. Ich lief nach Hause, packte etwas Brotzeit zusammen und kam mit einem Handtuch und einem Buch zurück. Nach einiger Zeit gesellte sich auch Mitzy hinzu und hüpfte auf meinen Schoß. Gemeinsam schlummerten wir ein und er wachten erst, als Gerald's Truck in die Einfahrt bog.

Gerald schälte sich aus seinem Unterhemd und kam zu mir ans Bett. Sein Bart glitzerte vor Wasser aus dem Waschbecken. Der Wind blies durch das geöffnete Fenster und streifte mir über Gesicht und Schultern. Mitzy beobachtete uns vom Fuß des Bettes aus. Als Gerald's Finger meinen Hals berührten, rollte ich mich zu ihm. Gerald war still als ich grunzte. In mir geriet etwas in Wallung, und ich ließ es heraus, bis wir uns schweißgebadet zu unseren jeweiligen Seiten des Bettes drehten.

»Ja sicher, ich kann in einer Stunde da sein«, sagte Gerald. »Was ist passiert?«, fragte ich. »War das die Polizei?« Es war zwei Uhr am Nachmittag, und wir spielten gerade Karten im Wohnzimmer.

»Es war Wallace Smith.«

»Mein Gott, Wallace? War er es?« Wallace war unser Nachbar, dem die Farm gehörte, auf der die Hälfte der Leiche gelegen hatte.

»Was?«, sagte Gerald. »Wallace will, dass ich ihm helfe, das Stalldach neu zu schindeln.« Er lächelte und holte sein Maßband aus der oberen Schublade seines Nachtschränkchens. Er zog es ein paar Zentimeter heraus und ließ es zurückschnellen. »Ich schätze, er hat von meinem Beschäftigungsstatus gehört. ›Nachbarn helfen Nachbarn; das ist das, was sie tun‹, sagte er. Lustiger Kerl.«

Es hörte sich nicht richtig an. Wallace Smith hatte Gerald vorher noch nie um irgendwelche Hilfe gebeten. Ganz im Gegenteil hatten wir nach unserem Einzug sogar einen mordsmäßigen Disput über die Grundstücksgren-

zen. Für einige Zeit spielten wir mit dem Gedanken, damit zu einem Anwalt zu gehen.

»Was, wenn er denkt, du wüsstest etwas?«, sagte ich.

»Ich weiß eine Menge übers Dachdecken. Deshalb stellt er mich ja dafür ein.«

»Nein Gerald, über den Mord.«

»Mord?«, sagte er. »Bist du immer noch damit beschäftigt? Wallace ist nur ein netter alter Mann, der eine helfende Hand braucht. Ich glaube, er hat sich unter einem Traktor den Arm verdreht, oder so was in der Art. Mach dir keine Sorgen, ich bin vorsichtig.« Er zwinkerte und gab mir einen Kuss auf die Wange. »Es wäre doch schön, ein bisschen zusätzliches Geld reinzubekommen, oder? Vielleicht können wir nun den Film ansehen.«



Margaret schlug vor, ein neues Thai-Restaurant in der Stadt auszuprobieren. Sie sagte, ich müsse ein wenig Stadtluft schnuppern. Ich war besorgt darüber, etwas zu verpassen, das ich dann vermissen würde.

»Gerald«, sagte ich, »weißt du wo meine neue Bluse ist?«

»Welche Bluse?« Er rief laut, obwohl er nur im Nebenzimmer stand.

»Meine grüne Bluse. Die man oben zuknöpft, mit den Taschen von Gap.«

Gerald kam ums Eck. Er hatte Mitzy auf den Armen und zog ihr die Ohren zurück. Er zuckte mit den Schultern. »Wenn sie fleckig war, habe ich sie wahrscheinlich in die Wäsche gegeben.«

Auf einem der Pfade fand ich einen noch verpackten Schokoriegel. Auf einem anderen zerdrückte Bierdosen und eine ganze Packung Zigaretten. Das sah aus wie der Müll, den ein Jäger hinterlassen hatte. Es war ziemlich kalt im Schatten der Bäume. Alle Käfer und Tiere versteckten sich vor mir.

Ich ging zurück zum Tatort. Ich streckte meine Hände vorsichtig zwischen die Stacheln des Zauns und kletterte hinüber zur Kuhweide. Ein Stachel hakte sich in meinen Oberschenkel und riss ein Loch auf dem Weg nach unten. Ich konnte ein blutiges Rinnsal spüren, das meine Hose benetzte. Ich sah ein paar Fußspuren und Kuhfladen im Matsch. Sie führten in unter-

schiedliche Richtungen. Eine Kuh kam des Weges und leckte meine Hand mit einer rauen rosaroten Zunge.

Die Weide war einige hundert Fuß lang. Am Ende konnte ich Smiths Scheune sehen. Das einzige, was sich auf dem Dach befand, war ein verwitterter Wetterhahn. Hatte mich Gerald angelogen? Was tat er anstatt dort zu arbeiten?

Wenn ich der Linie der Bäume auf der anderen Seite des Stacheldrahts folgen würde, könnte ich nicht gesehen werden. Als ich näher kam, kauerte ich mich hinter eine Reihe von Hecken und hörte Gerald und Wallace Smith lachen. Gerald hatte eine blaue Plane von der Größe eines menschlichen Körpers um seine Schultern drapiert.

»Damit beeilen Sie sich am besten, wenn Sie bezahlt werden wollen«, sagte Wallace. Ich versuchte so leise wie möglich zu atmen und es schmerzte in meinen Lungen.

Gerald und Wallace gingen um die Tür der Scheune herum, und ich drängelte mich zwischen den Zaunlatten hindurch. »Meine Güte, ist das Zeug schwer«, sagte Gerald.

Ich dachte an all die kleinen Momente in meinem Leben, die mich so weit gebracht hatten, und wie sinnlos sie alle schienen. Ein braunes Huhn stolzierte an der Seite der Scheune entlang und ich versuchte es zu verscheuchen. Es kam näher, ruckte mit dem Kopf. Es schien, als würde es mir direkt ins Gesicht sehen.

»Carol?«

Ich blickte nach oben. Gerald hatte sich gerade auf dem Dach materialisiert. Die zusammengerollte Plane lag vor seinen Füßen. Er hielt sich eine Hand vor die Augen, um zu mir hinunter zu starren. Sein Gesicht lag hinter finsternen Schatten.

»Was machst du da unten?«, fragte er. Ein großes Lächeln erschien in der Mitte seines Bartes. Die Sonne schien grell auf ihn hinab.

»Wer ist da?«, sagte jemand. Und dann kam Wallace um die Scheune gehumpelt. »Na, wenn das mal keine schöne Lady ist«, sagte er. Er streckte seine heile Hand aus. Die andere lag in einer Schlinge. »Wie geht es dir, Carol? Ich hatte nicht erwartet, dich so bald wiederzusehen.«

»Ich war nur etwas spazieren«, sagte ich. Ich konnte mein Herz spüren, wie es kraftlos gegen meine Brust pochte. »Wie geht's mit dem Dach?«

»Wir kommen voran«, rief Gerald nach unten. »Außerdem ist es heiß heute. Wenn du zurück gehst, könntest du mir ein Glas Limonade bringen?«

Ich fand es immer schwieriger mit Gerald zu reden. Er würde mit wunden Stellen und hungrig nach Hause kommen, um sich vor den Fernseher zu setzen. Wir würden zu Abend essen, uns lieben oder auch nicht, und dann schlafen. Ich hörte auf, ihn nach Wallace oder der Leiche zu fragen. Die Arbeit auf dem Dach zog sich in die Länge.

Als er anfang zu schnarchen, schlüpfte ich aus dem Bett und durchsuchte seine Klamotten. Da war nichts Ungewöhnliches, nur ein paar Abrisse von Kinokarten. Ich wusste nicht, welche Puzzleteile ich da versuchte zusammenzusetzen.

Die Ecke beim Zaun war für mich wie immer ein ruhiges Plätzchen. Ich ging gerne dort hin, um zu lesen und nachzudenken. Ich rieb mir die dunklen Venen, die mir das Bein nach oben krochen. Ich rechnete mit ein, zwei Jahren, bevor wir ein Kind haben wollten. Das Leben ergoss sich in seine Form, ganz egal, was man tat.

Es fing gerade an zu dämmern. Ich ging hinüber zum Zaun und fuhr mit meinen Fingernägeln über den rostigen Draht. Gerald war unterwegs, um gemeinsam mit Wallace Nägel in irgendetwas zu hämmern. Es war ein ruhiger Tag, die Wolken stießen am Himmel ineinander. Ich stand vor dem Zaun, ließ mich auf die Knie nieder und rutschte nach hinten. Meine Arme lagen ausgebreitet vor meinem Kopf. Der Matsch auf meinem Gesicht fühlte sich kalt an.

Ich dachte an fast gar nichts. Oder ich tat es, aber losgelöst von allem, als ob meine Gedanken langsam aus meinem Kopf rieselten. Ich fühlte mich wohl, man könnte sogar sagen, ich fühlte mich friedlich, und lag da für eine lange Zeit im Schmutz.

Ich dachte, Mitzy aus den Augenwinkeln zu erkennen. Sie sprang hinter eine Eiche und fauchte laut. Mit einem Ohr im Matsch war es schwer zu hören, aber es näherten sich ein oder möglicherweise auch zwei paar Stiefel.

DAS UNVERLANGTE MANUSKRIFT

Tobias Reckermann & Michael Perkampus



Ein unverlangtes Manuskript ist etwas, das nur selten auf meinem Schreibtisch landet. Zuvor hat es den Posteingang durchschritten und ist Ariés, meinem Lektor unter die Augen gekommen. Die meisten dieser Einsendungen fallen seinem Blick zum Opfer, wandern in den Papierkorb, werden nie wieder gesehen und niemals erwähnt. Nicht in unserem Haus.

Seltener noch ist das, was ich vorgelegt bekomme, kein Email-Anhang, sondern in Papierform dargelegt, und noch seltener, in Wahrheit niemals, ist es ein wirkliches *manus skriptum*.

Zu den wenigen gedruckten Einsendungen, die Ariés erreichen, lässt sich eine Regel formulieren: Es handelt sich bei diesen mit einer Wahrscheinlichkeit von neunundneunzig Prozent um die Schöpfung eines wahren Egozentrikers, der meint, seiner Einzigartigkeit nur darin gerecht zu werden und ihr nur darin angemessen Ausdruck verleihen zu können, indem er sich auf diesem Weg, dem eines per Einschreiben versendeten kiloschweren Papierblocks, von den luftig inexistenten Email-Anhängen anderer Autoren abhebt.

In zweifacher Ausnahme, als eins von der Art, von der es kein zweites gibt, lag nun eines Montag Morgens ein tatsächliches Manuskript auf meinem Tisch und stach in seinem kostbaren Echtledereinband zwischen Stapeln von Post und Büchern hervor. Alte Handwerkskunst, Fadenbindung, Büttenpapier, all das gehört nicht zu dem Üblichen meines Büros, stattdessen finden sich Taschenbücher, broschiierte Paperbacks und heftgebundene Magazine im Regal, ein Notebook auf dem Tisch. Ariés mochte den Schin-

ken, ein Schinken war es wirklich, wohl gerade wegen der Bindung an mich weitergegeben haben, beklebt mit einem Post-it: *Lies mal – unv. Manuskript*.

Bevor ich es aufschlug und die zierfeine Handschrift in Tinte entdeckte, fiel mir ein weiteres Merkmal mit seiner Seltsamkeit ins Auge, nämlich, dass der braune Buchdeckel durch einen vollkommen unpassenden Fleck verunstaltet war. Von der Größe eines Tassenbodens, nur nicht gleichmäßig, schwarz und teils violett schimmernd. Möglicherweise war hier Tinte ausgelaufen, aber wie unglücklich auf so einem Kunstwerk.

Ich schlug also das Buch auf, las den Titel und den Namen des Verfassers – ohne weitere Angaben – und den ersten Satz:

**Stellen Sie sich einen Himmel ohne Sterne
vor.**

Und die darauffolgenden:

**So habe ich ihn gesehen. Damit meine ich
nicht einen von Wolken verhangenen
Nachthimmel, sondern einen vollkommen klaren,
vollkommen schwarzen, ohne jedes Anzeichen
für Unerreichbares in weiter Ferne. Ganz ohne
die kleinen Lichter, die uns wissen lassen,
dass dort draußen etwas ist. Ich sah einen
Himmel ohne jede Hoffnung.**

Noch einmal las ich den Titel, *tenebris*, und den Namen des Verfassers, *Alessandro Luca*. Letzteren hielt ich gleich für ein Pseudonym, abgeleitet vom Altgriechischen *aléxein* und dem Lateinischen *lux*. Eine oberflächliche Symbolik macht nun noch kein schlechtes Werk aus. Ich las weiter und während ich las, lag meine Hand auf dem dunklen Fleck auf dem Buchdeckel ... *tenebris*, die Finsternis ... ich fing an zu begreifen. Der Gedanke an einen Faksimiledruck kam mir in den Sinn. Eine genaue Kopie des Originals, bis hin zu dem, was ich als Fleck missverstanden hatte, als Sammleredition für echte Bibliophile. Solche Ideen gehören zu den Tagträumen eines Redakteurs für

fantastische Literatur, Träume, die natürlich niemals über eine erste grobe Kostenkalkulation hinaus in die Wirklichkeit ragen.

Alle Weite schien auf mich herabzustürzen,
mich unter sich zu begraben. Wie ein
Leichentuch.

Wie konnte unter solch einem Himmel eine
Menschheit gedeihen, wie sich in den
aufrechten Stand erheben, wie je eine
Vorstellung von der Ferne jenseits ihres
Planeten erlangen?

So niedergeschlagen ich mich fühlte, schaute
ich doch weithin über eine Ebene aus Fels und
nackter Erde. In welchem Licht sie sichtbar
wurde, war mir nicht erklärlich, doch konnte
ich sie in ihrer Trostlosigkeit sehr wohl
erkennen. Wie über graues Meer ohne Ufer
wanderte mein Blick, bis er auf Hindernisse
traf, die sich in Gestalt gebrochener Zähne
vom abhoben, Ruinen, sagte mir mein Verstand,
Bauwerke einer vergangenen Zeit. Befand sich
mein Geist womöglich auf einer Straße hin zu
niedergeworfenen Zeugen menschlicher Kultur?
Mich zog es jedenfalls dorthin, ich dachte
mir zugleich aber, wie hoffnungslos dieser
Marsch sei. Ruinen auf einer toten Ebene sind
keine Verheißung der Ankunft, sondern ein
Beweis des Verlorenseins.

Im Näherkommen – wie lange mochte ich
gegangen sein? – kamen die Ruinen mehr und
mehr in Form. Mauern zu den Seiten schienen
mir die Reste ehemals mächtiger Behausungen
zu sein, dazu gehörten die Sockel von Säulen,
deren Bruchstücke über die Erde gestreut

lagen. Inmitten der Anlage stand, was sich schließlich als ein erhaltener Torbogen herausstellte. Ein gedrungenes Ungetüm, so in sich verschlungen, dass es mich an einen bleichen Wurm erinnerte, der sich über eine Furche im Boden hinwegbeugt.

Da begann ich mich zu fürchten. Es entsprach nämlich einem Traum, den ich oft träumte, wenn auch ich mich nur an ihn erinnerte, während ich ihn träumte. Wieder kam die Erinnerung erst in dem Moment der Anschauung jenes Torbogens, der sich wie ein bleicher Wurm über eine Furche im Boden hinwegbeugte.

Schon im nächsten Schritt verselbstständigte sich die Metapher, denn wie ich feststellte, ist der Torbogen nicht *artefactum*, sondern *naturalis*. Gleiches gilt für die Säulen, die Mauer, den ganzen Ruinenpalast. Ich stand darin und spürte ein Leben, als schauten mich aus den Mauern heraus Wesen an, die in zwei Dimensionen wie gefangen waren, aber deren Einfluss sich doch heraus in die dritte und zu mir erstreckte. Wesen, die mit bleichen Augen blickten; und zwischen ihnen ging das Tor noch spiralig in eine Tiefe, die der einer Blutbahn glich oder einem Schlund. Weite kehrte sich in sich. Ich verlor die Sicherheit, auf meinen Füßen zu stehen, fühlte mich über Kopf fallen und stürzte entlang der Nacht, aus der Glitschiges nach mir tastete.

Die wüste Ebene war demnach Haut, das Tor die Lippen eines Mauls, die Steine Knochen, die Tiefe das Innere eines Körpers. Ich schrie ohne Stimme. Schrie. Und fand mich wieder vor dem Tor. Ich war nicht wirklich gefallen. Über mir leuchtete der Himmel schwarz, war von tiefstem Purpur, blickte stumm. Die Wölbung des Bogens lächelte beinern und bleckte Zähne. Tatsächlich führte neben dem Tor eine Wendeltreppe in die Erde. Eine Treppe, die niemals Schritte tragen sollte, denn sie bestand nicht aus Stufen, war mehr wie das Rückgrat eines in aufrechter Haltung begrabenen Riesen, dessen Haupt indes fehlte, wenn es nicht die Leere des Himmels umfing.

Bis hierhin reichte auch das Manuskript. Es endete auf der Schwelle. Danach gähnten leere Seiten mich an, über die sich meine Furcht verbreitete. Ich schlug das Buch zu und hielt es auf Armeslänge von mir, mich für einen Moment fragend, ob es nicht etwa selbst nur den Eindruck eines Arte-

fakts erweckte, in Wahrheit aber *naturalis* war, vergrub es dann tief in der untersten Schublade meines Schreibtischs. Zu Ariés sagte ich davon kein Wort, war froh, dass er mich nicht danach fragte.

In dieser Nacht fand ich keine Ruhe. Ich hatte geahnt, dass es schwer werden würde, in den Schlaf zu finden, in dem mein heutiger Tag nur auf mich zu lauern schien. Das mochten unbegründete Ängste sein, schließlich verdiene ich mit Träumen und ihrem Interieur mein Geld. Ich nehme sie von den einen in Form eines Manuskriptes an und gebe sie an die anderen als fertiges Buch weiter, ob diese nun selbst träumen und nach Gleichgesinnten suchen, oder sie gar keine Träume haben und deshalb lesen, was in Art und Beschaffenheit einem Nachtspek am nächsten kommt. Nie hatte ich mich gefragt, zu welcher Kategorie ich mich selbst zählte. Das Alleinsein, dem ich als Junggeselle sämtliche Vorzüge gab seit ich denken konnte, wog an diesem Tag schwerer als sonst. Ich wusste, dass ich spätestens am Morgen nicht anders können würde, als das Manuskript erneut aus der Schublade zu holen. Vielleicht würde es bis dahin verschwunden sein. So plötzlich und unerwartet, wie es aufgetaucht war, konnte es sich durchaus als Täuschung erweisen.

Ich wälzte mich im Bett hin und her, stand dann wieder auf, um mir etwas zu trinken zu holen und zu warten, bis ich schläfrig wurde. Als ich die Küche betrat, die mir so vertraut war, dass ich kein Licht machen musste, stach mich etwas in den nackten Fuß. Erschrocken tastete ich also doch nach dem Lichtschalter und verstand erst nicht, was ich vor mir sah, als das Licht aufflammte. Handelte es sich um ein zerebrales Geschehen oder um ein Phänomen meiner Augen? Für einen kurzen Moment flammten die Röhren an der Decke zwar auf, der Raum vor mir aber blieb für einen unangenehmen Moment stockfinster, bevor sich das mir vertraute und zu erwartende Bild herauschälte. Und in dieser Dunkelheit, die – anders kann ich es nicht benennen – hinter der gewöhnlichen Dunkelheit für kurze Zeit verharrte und später reagierte, glaubte ich den Schatten von Zinnen zu erkennen, die, als sie sich dem aufflammenden Licht endlich beugten, im Sturz begriffen waren. Fast hätte ich vergessen, meinen Blick auf den Boden zu lenken, um die Ursache des Stichs zu ermitteln. Was ich vielleicht ängstlich und insgeheim für ein Insekt gehalten hatte, entpuppte sich als Federkiel. Verblüfft bückte ich mich und hob das Schreibutensil auf, das, wie ich vermutete, von einem Raben stammte. Ich wusste allerdings, dass ich – obwohl

ein Liebhaber von alten Handschriften und Briefkultur – so etwas nicht im Haus hatte. Sofort überkam mich die gleiche Beklemmung, der ich mich gegenübergesehen hatte, als ich den Text als die Wiedergabe meines Traums begriff. Bei näherer Betrachtung des Kiels war ich mir sicher, dass es sich exakt um die Schreibfeder handelte, mit der die feine Tinte auf das Papier des Manuskripts aufgetragen worden war. Die vordere Schreibkante war ungewöhnlich fein geschnitten.

Den Rest der Nacht verbrachte ich mit Schreibübungen, indem ich eine Füllerpatrone von ihrem Inhalt befreite. So sehr ich mich auch mühte, ich bekam das gewünschte Schriftbild nicht hin. Als ich am Vormittag mit dunklen Augenringen im Büro auftauchte, kam mir kurz in den Sinn, dass Ariés der Verschwörer sein könnte. Ich schob diesen aufkeimenden Gedanken auf meine Müdigkeit und verwarf ihn sogleich wieder. Es fehlte sowohl das Motiv, als auch die Gelegenheit, zumindest was den Federkiel betraf. Das Wissen um meinen Traum gar nicht erst erwähnt. Mit einer untypischen Hektik holte ich den kunstvollen Folianten aus der Schublade hervor und legte ihn auf meinen Schreibtisch, schlug ihn auf, um die dortigen Linien mit meinen Versuchen zu vergleichen. Als ich die letzte Seite aufschlug, keuchte ich vor Überraschung auf und hätte fast das Bewusstsein verloren. Dort, wo der Text gestern geendet hatte, fuhr er nun nahtlos fort. Zitternd setzte ich mich, um den neuen Eintrag zu lesen.

Trotz meiner überwältigenden Angst sah ich keine andere Möglichkeit, als in die feucht schimmernde Dunkelheit hinabzusteigen, weil sich die Oberfläche zu beugen begann. Ich war bereits mehrere Male ausgerutscht und gefallen. Meine Handflächen brannten, ich fand sie voller Schleim, der sich schwer an meine Haut drückte und perlmuttern glänzte. Nie wäre ich freiwillig in den Spinalkanal hinabgestiegen, den ich in Ermangelung eines anderen Begriffs so nenne, wären nicht aus der flirrenden Atmosphäre Zinnen aufgetaucht, die wie in Zeitlupe und ohne

jegliches Geräusch aus einem rippenartigen Gebäude brachen, von dem Flossen hingen, die aussahen wie riesige tote Eschen. Um nicht getroffen zu werden, besiegelte ich mein Verderben. Ein letztes Aufbäumen vor dem Wahnsinn, der mir schrecklicher als der Tod erschien.

Die Erkenntnis traf mich mit voller Wucht! Ich hatte die letzte Nacht nicht durchwacht! Ich konnte mich an jedes Detail des hier Geschilderten erinnern! Welches Grauen hielt mich da in seinen Fängen? Ich rannte zu Ariés hinüber, stieß mir unterwegs das Knie am Türrahmen und fühlte keinen Schmerz, der meiner Angst gleichgekommen wäre. Er sah mich fragend an, dann wurde sein Blick sorgenvoll. Ich deutete ungenau in Richtung meines Schreibtisches. »Hast du das Buch gelesen?«, stammelte ich. Er wusste nicht gleich, welches ich meinte. Dann klärte sich seine Miene und er sagte: »Ich habe hineingesehen, zumindest so lange, bis ich mir sicher war, dass es dich interessieren könnte. Vielleicht hat der Autor auch etwas Verwertbares geschrieben, auch wenn ich seine Handwerkskunst höher schätze. Aber was ist mit dir?«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich. »Ein Plagiat vielleicht.«

Er entspannte sich, bedachte mich aber weiterhin mit einem prüfenden Blick. »Und wenn? Man kann es ohnehin nicht verlegen. Aber das hat der Autor auch nicht beabsichtigt, schätze ich.«

Ich sog scharf die Luft ein. »Warum nicht?«

»Weil er sonst seinen Absender angegeben hätte.« Jetzt lächelte er. Mir erschien es wie eine Warnung. Seitdem das Manuskript auf meinem Schreibtisch gelandet war, schlich sich eine nie gekannte Unsicherheit von hinten an und zerrte an meinen Nerven. Die Vorstellung von mir als einer erhabenen Person, die in jedem Gespräch exaltiert auf den philosophischen und ontologischen Gehalt der fantastischen Literatur hinwies, war plötzlich nicht mehr existent.

Ich nahm das Buch an mich, entschuldigte mich bei Ariés und ging nach Hause, um mein Experiment mit dem Federkiel zu wiederholen. Vermutlich handelte es sich im Manuskript um Eisengallustinte und damit

konnte ich nicht dienen. Die Schreibfeder passte allerdings zum Strich. Ich wollte herausfinden, was geschähe, wenn ich hinter der letzten Eintragung fortfuhr, und so schrieb ich: »Wer sind Sie?«, wie um ein Gedankenspiel Gestalt annehmen zu lassen. Ich konnte mir nicht vorstellen, eine Antwort zu bekommen, ein *Lemegeton* vor mir zu haben, aber ich wollte nicht passiv auf die nächsten Seiten warten. Meine Initiative schien mir gerechtfertigt, denn wer auch immer der Urheber des Textes war, dessen Substanz mir im Traum erschien, musste – so ging meine Überlegung – den Satz, den ich in meiner Dimension geschrieben hatte, zumindest bemerken.

Ich konnte lange nicht einschlafen. An einen Traum hatte ich keine Erinnerung, nur an einen unruhigen Schlaf, der einige Bilder aufwarf, an die ich mich nicht entsinnen konnte. Am nächsten Morgen galt mein erster Gedanke dem Manuskript. Zögernd und aufgeregt näherte ich mich dem Buch, das ich vorsichtshalber zugeschlagen neben dem Federkiel liegen gelassen hatte. Zunächst war ich enttäuscht, denn die Feder zeigte keinerlei Spuren einer anderen Tinte als der meinen. Als ich das Buch aufschlug, ging der Text nahtlos hinter meinem weiter. »Wer sind Sie?«, hatte ich geschrieben. Eine Antwort hatte ich nicht bekommen. Stattdessen hatte der Autor meine Frage in seine Schilderung übernommen.

'Wer sind Sie?' Die Frage tönte in meinem Kopf, ohne dass ich sie mir selbst gestellt hatte. Die Stimme hörte sich bizarr an. Ein lautes Hauchen, die Frequenzen verzerrt. Ich hielt mich an den feuchten Auswüchsen des Kanals, den ich ohne Zweifel als lebendig erkannte, und wähnte mich zumindest vor den über mir einschlagenden Trümmern in Sicherheit. Ich war fest dazu entschlossen, mein sinnloses Leben nicht aufzugeben, weniger, weil ich noch irgendeine Hoffnung in mir spürte, sondern weil ich nicht an diesem verkommenen und malignen Ort sterben wollte. Durch die schwarze Haut erkannte ich Gesichter drängen, die mich erkannten, denn

sie starrten mich von allen Seiten an, rissen ihre Mäuler auf und wurden nur von der unnachgiebigen Membran davon abgehalten, ihre Zähne, die ich allerdings nicht sehen konnte, in mich zu schlagen. Diese Gesichter hatten nichts Menschliches an sich, ihre Unterkiefer öffneten sich so weit, dass ihre Mäuler wie Türen, umrahmt von schwärenden Lippen, klafften.

Erneut setzte die Erkenntnis schlagartig ein, mit dem Unterschied, dass ich über dem Manuskript zusammenbrach. Mein Bewusstsein war jedoch nicht erloschen. Ich saß in einer Höhle, die pulsierte und pumpte, und von deren Decke unaufhörlich dicke Batzen einer ätzenden Substanz zu Boden fielen. Ich war nun wirklich dort, wo ich sonst nur träumte – worin ich mich aber befand, war eine Essenz, die mich zersetzte, wie mich meine Träume zersetzten. Das Leben des scheinbar Unbelebten birgt die größte Angst, und da ich einmal darüber nachdachte, begann sie meinen Verstand aufzufressen. Wie eine Seite des Manuskripts – wenn ich nun darin blätterte, würde ich es wohl finden –

flatterte meine Erinnerung an jenen anderen Traum auf, in dem mein Schatten und ich eine Ebene durchwanderten, die menschenleer war. Dies war ein anderer Traum – und einer von vielen, – auf einer anderen Ebene, die aber zu derselben Welt gehörte. Porös war sie, wie die Haut eines alten Mannes, von Pockennarben und Kratern durchsetzt. Mein Schatten beugte sich darüber hin, lauschte, sagte, er höre darin ein Gurgeln wie von schnellem Wasser. Wir forschten nicht weiter, gingen, bis vor uns dieses Schlürfen eines Stroms gewaltig laut wurde und in Wellen heraufwallte. Wir sahen rot. Rot, das aus der Erde quoll.

Diese Essenz war, wie ich nun begriff, wahrhaftiger als die Wirklichkeit selbst, denn ich selbst existierte ja darin. Genauer: In diesem Moment wurde mir klar, dass ich von meiner Existenz in der Wirklichkeit gar nichts wusste – auch dort sollte es mich geben, doch ich setzte dies bloß voraus – und mein Ich erstreckte sich nur über die Ebenen des Fantastischen, die alle in meinem Manuskript niedergeschrieben wurden. Und zwar von jenem anderen. Die grotesken und narrhaften Weiten der Fantasie, erkannte ich, sind nicht etwa Einbildung, sondern Eindrücke von dem, was unter der Haut der Welt liegt. Gesichter von Wesen, deren Gestalt aus Welten besteht, die wir nicht ermessen können.

Es müsste mir gelingen, in jene Dimension des Schreibenden vorzudringen, wie es mir im Ansatz schon durch mein eigenes Verfassen eines einzelnen Satzes, einer Frage gelungen war. Ich müsste ihn fragen, ob er mir in Form des Manuskripts eine Warnung zukommen ließ. Indem ich diesen Gedanken zum Vorsatz fasste, mich entschied, die Konversation fortzusetzen, musste ich wohl wahnsinnig geworden sein. Mein Denken formte sich zu einer einwärts gekrümmten Spirale, einem Nautilus, der in sich selbst dringt. Das schwere Manuskript in Händen, überflog ich die noch leeren Seiten, suchte nach Schatten, die der Verfasser darauf hinterlassen haben mochte, nach Abdrücken seines Gesichts, und fand schließlich jenen Abschnitt, in dem die Warnung expliziert wurde.

Logovore waren sie, die den Verstand essen,
die Herren des Universums, Sternkreaturen.
Jede Tat ist zum Scheitern verurteilt, sobald
sie gedacht wird. Das Denken nämlich ist,
worin wir ihnen dienlich sind, nicht anders
als Vieh. Die rote Quelle ließ uns dieses
Wissen als ihren Hohn auf unsere Angst. Mein
Schatten floh davor und ich wäre ihm
nachgelaufen, hätte ich nicht die
Sinnlosigkeit auch dessen erkannt.

Zitternd ließ ich das Manuskript sinken, spürte, wie die Essenz die Überreste meines geistigen Zusammenhangs vernichtete. Dort draußen saß also ich,

ein anderes, mir unbekanntes Ich, und schrieb mir diese Warnung, obwohl doch dem, wovor sie mich warnte, nicht zu entrinnen war. Wenn mir dieses Wissen Bedeutung geben sollte, so hatte es seinen Zweck weit verfehlt. Noch einmal hob ich das Buch, suchte darin, bis ich einen letzten Abschnitt darin fand, der mit diesen Worten endete:

Ich sitze abseits des Menschenverstandes.
Hier, in diesem Seitenkanal des menschlichen
Schicksals muss ich bleiben. Es bleibt nichts
mehr zu tun, als meine Arbeit an dem
Manuskript abzuschließen. Ich hoffe, sobald
ich seine Buchdeckel schließe, wird mich die
darin eingebrannte Finsternis gnädig
verschlingen.

VERSTREUTE ASCHE

Wilum Hopfrog Pugmire



Harold Yateley saugte die Bergluft ein und lauschte dem fernen Vogelgesang. Er beobachtete die Nebeldecke, die aus dem Tal herauf zu seiner Bergstatt kroch. Er betrachtete die Jakobsleiter des Morgenlichts, das auf den sich unterhalb sammelnden Nebel fiel, aber dann runzelte er die Stirn, als die morgendliche Illuminierung zerstob und Dunkelheit den Himmel ausfüllte. Die plötzlichen Gewitterwolken waren unerwartet und unwillkommen, und sein Stirnrunzeln vertiefte sich noch, als kalte Luft von oben heran fegte und sein sterbliches Fleisch umhüllte. Die Dunkelheit über ihm wirkte sonderbar, wie die hungrigen Schatten kosmischer Dämonen, die an Harolds irdischem Zuhause vorüberzogen. Er wandte sich ab, ging die Verandatreppe hinauf, und suchte Schutz vor dem schweren Niederschlag; er wunderte sich über die Farbe des Regens, und dass er überhaupt eine Farbe hatte, eine Schattierung merkwürdiger blaugrauer und phosphoreszierender Schwärze. Harold sah zu, wie er vom Himmel fiel, bis der Wolkenbruch so plötzlich aufhörte, wie er begonnen hatte. Seine Nasenlöcher saugten den Sturm ein, der aus dem Tal heranbrauste und einen Geruch mit sich brachte, den Harold nicht identifizieren konnte. Dieses Naturereignis hinterließ ein seltsames Gefühl in seinem Bauch und in seinem Kopf ein Wehklagen der Benommenheit. Die Augen schließend piff er gegen den Wind, bis der Sturm nur noch eine leichte Brise war, und dann bemerkte er hinter sich die Verandaschaukel, die er errichtet hatte, und fiel auf sie. Die Augen weiterhin geschlossen, zog er sich selbst mit den Füßen, die er auf das stabile hölzerne Gestell stemmte, hinauf und begann zu schaukeln. Obwohl der Sturm vorüber war, war die Luft nach wie vor recht

kühl, und er öffnete seine Augen, um den Garten, ein paar kleine Wege von seinem Haus entfernt, zu betrachten. Das Stückchen Land war in Auflösung begriffen, und er hatte nicht etwa Angst davor gehabt, es in Ordnung zu halten – auch Faulheit war nicht der Grund, aber er fürchtete sich vor dem Ding, das an die Seite der verfallenen hölzernen Hütte genagelt worden war, in der seit Generationen die Gartengeräte untergebracht waren. Sich diesem Verschlag, seinem Inhalt und der toten Hülle zu nähern, die daran festgenagelt war, bedeutete, sich mit der Familiengeschichte zu konfrontieren, die er lieber ignorieren und fliehen wollte.

Harold lebte ein Leben, das er sich stets erträumt hatte, ein einsames Leben, weit entfernt von jeglichem menschlichen Kontakt, mit genug ererbtem Vermögen, das ihn für den größten Teil seines Lebens beschwerdefrei hielt. Als seine wenigen Freunde von dieser Erbschaft und seinen Plänen, in das alte Haus in den Bergen zu ziehen, gehört hatten, hatten sie ihn für verrückt erklärt, und ihm gesagt, dass die Einsamkeit ihn bald wieder zurück in das Stadtleben spülen würde. Seine Freunde hatten ihn natürlich nie verstanden und beschwerten sich ständig über seine unsozialen Ideen, seinen Wunsch, die meiste Zeit allein zu verbringen, in seiner großen Bibliothek zu lesen oder Gedichte zu verfassen, die er nicht geruhte mit der Welt zu teilen. Ihre ermüdenden Beschwerden konnten ihn nicht mehr erreichen, denn nicht einem von ihnen hatte er erzählt, wo sich der Wohnsitz seiner Ahnen befand. Die wenigen Freunde, die er an verschiedenen Orten seiner Beschäftigungen kennengelernt hatte, hatten nie verstanden, dass er es ehrlich meinte, als er ihnen erklärte, dass seine Bücher seine besten Freunde waren, und dass er lieber einen ruhigen Abend zu Hause mit den von ihm geliebten Autoren verbrachte, als sich mit sinnlosen Aktivitäten irgendeines sozialen Umfelds zu befassen. Seine Freunde hatten Empörung darüber zum Ausdruck gebracht, dass er sie nie über seinen reichen exzentrischen Onkel informiert hatte, und er weigerte sich, seinen Familienhintergrund mit ihnen zu diskutieren, wollte ihnen die Geschichte über Hexerei und Zauberkünste nicht enthüllen, die seine Linie beschmutzte.

Harold hielt sich nicht lange mit dieser Geschichte auf, aber er kam auch nicht umhin, darüber nachzudenken, jetzt, da seine Augen den kleinen Garten erforschten, wo sein Onkel zweifellos die Kräuter und Reagenzien gezüchtet hatte, die er für seine alchemistischen Verbindungen benutzte. Vielleicht würde Harold den Flecken Erde für gewöhnlichere Dinge nutzen,

Gemüse anbauen, das er essen konnte, obwohl seine Gesundheit nicht gerade robust war und er keine wirkliche Lust auf Gartenarbeit verspürte. Dennoch war er entschlossen, das Haus und das Land von allen Spuren zu befreien, die mit der Zauberei seines Onkels zusammenhingen. Er hatte bereits alle diesbezüglichen Artefakte aus dem Haus entsorgt. Allein der Schuppen verblieb noch, und er war nicht in der Lage, ihn zu dulden, wegen des Dings, das dort an die Wand über ein Diagramm genagelt worden war, das aus gelber Kreide bestehen mochte.

Der Wind wurde heftig und trieb Regen in sein Gesicht und sein Haar. Bevor er seine Füße bedeckte, flüchtete sich Harold in den Schutz seiner Behausung. Sanftes Licht begrüßte seine Augen, und den Dichter überkam ein sofortiges Gefühl der Ruhe. Er hatte den vorderen Raum in ein Reich der Literatur verwandelt, in dem er vor der Feuerstelle sitzen konnte, eine Tasse Kaffee auf dem Ständer neben seinem Sessel und ein Buch in seinem Schoß, und hatte sich viele Regale angeschafft, so dass ihn all seine Lieblingsbücher in diesem Raum umgeben konnten. Ein größerer Raum, der seinem Onkel als Bibliothek gedient hatte, enthielt Harolds andere Bücher, und auch jene, die seinem Urahn gehört und die er nicht der Miskatonic University gestiftet hatte, als der Direktor ihn kontaktiert hatte, nachdem er vom Tod Edmund Yateleys erfuhr. Harold befand sich nicht gern in der Bibliothek – der Raum fühlte sich zu sehr nach der Aura seines toten Onkels an, und es hatte Harold verstört, als er den Teppich zum Reinigen zusammenrollte und auf dem Boden darunter ein Diagramm fand, das mit Kreide gezeichnet worden war. Diese Gedanken fühlten sich wie staubige Spinnweben in seinem Gehirn an und er rieb sich die Stirn mit beiden Händen, wie um daraus den Schmutz zu vertreiben. Kaffee konnte vielleicht helfen, und in der Küche stand eine halbe Kanne, frisch aufgebrüht, zu der er sich jetzt aufmachte. Er konnte den Sturm vor dem Küchenfenster hören und war dankbar für die Wärme und Sicherheit seines Hauses. Zurück im Wohnzimmer, machte er es sich in seinem Sessel gemütlich und nippte an seinem Kaffee, als es im Raum kalt wurde, weil sich die Haustür öffnete. Harold blickte finster auf die ältere Frau, die den Raum betrat und hinter sich die Türe schloss. Sie spähte den großen Mann mit den wässrigen Augen an und runzelte die Stirn.

»Wo ist Edmund?«, fragte sie mit rauer Stimme.

»Ist es für Sie üblich, Madam, ungeladen fremde Häuser zu betreten?«

Das Wesen ignorierte seine Frage und tätschelte das sperrige Bündel Sackleinen, das sie sich unter den Arm geklemmt hatte. »Ich habe geschäftlich mit Edmund Yateley zu tun. Ich habe die Ausgabe beschaffen können, die er so begehrte und bin hier, um den Preis auszuhandeln.«

»Mein Onkel ist tot. Sie müssen Ihr Geschäft woanders tätigen, fürchte ich.« Harold besah sich die alte Gestalt und bemerkte, wie elend sie in ihren Kleidern wirkte, wie sie aus einer Mischung aus Alter und Kälte zitterte. Seine Stimme wurde sanfter und er erhob sich, um einen Holzstuhl näher an den Kamin zu rücken. »Sind Sie durch den Sturm gelaufen? Haben Sie keinen Schirm? Kommen Sie, ruhen Sie sich aus und wärmen sich auf. Ich habe etwas Suppe auf dem Herd stehen. Haben Sie schon gegessen?«

Die Frau sah sich im Raum um, als ob sie jetzt erst bemerkte, wie sich die Einrichtung verändert hatte. Sie hinkte zu einem der Regale, studierte die Titel und schüttelte ihren Kopf. Dann drehte sie sich zu Harold, lächelte seltsam und nahm sein Angebot an, sich auf den Stuhl nahe beim Kamin zu setzen. »Wo haben Sie Ihren Ahnen beerdigt?«

»Ich habe in Erfahrung bringen können, dass einige seiner Freunde seine Asche im Garten vor dem Haus verstreuten, wie er es verlangt hatte. Ich kann nicht bestätigen, ob es wahr ist, denn keiner seiner Bekannten hat mich in der kurzen Zeit, die ich hier lebe, aufgesucht. Ich bin Harold Yateley«, sagte er und verbeugte sich.

»Fiona Poole, eine Bekannte ihres Onkels.« Ihre Augen leuchteten, als sie Harold ansah, und etwas an ihrer Miene verwirrte ihn. »Ich habe ihn mit Büchern versorgt, um seine Kunst zu unterstützen. Er war ein außergewöhnlicher Zauberer. Ich werde ihn vermissen. Ist es wohl möglich, dass ich eine Tasse Tee bekomme? Danke sehr. Es war unsere Art, eine Tasse Tee miteinander zu teilen, wenn wir uns über unsere Faszination für das Okkulte austauschten. Nein, ich bleibe lieber hier, wo es warm und trocken ist.«

Harold verschwand in die Küche und setzte den Kessel auf das Feuer, dann ging er zu einem kleinen Kämmerchen, in dem er einen ziemlich mitgenommenen aber halbwegs funktionstüchtigen Regenschirm fand. Miss Poole grinste, als sie den Regenschirm sah, der von Harolds Arm baumelte, während er den Raum mit einem Tablett betrat, auf dem er eine kleine Teekanne aus Porzellan, zwei Tassen, Milch, Zucker und Kekse balancierte. Er stellte alles auf einen kleinen Ständer in der Nähe der Frau und beäugte das

Leinenbündel, das auf dem Boden lag. »Ich habe das meiste der Bibliothek meines Onkels der Miskatonic University gespendet. Ich fürchte, ich bin zu prosaisch veranlagt, um ein Interesse an esoterischen Dingen zu haben.«

Sie nippte an ihrem Tee und schüttelte ihren Kopf. »Nein. Ich könnte diesen seltenen Band keiner Institution vermachen. Ich muss ihn in die Hände von jemanden geben, der ihn auch benutzt. Haben Sie denn gar kein Interesse an der Geschichte Ihrer Herkunft, an Ihrem unheimlichen Erbe?«

»Keineswegs«, erläuterte er leise lachend. »Mein Interesse gilt der Poesie.«

»Ah! Sie zaubern mit Worten und Einbildung. Das ist eine Art von Magie. Dann wird Sie dieses Buch hier womöglich interessieren, es geht darin um alchemistische Verse.« Sie bückte sich und ließ eine Hand in dem Beutel verschwinden, um ein sehr kleines Buch daraus hervorzuziehen, anscheinend eines von vielen Dingen, die sich darin verbargen. »Dies ist eines von wenigen Exemplaren aus dem 18ten Jahrhundert, die überlebt haben. Die meisten wurden von scheinheiligen Moralisten zerstört. Ich sehe, Sie haben eine Shakespeare-Ausgabe in Altenglisch, also müssten Sie mit der Sprache dieser Zeit vertraut sein – das Lesen sollte dann kein Hindernis darstellen.« Sie reichte ihm das Buch, und er legte den Regenschirm beiseite und nahm den Band an sich. Er war überrascht, wie leicht das Buch in seinen Händen lag, und wie sanft der Einband sich unter seinen Fingern anfühlte.

»Die Sprache ist wunderbar kraftvoll, wie es bei den besten Gedichten der Fall ist – sie prickelt an den Lippen, wenn man sie laut liest. Sie werden es genießen, diese Zeilen auszusprechen.«

»Danke, Miss Poole. Welchen Preis hat mein Onkel mit Ihnen für dieses Buch vereinbart?«

Sie schüttelte ihren Kopf. »Nein – betrachten Sie es als ein Geschenk in Gedenken an Edmund. Er war mir gegenüber stets sehr großzügig. Ich trauere um ihn.«

»Vielleicht kann ich Ihnen etwas zum Andenken geben? In diesem Haus ist noch einiges aus seinem Besitz vorhanden, Gemälde und derlei. Kommen Sie mit mir in die Bibliothek.« Sie erhoben sich gemeinsam, und er ging langsam aus Rücksicht ihrem Hinken gegenüber. Als sie den geräumigen Raum betraten, seufzte Fiona Poole.

»Er ist nicht mehr anwesend. Man konnte seinen Geist in diesem Raum spüren, als er noch lebte, er war wie ein Teil seiner Persönlichkeit. Wir hatten hier einige wunderbare Rituale abgehalten.« Sie blickte auf den Teppich.

»Ich habe das Kreidediagramm entfernt, das sich darunter befand. Das Haus hatte sehr viel Schmutz angehäuft zwischen Onkel Edmunds Tod und meinem Einzug. Ich habe das ganze Gebäude gewissenhaft gereinigt. Aber, wie Sie sehen können, habe ich viele Dinge im Raum belassen, um einen Teil von ihm hierzubehalten. Mich überkommt eine gewisse Traurigkeit, wenn ich den Raum betrete, wie ich zugeben muss – es erinnert mich daran, dass ich nichts über meinen Onkel wusste, außer den Dingen, die man mir von ihm erzählte, als ich ein junger Mann war. Mein Vater, Edmunds Bruder, starb, als ich jung war, und meine Mutter und ich hatten nie etwas mit der familiären Seite meines Vaters zu tun.«

Harold zuckte entschuldigend die Achseln und deutete dann mit einer Hand auf die Gegenstände des Zimmers.

»Wenn Sie etwas sehen, das Sie gerne haben möchten ...«

»Ich sehe, dass Sie einige interessante Bände weggegeben haben. Der Universität? Dort werden sie vor neugierigen Augen weggesperrt sein und keinem Zauberer einen Dienst erweisen. Zu schade. Darf ich die gelbe Maske haben, die dort an der Wand hängt? Haben Sie sie sich jemals genauer angesehen, wissen Sie, was das ist?« Harold gab zu, dass er es nicht wusste.

»Er hat sie gemacht, als er sechzig Jahre alt war. Es ist Edmunds Lebensmaske. Kommen Sie, berühren Sie sie. Sehen Sie, wie sanft sein Gesicht in diesem Alter war. Seine Haut war sehr bleich, hatte einen Stich ins Gelbliche, aber nicht so glänzend wie die Maske. Ich habe sie schon immer gemocht. Darf ich sie haben?«

Harold ging zur Wand und entfernte die Maske, brachte sie der Frau und legte sie in ihre erwartungsvollen Hände. Sie murmelte zufrieden, als hätten sich die unnachgiebigen Lippen der Maske gegen ihre Handflächen gedrückt. Mit einem merkwürdigen Blick, den sie ihrem Gastgeber zuwarf, hob sie die Maske nahe vor ihr Gesicht und untersuchte sie; dann zuckte sie mit den Achseln, schüttelte ihren Kopf und ging geradewegs zur Tür und aus dem Haus. Harold folgte ihr schweigend. Gemeinsam standen sie auf der Veranda und blickten über die Landschaft hinweg und beobachteten den Nebel, der aus dem Tal aufstieg, dann folgte er ihrem Blick über den ver-

nachlässigten Garten, wo die Asche seines Onkels verstreut wurde. Sie nickte seltsam in sich versunken und wandte sich dann der Figur zu, die an die Wand des Schuppens genagelt war. »Er hat das nie begraben«, flüsterte sie.

Harold runzelte die Stirn und verstand nicht, was sie damit meinte, bis er das Ding bemerkte, das an der dünnen Holzwand befestigt war. »Was ist das, ein Hund oder so was?«

»Oder so was«, kicherte sie. »Etwas Gefundenes, das jetzt vernachlässigt wird. Nun, der Regen hat nachgelassen, ich sollte mich auf den Weg machen. Danke für das Geschenk. Hüten Sie Ihr Buch.«

»Sind Sie sicher, dass Sie keine Suppe oder etwas Brot haben möchten?« Sie schüttelte verneinend ihren Kopf. Er sah ihr zu, wie sie die Treppe hinunterhumpelte und den Pfad überquerte, bis sie im Nebel verschwand, gegen den sie die gelbe Maske wie zur Beschwörung hob. Der große Mann beobachtete das Miasma, das ihre gebogene Gestalt verhüllte und verschluckte. Ein Geräusch drang aus der nebligen Luft vor ihm, möglicherweise ein Vogel oder eine der verlorenen Seelen, die dort im Dunst trieben. Harold sah eine Stelle, wo der Nebel sich kräuselte wie in einem Whirlpool, gefangen in den widersprüchlichen Strömungen des Windes. Erstaunt beobachtete er, wie der kleine Wirbelwind über die Hütte herfiel, seine zerbrechliche Hülle schüttelte, sich dann über das Scheusal legte, das dort festgenagelt war, und es befreite. Das trockene tote Ding tanzte ein paar Sekunden in der Luft wie eine Marionette, von einer unsichtbaren Hand geführt und fiel dann auf ein ausgetrocknetes Gartenstück, wo es still liegen blieb. Harold ging zum Schuppen hinüber, dessen Tür aufgerissen war und tastete nach der Schaufel, die an der Wand lehnte. Dann schlich er in den Garten, um die leblose Hülle zu untersuchen, fand das Ding allerdings derart ausgetrocknet und seine entstellten Glieder so verdreht vor, dass er sich nicht vorstellen konnte, was es einst gewesen sein könnte. Der Boden, in den er die Schaufel steckte, war bemerkenswert nachgiebig, und es dauerte nicht lange, bis er tief genug gegraben hatte, um die leblose Hülle hineinzustoßen und mit Erde zu bedecken. Nachdem er die Schaufel in die fadenscheinige Hütte zurückgebracht hatte, ging er zum Haus zurück und nahm ein heißes Bad. Frisch gewaschen und ausgeruht betrat er das Wohnzimmer und besah sich das Buch, das er bekommen hatte; der Inhalt jedoch langweilte ihn, weil er kein Interesse für das Reich der Zauberei aufbringen konnte, das sei-

nen Ahnen so fasziniert hatte. Vielleicht freute sich die Miskatonic ja über diesen neuen Erwerb, ihm selbst tat er jedenfalls nicht gut.

Zurück in der Bibliothek stand Harold neben seinem goldenen Sessel und blickte sich im Raum um, bevor er sich seinem letzten Buch widmete. Dort, auf einem niedrigen Tischchen, standen einige gerahmte Fotografien, die er sich nur flüchtig angesehen hatte, als er hier eingezogen war; jetzt bückte er sich, um sie sich genauer anzusehen. Er erkannte seinen Onkel aufgrund der Ähnlichkeit mit der Maske, die er der Hexe gegeben hatte. Er wirkte völlig normal und posierte mit einer Gruppe, es mochten Freunde oder Kollegen sein. Ein Foto, kleiner als die anderen, ließ ihn etwas stutzen. Es zeigte eine große Gestalt, bei der es sich um seinen Onkel handeln musste, und sie trug eine seltsam groteske Tiermaske. Es handelte sich dabei um eine Scheußlichkeit, die es in Wirklichkeit nicht gab. Etwas an dieser Maske verwirrte ihn, denn sie wirkte wie das deformierte Gesicht eines Tieres, dessen Gesicht abgezogen und mit Konservierungsmitteln speziell aufbereitet worden war. Die maskierte Gestalt hielt ein großes Buch in einer Hand, während die andere wie zu einer magischen Geste erhoben war, als ob sein Onkel bei einem Akt der Beschwörung zufällig fotografiert worden war. Neben seinem Onkel stand eine zwergenhafte, unmenschliche Figur, deren Gesicht exakt die gleiche Maske trug.

Schläfrigkeit überkam Harold, so dass er die Augen schloss und dem Sturm vor dem Haus zuhörte. Er wusste, dass die Träume, die sein Nickerchen heimgesucht hatten, sehr merkwürdig waren, aber als er erwachte, konnte er sich nicht mehr an sie erinnern. Er öffnete seine Augen und lauschte, denn es war ein unnatürlicher Schrei in seinem Traum gewesen, der ihn geweckt hatte. Er konnte den Regen vor dem Fenster direkt neben sich prasseln hören, und dann vernahm er den grauenhaften Schrei erneut. Es war wie das Wehklagen eines Tieres in Qual. Taumelig erhob er sich aus seinem Sessel und stolperte zur Haustür und auf die Veranda hinaus. Regen fiel wie ein Sturzbach, und er konnte in der Dunkelheit nicht viel erkennen, obgleich ein wenig Licht aus der geöffneten Tür sickerte und jenen Teil des Gartens beleuchtete, wo sich etwas unbeholfen bewegte. Was war das? Ein formloses Tier, das in der Erde grub? Das Ding drehte sich dem Licht entgegen, das aus dem Haus drang, es öffnete sein Maul und schrie, um dann damit fortzufahren, sich aus der Grube zu befreien, in der es lag.

Was immer es war, es litt. Als ob er weiterhin träumte, ging Harold in den Sturm hinaus und näherte sich dem Garten. Er kniete vor der Kreatur und sie blickte ihn aus tiefschwarzen und unmenschlichen Augen an. Er sah, wie sich das Maul erneut öffnete, aber diesmal drang kein Laut des Schmerzes daraus hervor - es war Harolds geflüsterter Name. Er beobachtete, wie sich die Kreatur auf die Grasnarbe schob, die eine Menge Asche und Knochensplitter enthielt - die verbrannten Überreste Edmund Yateleys.

Dann vernahm er ein Geräusch in diesem peitschenden Wind - eine Stimme; und als er seine Augen hob, sah er seinen Onkel in der Ferne stehen, wie er sich durch den heftigen Regen auf ihn zubewegte. Er wunderte sich, warum sein Onkel Frauenkleider trug, bis er bemerkte, dass es gar nicht sein Onkel war, sondern die Hexe, der Harold die Maske gegeben hatte, die sie nun trug. Sie bückte sich, um sich neben ihn zu knien und drückte ihre trockenen rissigen Finger auf seinen Mund. Sie griff nach einem Stück Knochen, das ihr von dem begrabenen Scheusal gereicht wurde, und mit dessen scharfer Kante sie ein Zeichen in Harolds Stirn ritzte. Sie drückte ihre Finger gegen die Wunde und brachte den Geschmack von Blut auf seine Lippen, dann wiederholte sie den Vorgang und reichte die purpurne Flüssigkeit dem gnomenhaften Wesen, das sie mit seiner schmalen Zunge ableckte. Die Frau nahm die Maske von ihrem Gesicht und sprach den Namen seines Onkels in den Sturm, dann drückte sie die Maske auf Harolds Gesicht. Er mochte das geschmeidige Gefühl der Maske nicht, wie sie sein Fleisch umklammerte und sich seinem Gesicht anpasste, noch mochte er den Blick der alten Vettel, der in ihrem Gesicht glühte, als sie sich zu ihm beugte und mit ihren Lippen die Lippen der Maske berührte. Wie seltsam, dass er ihren Kuss schmecken konnte, die salzige Absonderung ihres Atems schlich sich in seinen Mund und verdunkelte seine Seele. Wie seltsam, dass seine Erinnerung an das Leben verblasste, um dann zurückzukehren, neu zusammengesetzt, restauriert.

Er stand da und lachte in den Sturm hinein, nahm die Frau in seine Arme, und ihr Kuckuckskind, endgültig aus der Erde befreit, tänzelte fröhlich um ihre Füße herum.

DAEFELIA

C. P. Heynk



Im Jahre 1974 veröffentlichte die englische *Sussexmedia Corporation* einen experimentellen Zeichentrickfilm, der eigentlich für Kinder konzipiert war, aufgrund seiner drastischen Symbolik und subtilen Weltuntergangsszenarien vier Jahre später aber vom *British Board of Media Control* indiziert und vom Markt genommen wurde. Der Film trug den Titel *Daefelia*. In diesem Schwarzweißfilm ging es um eine Katzenfamilie, deren Junges, Felicia, nachts davon träumt, wie der vorhandene Vorrat an Milch aufgebraucht wird und wie die Gemeinschaft der Katzen beginnt, sich stattdessen von Menschenblut zu ernähren. In einem sich anbahnenden Überlebenskampf entwickeln die Katzen immer perfidere Methoden, um an Menschenblut zu gelangen. Die Menschen ihrerseits wiederum versuchen Hunde, Füchse, Vögel und sogar Schweine auf das Töten von Katzen abzurichten und so den Erhalt ihrer eigenen Spezies zu gewährleisten. In einem apokalyptisch anmutenden Entscheidungskampf sterben schließlich die letzten Vertreter der Gemeinschaft der Katzen und Felicia, der einzigen Überlebenden, wird die Legende von *Daefelia*, dem Katzenparadies, anvertraut. Am nächsten Morgen, aus dem Albtraum erwacht, macht Felicia sich allen Unkenrufen zum Trotz auf die Suche nach *Daefelia*. Eine Odyssee homerischen Ausmaßes schließt sich an, in der Felicia erkennt, dass sowohl die Menschen als auch die anderen Tiere in Wirklichkeit nur ein Spiegel ihrer Selbst und daher Freunde sind.

Grace, zu der Zeit, als der Film verboten wurde, vier Jahre alt, liebte *Daefelia*.
»Wir ziehen zurück!«

Es war 1979. Graces Mutter und Graces Vater gaben die Wohnung in Brighton auf und zogen nach Deutschland. Da Grace keine Vorstellung von diesem Land auf der anderen Seite des großen Flusses hatte, versuchte die Mutter, ihr das Land zu erklären.

»Wir ziehen in das Land von Frau Holle, das Land von Rumpelstilzchen und Dornröschen. Es gibt dort Schlösser und Burgen und dunkle Wälder, in denen du dich verläufst, wenn du dir den Weg nicht merkst!«

Grace freute sich. Es war, als ob all die Geschichten, die ihre Mutter ihr bis dahin vorgelesen hatte, nun wahr werden würden. *Daefelia*, dachte Grace. Wir fahren nach *Daefelia*.

Am Abend vor der Abreise konnte sie vor Aufregung nicht schlafen. Ihre Mutter musste sie in den Schlaf wiegen. Sie sang:

*Ba-Ba-black sheep, have you any wool,
Yes, sir, yes, sir, three bags full,
One for the master,
One for the dame,
One for the little boy
Who lives down the lane.*

*Ba-Ba-black sheep, have you any wool,
Yes, sir, yes, sir, three bags full!*



Graces Vater war Deutscher. Er hatte an der 1961 in Brighton gegründeten Universität von Sussex gearbeitet und kehrte nun nach Heidelberg zurück. Auch die Mutter von Grace freute sich auf Heidelberg, schließlich hatte sie ihren Mann 1965 dort kennen- und lieben gelernt. Sie hielt Heidelberg für einen der wenigen Orte in Deutschland, in dem die alte und glorreiche germanische Tradition noch existent war. Sie empfand Heidelberg als eine Insel inmitten eines Meeres der Zerstörung. Auch wenn die fleißigen Deutschen viele Städte schon lange wieder aufgebaut hatten, sprach Graces Mutter immer von den Trümmerstädten, wenn sie von Köln, Hamburg oder Dresden redete. Für sie war Heidelberg eine Zeitmaschine, mit der sie sich in die von ihr innig geliebte Vergangenheit katapultieren

konnte. Mindestens einmal pro Woche stieg sie mit Grace auf den Vorsprung des Königstuhls, um vom Schlosshof aus auf den Neckar und die umliegenden Gebirge zu schauen. Grace selbst glaubte dann jedes Mal, im Schloss von Dornröschen zu sein, das nun, alt und verwittert, das letzte Zeugnis dieser märchenhaften Geschichte war.

Im Gegensatz zu ihrer Mutter lernte Grace sehr schnell das deutsche Idiom. Da Grace mit jeder Sprache eine feste Bezugsperson verband – das *Queen's English* mit ihrer Mutter und den preußisch-deutschen Tonfall mit ihrem Vater – kam es auch nie zu irgendwelchen Komplikationen – wie sie in anderen, bilingualen Familien häufiger auftreten. Grace wechselte ohne Probleme vom Deutschen ins Englische, nahm in beiden Sprachen einen authentischen Akzent an und wurde folglich sowohl von Deutschen als auch von Briten für eine Einheimische gehalten. Auch intellektuell gesehen ermöglichte diese Kombination zweier Kulturen Grace ein schnelleres Voranschreiten im schulischen Bereich. Es wäre vermessen, sie als überbegabt zu bezeichnen – ihre mathematischen Fähigkeiten ließen beispielsweise sehr zu wünschen übrig – aber sie war doch ein wenig offener, kreativer, phantasievoller und aufgeweckter als ihre Grundschulkameraden.



Eines Tages kaufte Graces Vater einen Malkasten mit Acrylfarben. Er gab seiner Tochter eine Leinwand und einen Pinsel und ließ sie dann alleine in ihrem Zimmer. Er selbst schloss sich für drei Stunden in seinem Arbeitszimmer ein, um ungestört eine Biographie über Generalfeldmarschall Erwin Rommel lesen zu können. Da Graces Vater selbst im deutschen Afrikakorps gedient hatte, verschlang er das Buch geradezu. Bestens im Bilde über die Vorgänge in Afrika zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, meinte Graces Vater, einige Ungenauigkeiten und sogar grobe Unwahrheiten in dem Buch entdeckt zu haben. Die Buchstaben und Bilder des Buches erweckten einige schöne und einige weniger schöne Erinnerungen wieder zum Leben, und Graces Vater erwischte sich in den drei Stunden ein ums andere Mal dabei, wie er vom Buch aufschaute, aus dem Fenster in die Ferne sah und einen glasigen Blick bekam. Er dachte an den großen Krieg, an die Kameraden, die er verloren hatte, an Artillerie, Schrapnell und Streufeuer, an die sandigen Dünen und die wilde Wüste, an El Alamein und die sengen-

de Hitze der satten Sonne. Er musste unweigerlich an Sand denken, aber nicht an gewöhnlichen Sand, sondern an von Blut verfärbten Sand, in dem die Stiefel keinen Halt fanden und in dem man das Gefühl hatte, beständig tiefer zu versacken, bis man schließlich durch den Sand hindurch fiel.

Als Graces Vater die letzte Seite des Buches zu Ende gelesen hatte und das Buch schweren Herzens wieder zuklappte, merkte er, wie durstig er war. Er hievte seine müden Knochen zurück in die aufrechte Position und machte sich auf den Weg in die Küche. Als er an Graces Zimmer vorbei kam, horchte er an der Tür. Für einen Moment meinte er, das Miauen von Katzen zu hören.

Als er die Tür öffnete, quietschte diese aufs Grässlichste.

Grace saß auf dem Boden. Um sie herum lagen etliche Maltuben verstreut und einige Farbspritzer hatten den Teppich bereits verunstaltet. Da Grace mit dem Rücken zur Tür saß, konnte ihr Vater zuerst nicht sehen, was sie in den drei Stunden seiner Abwesenheit zuwege gebracht hatte. Und weil Grace trotz der quietschenden Tür sein Hereinkommen nicht bemerkt hatte, schaute sie auch nicht auf. Sie schien immer noch ganz versunken in ihrer Arbeit und emsig ließ sie den Pinsel über die Leinwand fahren.

Behutsam trat Graces Vater näher auf seine Tochter zu. Langsam eröffnete sich ein Winkel über Graces Schulter, aus dem heraus der Vater einen Blick auf die Leinwand erhaschen konnte. Auf der überwiegend in schwarzen und weißen Tönen gehaltenen Leinwand erkannte der Vater die rudimentären Schemen einer Katze. Er erkannte das für Katzen typische kurze Gesicht und einen breiten, kleinen Schädel. Der Backenbart mit den feinen Härchen, die nach links und rechts abstanden, war das sicherste Indiz dafür, dass es sich bei dem abgebildeten Wesen um eine Katze handeln sollte. Auch die leicht grün gemalten Augen hatten die typische Form von Katzenaugen.

Die Katze auf dem Bild leckte sich die Pfoten. Vor der Katze befand sich eine kleine Schüssel, darin war eine rote Flüssigkeit.

»Katzen trinken Milch, Liebes!«, sagte Graces Vater.

Grace drehte sich zu ihrem Vater um.

»Diese Katze trinkt Blut!«



An dem Tag als Grace acht Jahre alt wurde, starb eine Frau, die Graces Mutter sehr mochte, obwohl sie sie nicht kannte. Diese sehr berühmte Frau war bei einem Autounfall in Frankreich vierzig Meter einen Hang hinab gestürzt. Ihr Name war auch Grace.

»Grace wird sterben!«, hatte Graces Mutter gesagt.

»Ich werde sterben?«, hatte Grace verwundert gefragt, als sie in die Küche kam.

»Nicht du!«, hatte die Mutter erwidert. »Grace Kelly. Die Fürstin. Deine Namenspatronin. Die schönste Frau der Welt. Sie war auf dem Weg nach Monaco. Mit dem Auto. Sie liegt im Krankenhaus. Aber sie hat so schwere Verletzungen, dass sie die Nacht wohl kaum überleben wird.«

Sie sollte die Nacht überleben, aber mehr auch nicht. Sie starb tags darauf.

»Grace ist tot«, dachte Grace.

Nur die Tochter, die kleine Stephanie, hatte den Unfall überlebt.

Tagelang war in den Nachrichten von nichts anderem die Rede. Man zeigte den Fürsten, der seine Fürstin verloren hatte. Man zeigte seine Tränen, seine Trauer. Man zeigte seine für alle Welt sichtbaren Schmerzen. Er hatte seine Fürstin verloren. Nun war er alleine.

»Grace ist tot«, dachte Grace. Dann ging sie auf ihr Zimmer, um zu malen.



Grace malte immer besser. Sie gab sich viel Mühe, verwendete viel Zeit fürs Detail, belegte einen Malkurs für Kinder und erlernte verschiedene Techniken. Sie stieg von Acryl auf Öl um und ließ sich von ihrem Vater immer bessere Leinwände schenken. Die Motive blieben jedoch gleich: Katzen. Sie malte die verschiedensten Rassen: Perserkatzen, Abessinier, Türkische Angora und Tonkanesen. Je ausgereifter ihr Stil wurde, desto ehrgeiziger wurde sie. Sie konnte sich stundenlang über einen verpatzten Pinselstrich oder über eine falsche Farbmischung aufregen. Einmal malte sie eine schottische Faltohrkatze, die deshalb schwierig zu malen war, weil ihr Fell kurz, dicht und weich ist. Eine solche Beschaffenheit des Fells ließ sich malerisch nur schwer umsetzen, da es dann schnell so aussah, als habe die Katze kurze schwarze Borsten anstatt weicher Härchen. Als nach einer

Woche das Gemälde immer noch nicht fertig war, übermalte Grace kurzerhand das Bild. Statt eines Katzenmotivs versuchte sie nun, einen blauen Himmel zu malen. Doch die schwarze Farbe, die sie für das erste Motiv verwendet hatte, vermischte sich mit der hellblauen Himmelsfarbe. Aus dem blauen Himmel wurde schließlich eine große graue Regenwolke, die trübseilig am Horizont entlang zog und irgendwie toxisch wirkte.



Als Grace zwölf Jahre alt wurde, musste sie den ganzen Tag zuhause verbringen. In den Nachrichten war von einer großen grauen Wolke die Rede, die über ganz Deutschland hinweg zog und die Menschen krank machte. Grace verbrachte den Tag damit, in den Himmel zu gucken, und nach der grauen Wolke Ausschau zu halten. Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien und der Himmel war fast wolkenlos. Vögel flogen vergnügt umher und zwitscherten so vergnügt, dass es eine reine Freude war ihnen zuzuhören. Dennoch baten Graces Eltern sie unablässig, alle Fenster zu verschließen und auf keinen Fall nach draußen zu gehen.

»Aber dann kann ich die Vögel nicht mehr hören.«

»Wenn du jetzt raus gehst«, meinte der Vater, »wirst du vielleicht nie wieder etwas hören können.«

Graces Mutter schaute den Vater darauf skeptisch und leicht entnervt an.

»Verschreck' das Kind nicht so«, sagte sie. »Du musst immer alles so dramatisieren. Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme.«

»Wann kommt die graue Wolke?«, fragte Grace.

»Die Wolke ist nicht wirklich grau«, sagte der Vater. »Das sagen die Leute nur, damit wir ihre Gefährlichkeit besser verstehen. In Wirklichkeit ist die Wolke unsichtbar. Wer weiß, vielleicht schwebt die Wolke schon über unseren Köpfen, jetzt, in diesem Moment.«

Grace bekam eine Gänsehaut. Sie schaute in den blauen Himmel, der so friedfertig und fröhlich wirkte, und glaubte nun tatsächlich, so etwas wie eine Bedrohung zu verspüren. Sie fühlte, wie der Himmel sie betrog, wie er versuchte, sie mit seinen bunten Farben und seinem strahlenden Lachen zu täuschen.

»Du täuschst mich nicht«, sagte Grace herausfordernd in den Himmel.
»Ich weiß, wer du wirklich bist.«



Im Jahr darauf wurde Grace plötzlich krank. Zuerst muteten alle ihre Symptome wie eine harmlose Grippe an. Doch als Grace insgesamt zwei Wochen mit Fieber und Schüttelfrost im Bett gelegen hatte, wurde Graces Mutter unruhig.

»Wir müssen sie ins Krankenhaus bringen«, sagte sie.

Der Vater, unschlüssig darüber, was zu tun war, meldete zuerst Bedenken an, lenkte schließlich aber ein.

»Vielleicht ist es das Beste!« Er war sich relativ sicher, dass es nichts Ernstes war. Was einen nicht tötete, so glaubte er, machte einen hart.

In der Notfallambulanz des Krankenhauses nahm man Graces Fall auch nicht besonders ernst. Es waren zu wenige schwerwiegende Symptome, um eine schnelle und bevorzugte Behandlung zu rechtfertigen. Grace musste zwei Stunden in einer Sitzecke der Notfallambulanz ausharren, bevor eine Ärztin sie mit ihrer Mutter in den Behandlungsraum bat.

»Wo tut es dir denn weh, Kleine?«, fragte die Ärztin.

»Im Kopf«, erwiderte Grace.

Die Ärztin fühlte Graces Stirn und nickte.

»Du hast ein bisschen Fieber.«

Dann, zu Graces Mutter gewandt, sagte sie, dass sie ein Blutbild und eine Generaluntersuchung machen wolle. Graces Mutter gab ihr Einverständnis.

»Tun sie das!«, sagte sie.

Grace und ihre Mutter kehrten nach der Blutabnahme in die Sitzecke der Ambulanz zurück. Sie sahen, wie ein blutender Mann auf einer Tragbahre hineingeschoben wurde. Sie sahen, wie eine verstört wirkende Frau mit einem dicken Bauch im Eingangsflur zusammenbrach. Sie sahen, wie ein kleiner Säugling auf den Armen seines Vaters hereingetragen wurde. »Er atmet nicht mehr«, schrie der Vater. Dann wurden sie wieder in das Behandlungszimmer der Ärztin gerufen.

»Das Blutbild lässt keine genaue Schlussfolgerung zu«, sagte die Ärztin zögerlich. »Es passt zu keinem bekannten Krankheitsbild. Alles, was ich sa-

gen kann, ist, dass Grace eine erhöhte Anzahl von weißen Blutkörperchen aufweist. Außerdem ist ein Anstieg von Glukocortikoiden und eine gleichzeitige Reduktion der Lymphozytenpopulation zu verzeichnen. Aber das zusammen ergibt, wie schon gesagt, kein eindeutiges Krankheitsbild.«

»Was sollen wir also tun?«, fragte Graces Mutter.

Die Ärztin zuckte mit den Schultern.

»Warten«, sagte sie.

Grace und ihre Mutter fuhren wieder nach Hause. In den folgenden Tagen ging es Grace etwas besser. Das Fieber ließ nach und Grace begann wieder zu malen. Der Vater, erleichtert über ihre Genesung, kaufte ihr eine Leinwand, die fünf- bis sechsmal so groß war wie die Leinwände, die Grace vorher bemalt hatte. Grace freute sich.

»Ich werde die Katzen aus *Daefelia* malen«, sagte sie stolz.

Übereifrig machte sie sich ans Werk. Da Sommerferien waren, stand Grace jeden Morgen um acht Uhr auf und malte emsig an ihrem *opus magnum*. Sehr bald schon hatte sie Felicia, die Katzenheldin aus *Daefelia*, fertig gemalt. Auch die anderen Figuren aus dem Film fanden einen Platz auf der Leinwand. Als Graces Vater nach Wochen einmal in ihr Zimmer kam, fiel es ihm nicht schwer, das Gemälde seiner Tochter zu bewundern.

»Man mag kaum glauben, dass du erst vierzehn bist«, sagte er erstaunt.

»Du malst mit einer Liebe fürs Detail, das ist unglaublich.«

Grace lächelte.

»Ist das Gemälde denn fertig?«, fragte der Vater weiter. »In der Mitte ist noch Platz. Was kommt denn da für eine Katze hin?«

Grace schaute auf die Leinwand. Sie hatte insgesamt sechs Katzen gemalt, die alle in einem Kreis saßen. In der Mitte der Leinwand war noch eine große weiße Stelle, die noch nicht mit Öl bearbeitet worden war.

»Das ist mein Platz«, sagte Grace.



Im August desselben Jahres fuhr Grace mit ihren Eltern zu einem amerikanischen Freund ihrer Mutter. Sie fuhren ungefähr zwei Stunden mit dem Zug, dann kamen sie an einem Bahnhof an, an dem der Freund der Mutter sie abholte. Er war Soldat und sprach mit einem komischen Akzent, den Grace vorher noch nie gehört hatte.

»And you've got to be Grace«, sagte er. »I've heard a lot about you.«

Gemeinsam mit dem amerikanischen Soldaten fuhren sie zu der Air Base. Es war ein sonniger Tag und viele, viele Menschen befanden sich auf dem amerikanischen Militärgelände.

»Today's a very special day«, sagte der Amerikaner. »There's gonna be an air show.«

Und tatsächlich, als sie auf dem Flughafengelände der Kaserne ankamen, sah Grace viele Flugzeuge, vor allem Jets. Menschen liefen um diese Maschinen herum, kletterten in das Cockpit und sprachen mit den Piloten.

Dann begann die Show. Die vielen Menschen verteilten sich auf die Tribünen, oder stellten sich in sicherer Entfernung zu der Rollbahn auf die grünen Wiesen. Da der amerikanische Freund von Graces Mutter im Tower arbeitete, durften Grace und ihre Eltern sich das Spektakel von dort anschauen. So hatten sie eine gute Sicht auf das Spektakel.

»The Italians are the best«, sagte der Amerikaner. »It's their turn now.«

Grace sah zehn italienische Düsenjets in den Himmel steigen. Zuerst flogen sie in Pyramidenformation über die Köpfe der Zuschauer hinweg. Aus ihren Düsen kamen die Farben Grün, Rot und Weiß, die Farben der italienischen Nationalflagge. Dann stiegen die zehn Düsenjets senkrecht in den Himmel. Als sie eine gute Höhe erreicht hatten, scherten fünf Jets nach links aus und vier nach rechts. Ein einzelner Jet flog in einem Bogen nach unten. Grace sah, wie die Flugbahn der Jets ein Herz formte. Langsam schloss sich das Herz an dem Punkt, an dem alle Jets wieder zusammentreffen sollten.

Dann sah Grace wie der einzelne Jet mit zwei Jets in der Luft zusammenstieß und wie ein Düsenjet in einem riesigen Feuerball in die Zuschauermenge raste. Eine unglaubliche Hitze entwickelte sich und drang selbst zu ihnen durch das dicke Glas im Tower durch.

Für eine Minute schien die Zeit stillzustehen. Obwohl ein riesiger Feuerball die Menschenmenge auf dem Rollfeld unter sich begrub, hinderte ein lähmendes Entsetzen die Menschen im Tower daran, zu handeln. Grace, die nicht sogleich verstand, dass dort unten Menschen starben, fand das gigantische Feuer unbeschreiblich schön.

Um die Rettungsarbeiten nicht zu behindern verließen Grace und ihre Eltern die Air Base. Als sie wieder zurück in Heidelberg waren, liefen im Fernsehen die Bilder der Katastrophe. Über sechzig Menschen waren bei le-

bendigem Leib verbrannt. Mit dem Himmel hatte etwas nicht gestimmt, dachte Grace.



Eine gute Woche später wurde Grace wieder krank. Die Symptome waren die gleichen wie beim ersten Mal, mit der Ausnahme, dass sie dieses Mal stärker ausgeprägt waren. Vor allem morgens, also kurz nach dem Aufstehen, lag Grace jedes Mal erschöpft in ihrem Bett. So, als hätte sie die Nacht nicht im Bett verbracht.

»Meine arme Grace«, sagte die Mutter.

»Es geht mir gar nicht so schlecht«, protestierte Grace. »Ich fühle mich viel leichter als sonst. Mir ist nur ein bisschen heiß.«

Grace litt jedoch nicht nur an Fieber, sondern auch an Appetitlosigkeit. Sie stand zwar auf und lief herum, aber sie wirkte dabei sehr gebrechlich. Graces Mutter machte sich ernsthaft Sorgen.

»Wir müssen wieder ins Krankenhaus«, sagte sie.

»Noch nicht!«, erwiderte Grace. »Ich möchte noch eine Nacht hier bleiben.«

Graces Mutter lenkte nach reiflicher Überlegung ein. Sie sorgte sich um ihre Tochter, aber das Fieber war noch nicht lebensbedrohlich. Außerdem war das Fieber beim letzten Mal auch quasi über Nacht verschwunden.

Bevor Grace in ihrem Zimmer das Licht ausmachte, bat sie ihre Mutter, die Leinwand mit den Katzen aus *Daefelia* in ihr Zimmer zu stellen. Graces Mutter tat ihr den Gefallen. Sie lehnte die übergroße Leinwand vor den Schrank, so dass Grace sich nicht bewegen musste, um sich ihr Gemälde anzusehen.

»Da ist mein Platz«, sagte Grace und zeigte auf den weißen unbehandelten Fleck im Gemälde.

Graces Mutter lächelte gequält. »Dein Platz ist hier. Hier bei uns. Du kannst weiter malen, wenn es dir wieder besser geht.«

Die Nacht über blieb es ruhig. Graces Mutter horchte mehrere Male in die nächtliche Stille hinein, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Die Stille beunruhigte sie ein wenig und sie fühlte sich ein bisschen in die Zeit zurück versetzt, als Grace noch ein Baby gewesen war. Damals hatte sie die große Stille auch als trügerisch empfunden, und war in Graces Zim-

mer gegangen, um nach ihr zu sehen. Aber jedes Mal hatte sie nur eine friedlich schlummernde Grace vorgefunden. In der Gewissheit, dass es diesmal nicht anders war, blieb Graces Mutter im Bett liegen und versuchte einzuschlafen.



Um sieben Uhr in der Früh wurde Graces Mutter von einem lauten Schrei wach. Sie sprang aus dem Bett und stürzte in Graces Zimmer. Doch Grace lag ruhig und zufrieden in ihrem Bett.

»Hast du so geschrien?«, fragte Graces Mutter.

Grace zeigte auf die Leinwand.

»Die Katzen waren es. Sie haben nichts mehr zu trinken.«

Graces Mutter fühlte die Stirn ihrer Tochter. Sie war kochend heiß.

»Kind, du glühst ja«, sagte die Mutter. »Du musst ins Krankenhaus.«

Sie fuhren ohne Umschweife los.

Im Krankenhaus wurden sie erneut nicht sofort drangenommen, da eine Assistenzärztin beschied, dass Grace nicht als dringender Fall zu bewerten sei. Graces Mutter machte eine fürchterliche Szene, aber es half alles nichts. Sie mussten warten.

Als sie schließlich an der Reihe waren, fiel der behandelnden Ärztin erneut nichts Besseres ein, als ein Blutbild zu machen. Nach einer dreiviertel Stunde lagen die Ergebnisse vor.

»Ihrem Kind fehlt eigentlich nichts«, sagte die Ärztin. »Alle Blutwerte sind normal. Außer der Anzahl von weißen Blutkörperchen. Darüber hinaus ist ein Anstieg der Glukocortikoide und eine gleichzeitige Reduktion der Lymphozytenpopulation zu verzeichnen, was aber keine lebensbedrohlichen Symptome sind. Es sind ungewöhnliche Werte. Das ist alles.«

Als die Ärztin erneut vorschlug, Grace wieder mit nach Hause zu nehmen und abzuwarten, protestierte Graces Mutter.

»Das werde ich nicht tun. Ganz gleich, was sie sagen, mein Kind ist krank. Ich bin die Mutter, und ich fühle, dass mein Kind etwas hat! Ich verlange, dass mein Kind zur Beobachtung hier bleibt.«

Die Ärztin versuchte eine kurze Weile die Mutter vom Gegenteil zu überzeugen, merkte aber bald, dass an der Entschlossenheit der Mutter nicht zu rütteln war. Nach kurzem Zögern rief die Ärztin also in der Kinder-

station an, befahl die Oberschwester in die Ambulanz und trug ihr auf, sich um Grace zu kümmern und sie in ein Einzelzimmer zu verfrachten. Graces Mutter bedankte sich.

Eine knappe halbe Stunde später lag Grace in einem Bett auf der Kinderstation. Die Oberschwester maß ihr Fieber und gab ihr ein Medikament.

»Das ist ein Sedativ«, sagte sie. »Damit schläfst du besser.«

Graces Mutter gab ihrer Tochter einen Kuss auf die Stirn, drückte ihre Hand und verabschiedete sich.

»Ich komme morgen wieder«, sagte sie.

»Mach dir keine Sorgen, Mama«, sagte Grace. »Wir werden uns wieder sehen.«



Als Graces Mutter nach Hause kam, fand sie ihren Ehemann vor dem Fernseher. Er schaute eine Reportage über die STS-26, die erste amerikanische Space-Shuttle Mission nach der Challenger Katastrophe von 1986. Sie sollte am folgenden Tag starten. In der Reportage erklärte ein Fachmann der NASA gerade die Auswirkungen von Schwerelosigkeit auf Astronauten. Er redete von leichtem Fieber, einer erhöhten Anzahl von weißen Blutkörperchen und einer rapiden Abnahme der Lymphozytenpopulation. Immer wieder zeigten sie die Bilder von der Challenger, die zwei Jahre zuvor dreiundsiebzig Sekunden nach dem Start explodiert war. Als Graces Vater seine Frau erblickte, schaute er sie fragend an.

»Wo ist Grace?«, sagte er.

»Sie bleibt über Nacht im Krankenhaus. Zur Beobachtung«, sagte Graces Mutter.

»Es wird schon nichts Schlimmes sein«, versuchte Graces Vater sie zu beruhigen.



Sie gingen zeitig schlafen. Graces Mutter fiel erschöpft und gottgegeben ins Bett. Sie schlief sofort ein und wachte erst am nächsten Morgen wieder auf.



Als sie aufwachte, tastete sie nach ihrem Mann. Doch das Laken neben ihr war zurückgeschlagen. Ihr Mann war schon aufgestanden. Während die Mutter sich aufrichtete und sich den Schlaf aus den Augen rieb, hörte sie plötzlich einen lauten Schrei. Sie wusste augenblicklich, dass es ihr Mann war, der geschrien hatte.

Hastig lief sie in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Sie vermutete die Quelle in der Nähe von Graces Zimmer. Als sie dort ankam, sah sie ihren Mann im Zimmer stehen. Er hatte die Hand vor dem Mund und in seinen Augen spiegelte sich das blanke Entsetzen.

»Was ist los?«, fragte Graces Mutter.

Statt einer Antwort hob Graces Vater nur die Hand. Er zeigte auf die Schranktür, an die die Leinwand gelehnt war, die Grace in letzter Zeit so fiebrig bearbeitet hatte. Graces Mutter schaute in Richtung des Gemäldes. Auch sie bekam einen Schock.

Auf dem Gemälde waren sechs Katzen. Alle sechs Katzen hatten ihre Krallen ausgefahren und waren dabei wie große Raubkatzen einen jungen Menschen zu reißen. Zwei der sechs Katzen hatten dem Menschen schon große klaffende Wunden beigelegt, und leckten begierig das aus dieser Wunde hervorsprudelnde Blut. Der junge Mensch aber schien keine Schmerzen zu empfinden. Im Gegenteil, es schien, als ob die Katzen die stillschweigende Erlaubnis hatten, dem Menschen wie Egel das Blut abzusaugen.

»Das ist Grace«, schrie die Mutter entsetzt. »Das ist Grace.«

Im gleichen Moment klingelte das Telefon. Es schrillte in lautem Ton durch die ganze Wohnung.

»Das muss das Krankenhaus sein«, sagte der Vater geistesgegenwärtig.

VISIONEN DES SCHWEIGENS

Frédéric Boutet



Endlich erreichte Sardal die mächtigen, teilweise schon in Trümmer zerfallenden Mauern, die hundertjährigen Bäume, das Gitter des alten Parks, das er so lange gesucht hatte.

Er hielt sein Pferd an und blickte sich um.

Links in der Richtung von Osten nach Westen floss ein Strom vorbei, der halb versteckt hinter den hohen Tannen und Kiefern war, die seine Ufer besetzt hielten. Eine von leichtem Dunst verschleierte Hügelkette hob sich vom Horizont ab. Vor sich unterschied er von weitem die dunkle Masse großer Wälder, die ein wellenförmiges Terrain bedeckten, etwas näher breitete sich eine große Ebene aus, die durch die Schlangenlinie eines Baches begrenzt wurde, der sich nach rechts in dem hundertjährigen Schatten des Waldes verlor.

Die Dämmerung brach herein. Durch die Bäume und über den Fußweg sah Sardal, wie die Sonne sich ihrem Untergang zuneigte. Der westliche Himmel war in purpurne Glut getaucht, die hier und da mit goldenen oder noch glühenden roten Flecken und mit zarten silberweißen flockigen Wölkchen durchsetzt erschien. Zur Mitte hin zu hatte der Himmel die grünliche Färbung des Abends angenommen. Fleischfarbene, zartrosa umränderte Wolken schwammen im klaren Äther, schon tauchte ein einzelner zitternder Stern am Horizont auf.

Die Nadelbäume und Heidekräuter hauchten einen milden, köstlich würzigen Duft aus. Ein paar verspätete Schwalben flogen über den Fluss, ihre kurzen leisen Schreie unterbrachen kaum die abendliche Ruhe. Überall tiefste Stille und Einsamkeit.

Der Sonnenball war versunken, die Farbenpracht der Wolken verblass- te rasch, aus dem Wald stieg ein feiner Dunst, der Mond ging auf und über- goss die Fichten und Tannen am Ufer des Flusses mit gelbem Licht. Die Nachtvögel begrüßten ihn mit heiserem Schrei.

Sardal genoss wollüstig den Reiz der Stunde und des Orts. Er malte sich aus, wie köstlich dieses alte Schloss sich zu einem Aufenthalt für ihn und seine Geliebte eignen würde.



Der Greis hatte das Gitter wieder abgeschlossen und stand aufrecht vor dem Gast. Sein kahler Schädel leuchtete im Mondlicht, sein bärtiges Antlitz trug den Ausdruck höchster Überraschung. Er sagte: »Weshalb kommen Sie hierher?«

Da Sardal schwieg, begann der Greis wieder: »Wissen Sie, dass heute der einzige Tag im ganzen Jahr ist, an dem ich Ihnen dieses Gitter öffnen kann, und dass, wenn Sie nach Mitternacht gekommen wären, es unerbittlich vor Ihnen verschlossen geblieben wäre?«

Wissen Sie ferner, dass seit vielen Tagen, seit Jahren, seit Jahrhunderten, niemand sich hierher verirrt hat? Niemand! Ich habe während all dieser Zeit das Gitter nicht geöffnet ...

Warum sind Sie gekommen ... Warum sind gerade *Sie* gekommen? ... Und doch, warum sollten Sie es nicht sein? Und dann ... dann ... Er ist schon so lange da! ... Aber warum sind Sie es? Wahrhaftig, ich sage Ihnen, dass *er* schon seit Jahrhunderten dort ist.«

Der Klang seiner Stimme berührte Sardal peinlich, und er unterbrach den Alten, um seine Bitte um Einlass zu wiederholen.

»Ja«, sagte der Greis, »ja, Sie können heute die Domäne ansehen ... Sie können es, aber Sie müssen allein gehen, ich gehe nicht mit Ihnen. Ich werde Sie bis an die Pforte der Parkmauer führen, und nachher müssen Sie *allein* gehen.«

»Nun gut«, sagte Sardal, »welchen Weg muss ich einschlagen?«

»Wie kann ich das wissen«, schrie der Alte. »Gehen Sie voran, gehen Sie immer geradeaus, das ist alles ...«

Sardal stieg von seinem Pferd, band es an dem Ast eines Baumes fest und ging mit dem Greis.

Einen durch das Gehölz führenden Weg verfolgend, gelangten die Männer an eine konkav gewölbte Mauer, die die Umfassung des Parks bildete, der nur ein kleiner, isoliert liegender Teil dieser ungeheuren Domäne war.



Noch den unheimlichen Abschiedsgruß des Alten in den Ohren, hatte Sardal die vor ihm sich öffnende dunkle Grotte rasch durchschritten und betrat nun die vor ihm liegende Allee. Sie führte geradeaus, war sehr lang und breit.

Wie die Abdachung eines Flusses erhob sich zu beiden Seiten eine hohe, mit dichtem Rasen bedeckte Böschung. Die Allee selbst wurde durch mächtige alte Eichen gebildet, deren mit zackigen Blättern geschmückte Äste himmelwärts strebten, um sich endlich zu einem laubigen Gewölbe zu vereinigen. Der helle Mondschein brach durch dieses Gewölbe und fiel auf den Sand des Bodens.

Am Fuße der Böschung waren in bestimmtem Abstand Postamente aufgestellt, auf denen weiße Marmorfiguren standen, die entweder seltsame Ungeheuer oder reizende, graziöse weibliche Gestalten darstellten. Dazwischen erhoben sich auf Sockeln von Granit große, mit Schlingpflanzen gefüllte Vasen, aus denen von allen Seiten wie Schlangen lange Gehänge und Ranken herabfielen. Kein Lüftchen regte sich, ein leichtes Aroma schwängerte die Luft unter den Bäumen und die des ganzen Parkes; über allem aber lag eine tiefe drückende Stille.

Sardal war in ziemlicher Aufregung vorwärtsgeschritten. Der Schrecken, den der greise Türhüter bei seinem Anblick nicht zu verhehlen vermochte, das Unerwartete dieser doppelten Umfassungsmauer, vor allem aber der Schmuck dieser regelmäßigen Alleen, die mit einer außerordentlichen Sorgfalt gepflegt waren, obwohl diese Domäne doch schon seit so langer Zeit unbewohnt war, all dies machte auf ihn den Eindruck von etwas Unwirklichem. Er dachte, dass die Zaubergärten der Feen, von denen die alten Legenden erzählen, so aussehen müssten, und ihm war, als sei die ganze Atmosphäre von einem geheimnisvollen und traumhaften Reiz erfüllt ...

Um sich davon zu überzeugen, dass er nicht träume, versuchte er einen Schrei auszustoßen, aber seltsam, der Klang seiner Stimme war ebenso unhörbar wie das Geräusch seiner Schritte auf dem mit feinem Kies bedeckten

Weg. Auch nicht das leiseste Geräusch drang an sein Ohr. Er stellte diese Tatsache fest, ohne sich jedoch deshalb zu beunruhigen. Sein Geist erfreute sich all des Wunderbaren, das ihn umgab, er genoss es ohne jedes Angstgefühl und mit einer gewissen neugierigen Erwartung dessen, was nun wohl kommen würde. Gleichzeitig empfand er einen kleinen ungläubigen Hintergedanken, wie solche sich ja auch wohl in unsre Träume zu mischen pflegen.

Plötzlich flammte nicht weit von ihm ein ungeheuer intensiver gelber Lichtschein auf, der seine Augen blendete und ihn zwang, sie zu schließen. Als er sie wieder öffnete, erblickte er folgendes:

Quer über der Allee stand ein großes goldenes Bett, das prachtvoll ziseliert und mit kostbaren Edelsteinen ausgeschmückt war. In diesem Bett lag, halb von einer karmesinroten Seidendecke und reich mit Spitzen benähten Tüchern bedeckt, ein fettes, riesengroßes Schwein, das mit einem glänzenden Diadem mit drei Spitzen gekrönt war. Das Biest wälzte sich auf dem Bauch und bohrte seine hässliche Schnauze in das gestickte Kopfkissen ein.

Zwei nackte Neger von kolossalem Wuchs standen zu Häupten des Bettes, sie waren mit großen Säbeln von mattem Stahl bewaffnet.

Dann flammte hinter ihm ein roter Schein auf. Er drehte sich um.

Von blutigrotem Licht umflossen, sah er einen Galgen. An einem seiner Arme hing ein großer weißer Schwan mit herabhängenden Flügeln; an dem anderen ein mit der Mitra geschmückter Bischof in violetter Robe. Sardal konnte deutlich seine aus den Höhlen getretenen Augen, die geschwollene, zwischen seinen Zähnen sich vordrängende Zunge erkennen. Der Gehenkte schien ihm zuzuwinken, während der Vogel mit den Flügeln schlug.

Dann verschwand alles, und Sardal setzte seinen Weg fort.

Eine junge schöne Frau kam ihm entgegen. Sie war mit einem langen Gewand mit weißem Moiré-Effekt bekleidet, das Schultern und Arme ganz frei ließ und nur über der Brust leicht befestigt war. Sie trug eine kleine Toque aus Schwanenpelz, die mit Silber garniert war und unter der ihr braunes Haar hervorquoll. Es war nicht sehr lang, fiel über die Stirn bis zu den Augenbrauen, auf den Seiten bis auf die Schultern herab und umrahmte ihr Gesicht, das sehr bleich, regelmäßig gebildet und fast kindlich im Ausdruck war. Sardal konnte ihren Mund, ihre feine Nase, ihre großen tiefblauen Augen, die naiv und unentschlossen dreinschauten, deutlich erkennen.

Während sie langsam näher kam, sah er, dass sie mit den Spitzen ihrer Finger langsam ihr weißes, mit schwarzem Samt gefüttertes Gewand aufhob. Sie war vollständig nackt darunter und enthüllte nacheinander zuerst die in kleinen Hermelinpantoffeln steckenden Füßchen, die zierlichen Knöchel, die wie gemeißelt erscheinende Rundung ihrer Beine. Sie hob ihr Kleid noch immer höher, und die unschuldig blickenden Augen auf Sardal richtend, ohne dass sie diesen jedoch zu sehen schien, ging sie schwankenden Ganges noch ein paar Schritte weiter, blieb dann stehen und enthüllte die ganze Pracht ihres herrlich schönen Leibes, von den Knospen ihrer Brüste bis zu den Füßen herab. In blendender Weiße hoben sich die jungen Glieder von dem schwarzen Samtfutter ihres Gewandes ab – der durch das Laubdach dringende Mondschein überrieselte sie mit silbernen Strahlen.



Zitternd vor Aufregung und uneingestandenem Begehren durchschritt Sardal die zweite Hälfte der Allee, als von der Böschung herab gerade vor ihn riesige gehörnte Frösche fielen. Zuerst kamen zwei, dann zwei andere und noch einmal zwei – jetzt zählte er schon sieben Stück. Der zuletzt herabgefallene Frosch war größer als die anderen und schien der Anführer der Truppe zu sein. Sie rissen ihre großen Mäuler weit auf und schienen ein lautes Gequake auszustoßen. Indessen vernahm der Wanderer auch nicht den leisesten Ton, selbst nicht, als er ganz nahe an die Tiere herantrat. Drolligerweise liefen jetzt drei schwarze Kätzchen ohne Augen hinter ihm her, sie beeilten sich so sehr wie möglich, nur um dicht auf seinen Fersen zu bleiben.

Wie einem Kommando gehorchend, stellten die sechs Frösche sich hinter ihrem Anführer auf. Dieser drehte den Kopf erst nach rechts, dann nach links, warf dann Sardal einen kalten, feindlichen Blick zu. Die anderen folgten seinem Beispiel. Jetzt machte der Anführer einen Satz und sprang ungefähr zehn Schritte weit. Kaum war er in der Luft, als die ganze Bande in derselben Distanz nachsprang. Dann hielten sie einen Augenblick inne – sahen Sardal an und machten wieder einen Satz.

So hüpfen sie alle geräuschlos durch das Halbdunkel hin.



Ein Augenblick blieb er zögernd vor dem Eingang der hohen, aus chaotisch übereinanderliegenden Felsstücken gebildeten und mit Schlingpflanzen überwucherten Mauer stehen, dann aber, seiner Besorgnis spottend, folgte er den Fröschen in die Höhle. Er stieg einen dunklen engen Felspfad hinab und gelangte dann in eine durch rotes Licht erhellte Grotte. Ein sehr schnell und lebhaft dahinfließendes Flüsschen durchkreuzte sie von rechts nach links und stürzte sich dann als Wasserfall in einen dort gähnenden Abgrund. Man sah den Strom verschwinden, und ein dichter über seinem Fall aufsteigender Dunst verriet die wunderbare Tiefe des Schlundes, der ihn verschlungen hatte. Doch geschah dies alles völlig geräuschlos.

Sardal war jetzt an einer hölzernen, über das Wasser führenden Brücke angelangt. Er bemerkte in einer Vertiefung des anderen Ufers ein großes Feuer, an dem drei alte Frauen saßen.

Die Frösche sahen Sardal noch ein letztes Mal an und stürzten sich dann in den Fluss. Das Wasser spritzte von allen Seiten hoch auf, ohne dass der leiseste Laut vernehmbar geworden wäre.

Unser junger Abenteurer schritt nun über die Brücke und sah sich die drei Alten von der Nähe an. Die eine hatte eine Hundeschнауze, die andere einen Eulenkopf, die dritte ein Hechtmaul. Sie trugen ungeheuer große Mützen, die in übertrieben lächerlicher Weise mit blauen, gelben und grünen Bändern geschmückt waren. Ihre Finger waren mit langen Krallen bewaffnet. Sie zogen kleine Vögel aus ihrem Schoß, die sie rupften und gierig verspeisten, wobei sie mit den Köpfen wackelten und mit den Kinnbacken klapperten. Die drei schwarzen Kätzchen sprangen den Alten auf die Schultern und verschwanden dann. Als Sardal an ihnen vorüberging, drehten die Weiber sich nach ihm um und ballten drohend die Fäuste.



Er folgte nun dem ihn in die Oberwelt zurückführenden Felspfad; als er die Grotte verlassen hatte, sah er das Schloss in düsterer Pracht vor sich im Mondschein liegen.

Nachdem er die Freitreppe erstiegen hatte, durchschritt er drei hohe Bögen ohne Türen und befand sich in einem Vorhof aus roten Steinen, dessen Gewölbe von Säulen getragen wurde, zwischen denen von Ketten herab

große Bronzelampen hingen, die ein leuchtend rotes Licht verbreiteten. Er sah in den drei großen vor ihm liegenden Wänden drei reich mit Skulpturen geschmückte Türen aus Ebenholz, die durch schwere silberne Bügel geschlossen wurden. Er versuchte vergebens, die erste zu öffnen, es gelang ihm nicht. Da aber in einem der Türflügel ein Guckloch angebracht war, gelang es ihm, einen Blick hindurch zu tun. Er sah einen mit Rasen bedeckten Friedhof, über dessen Grabsteine und Kreuze Hunderte von Irrlichtern huschten.

Er durchschritt den Vorhof. Die zweite ebenfalls verschlossene Türe gestattete ihm den Blick auf einen stillen See, auf dem unter dem nächtlichen Himmel große Schwäne zwischen riesenhaften Blumen umherglitten.

Es gelang ihm, die dritte im Hintergrunde des Vorhofes befindliche Tür zu öffnen; er betrat die Schwelle eines hellerleuchteten Festsaaes, dessen Wände mit fahlroten, goldgemusterten Ledertapeten behängt waren, auf denen Waffensammlungen, Trophäen, Armleuchter mit hell brennenden Kerzen angebracht waren.

In der Mitte des Raumes erhob sich eine große, reichgedeckte und von Wachsackeln erhellte Tafel, die aber schon ziemlich in Unordnung geraten war. Um sie herum saßen reich in Seide und Samt gekleidete Männer, die alle mit Dolch und Degen bewaffnet waren. Sie hatten offenbar dem Wein und den anderen geistigen Getränken reichlich zugesprochen und schienen sämtlich betrunken und in aufgeregter Stimmung zu sein. Einige, die aufrecht standen oder umherschwankten, stützten sich mit der Faust auf den Tisch, dessen Tafeltuch mit Wein befleckt war, und erhoben Kristallschalen oder silberne Becher, die sie dann in einem Zuge leerten. Andere, denen die Augen schon halb zugefallen waren, räkelten sich auf ihren Ledersesseln. Einige fuchtelten mit drohender Gebärde mit ihren Degen in der Luft umher.

Ein Mann mit grauem Bart, der oben am Tisch saß, stand mit ernster Miene auf. Er nahm seinen Stiefel, goss vier Flaschen Wein hinein, verneigte sich vor den Festgenossen und trank ihn dann, ohne Atem zu schöpfen, in einem Zuge aus.

Jetzt bemerkte er Sardal und streckte ihm freundlich grüßend die Hand entgegen. Im selben Augenblick standen alle von ihren Plätzen auf, und es sah aus, als ob sie den Ankommenden mit großem Beifall begrüßten. Indessen vernahm dieser auch nicht einen Laut, und Totenstille lagerte über dem Festsaal.

Die Festgenossen, die sehr lebhaft miteinander zu sprechen schienen, erwarteten offenbar noch irgend etwas anderes. Sie wurden bedient. Zwei Diener schleppten ein sehr großes silbernes Becken herbei, das sie mitten auf den Tisch setzten, während zwei andere ein Kind, ein kleines, ganz nacktes Mädchen, das entsetzt um sich schlug und sich verzweifelt wehrte, herbeitrugen. Sie hielten das arme Geschöpf über das Gefäß und schnitten ihm mit einem scharfen Messer die Kehle durch, das Blut spritzte heraus und floss in das Silberbecken. Darauf schüttete man große Mengen roten Weines hinein, und mit dieser entsetzlichen Mischung wurden dann Becher und Schalen gefüllt. Der Vorsitzende ergriff ein großes Kelchglas von Kristall, füllte es, und sich dem Gast nähernd, bot er es ihm mit graziösem und edlem Lächeln an.

Sardal wagte nicht, es zurückzuweisen. Als er sein Glas erhob, folgten alle Anwesenden seinem Beispiel, und es war, als ob man, ehe getrunken wurde, einen Toast auf ihn ausgebracht habe.

Dabei aber wurde die tiefe Stille nicht unterbrochen, und der Gast trank wie alle anderen; der fade, zu Kopf steigende Geschmack des Getränkes fiel ihm auf die Nerven. Voller Abscheu warf er das Glas auf die Marmorplatten des Fußbodens, wo es ohne jedes Geräusch zerschellte. Dann verließ er den Saal beinahe laufend, so schnell er konnte und schlug die Tür heftig hinter sich zu. Es war aber, als ob sich die Tür in Angeln von Öl bewege und in einen Rahmen von Watte versänke.



Er stieg die zum Vestibül der ersten Etage führende Treppe hinauf. Es hatte keine Säulen, war oval und in grünem Stein ausgeführt, und es wurde von kupfernen Lampen erleuchtet. An jeder Außenseite befand sich eine Tür aus Elfenbein. Er öffnete die nach rechts gelegene und betrat einen völlig düsteren Raum, den der matte Schein von ein paar Laterne nicht zu erhellen vermochte. Eine feuchte, mit widerlichem Gestank erfüllte Luft schlug ihm entgegen. In weiter Entfernung sah er einen fahlen Lichtschein vorübergleiten. Ein unbekanntes kaltes und klebriges Etwas berührte plötzlich sein Gesicht.

Er floh und wandte sich der zweiten Tür zu.



Es war ein sehr großes vernachlässigtes Zimmer, in dem keine Möbel standen. Auf den halbaufgerissenen und zerbrochenen Platten des Fußbodens, unter einer an der Decke befestigten alten Lampe, stand ein Sarg aus schwarzem Holz. Unter dem halbgeöffneten Deckel sah man eine menschliche Gestalt, eine abgemagerte, mit Abschürfungen und Verletzungen bedeckte Hand klammerte sich am Rand des Sarges fest. Ein missgestaltetes Wesen kroch um den Sarg herum. Sein Gesicht war mager, die Nase gebogen, die ungeheuer großen Ohren endeten in einem zottigen Büschel roter Haare, und der große rote Bart war unten spitz zusammenge dreht. Brust und Rücken waren durch enorme Höcker verunstaltet. Die Beine waren in der Mitte des Oberschenkels abgeschnitten, aber mit Hilfe seiner langen und muskulösen Arme, mit denen er sich an den Sarg klammerte, bewegte dieser schreckliche Zwerg sich ziemlich rasch voran. Er trug eine rotseidene Mütze, von der kleine Schellen herabhingen, die jedoch keinen Klang von sich gaben. Sein Wams bestand zur Hälfte aus grünem und halb aus blauem Tuch und war mit einer Menge kanariengelber Bänder garniert. An seinem Gürtel trug er einen mächtigen Hammer. Eine goldene Kette hing um seinen Hals und verlor sich in einer auf der Brust befindlichen Tasche. Es hing eine große Uhr daran, die er unaufhörlich herauszog und mit unruhig fragender Miene betrachtete. Er machte die größten Anstrengungen, um den Deckel über dem Sarge völlig zuzuklappen und den darin steckenden Unglücklichen so zum Gefangenen zu machen, wogegen dieser sich mit verzweifelter Energie wehrte.

Der Zwerg ließ jedoch in seinen Bemühungen nicht nach und begann, sobald er den Deckel niedergedrückt hatte, ihn mit langen Nägeln festzumachen. Er schwang den Hammer mit starker Hand und ließ ihn mit wuchtigen Schlägen niederfallen – ohne dass dadurch das leiseste Geräusch entstanden wäre. Es gelang ihm, den Sarg an der einen Seite zuzunageln, und er zog vergnügt seine Uhr heraus, um danach zu sehen; indessen war es aber seinem Gefangenen gelungen, die Nägel von der anderen Seite des Sargdeckels zu entfernen, und er drängte seinen dicken bleichen und blutigen Kopf, der mit gelbem Haar bedeckt und ganz von den eingedrungenen Nagelspitzen zerrissen war, mühsam unter dem Deckel hervor. Er versuchte die nackten Schultern nachzudrängen, aber schon war der Zwerg herange-

krochen, und sich nur ab und zu unterbrechend, um auf die Uhr zu sehen, schlug er mit Aufbietung all seiner Kräfte mit dem Hammer auf den Schädel seines Opfers, das mit angsterfüllten Augen zu Sardal hinblickte und ihn flehentlich um Hilfe zu bitten schien. Aber auch sein Henker schien Sardal irgendetwas mitzuteilen, wobei er mit Bestimmtheit auf das Zifferblatt seiner Uhr hinwies.

Sardal näherte sich, um dem Eingeschlossenen zu helfen, aber als er den Sarg erreicht hatte, drückte er den Deckel mit voller Kraft herunter und kniete dann, jeden Widerstand unterdrückend, fest darauf, während der Zwerg voller Freude fortfuhr, die langen Nägel einzuschlagen und dazwischen auf seine Uhr zu sehen.

Als er sein Werk vollendet hatte, erhob Sardal sich, ohne zu begreifen, aus welchem Grund er so gehandelt habe, und ging zur Tür. Als er hinausging, bemerkte er jedoch, dass es dem Eingeschlossenen dennoch gelungen war, ein Brett des Sargdeckels loszubrechen, und dass er sich die größte Mühe gab, seinem schrecklichen Gefängnis zu entflüpfen, während der Zwerg sich wütend auf ihn stürzte und seinen Schädel mit Hammerschlägen bearbeitete, wobei er fortfuhr, verzweifelt auf die Uhr zu sehen.



Der dritte große Saal hatte eine ovale Form. Die Mitte der Decke wurde durch ein ebenfalls ovales Gewölbe aus Ebenholz gebildet, das aber viel kleiner war. Ringsherum befanden sich gotische Kapellen, die durch Bogen- und Säulengänge begrenzt wurden; jede dieser Kapellen war in einer anderen Farbe gehalten – wassergrün, orangegegelb, dunkelviolet, silberweiß, malvenfarbig, scharlachrot und mattrosa.

Die Decke jeder dieser Kapellen war mit Arabesken in den Farben der sechs anderen geschmückt und durch eine Menge kleiner, vielfarbiger Lampen erhellt, die an nur ein Fuß langen Ketten befestigt waren und daher den Fußboden in irisierendem Halbdunkel ließen.

Die Mauern waren mit köstlichem Samt ausgeschlagen, der in denselben Farben prangte wie die Zierrate der gewölbten Decken. Als Sardal sich gegen eine Seitenwand stützte, fühlte er, wie weich und elastisch diese war. Die Füße versanken in weichen Seidenteppichen von schwarzem, gold-durchwirktem Grund, in denen Blumen in den Grundfarben der Kapellen

verstreut waren. Überall lagen üppige weiche Kissen und das herrlichste Pelzwerk umher.

Im Hintergrund des Saales erhob sich eine aus Gold gebildete Kuppel. Die Wände waren mit Goldbrokat bespannt. Auf einer goldenen Estrade, zu der Stufen hinaufführten, stand ein großer Thron aus Kristall unter einem ebenfalls kristallinen Baldachin, der das Licht auffing und zurückwarf. Auf diesem Thron aber saßen, wollüstig aneinandergeschmiegt, und eine die andere zärtlich umschlingend, zwei völlig nackte Frauen, die sich küssten. Sie besaßen die ganze Pracht des Lebens und dabei die ewige Unbeweglichkeit von Statuen. Ihre Schönheit war göttlich.

Sardal bemerkte erst jetzt, dass sich eine große Anzahl Frauen in dem Saal befand – junge schöne Frauen, Typen aus aller Welt: schwarze Frauen, rote, gelbe Frauen, aber die Zahl der weißen Frauen war die größte, ihre Schönheit war von verschiedenster Art.

Sie waren in mannigfachster Weise geschmückt. Viele waren völlig nackt und trugen nur einige Juwelen zur Schau; andere hatten die mit Flaum bedeckten Stellen ihres Körpers mit Gold- oder Purpurfäden durchflochten. Andere waren in ganz durchsichtige Seidennetze gehüllt, in denen die Schönheit ihrer zarten Haut zur vollen Geltung kam. Mehrere trugen Spitzengewänder oder leichte, an den Hüften offene Tuniken. Wieder andere umhüllten sich mit flitterbesetzten Gazeschärpen, drapierten sich mit in leuchtenden Farben prangenden Kaschmirschals oder Streifen leichten, mit Silberplättchen besetzten Stoffes.

Sie glitten in dem Halbdunkel des Saales hin und her, schlangen sich in müden, üppigen Tänzen, die dem Rhythmus einer stummen Musik zu folgen schienen, die auf dem Boden hockende Musikerinnen auf fremdartig aussehenden Instrumenten ausführten.

In üppigen, wollüstigen Stellungen sich rhythmisch hin und her wiegend, glitten sie dahin, bildeten jetzt Ketten, berührten einander mit schneller Liebkosung, trennten sich dann, um andere Küsse, ebenso flüchtige Umarmungen auszutauschen.

Rund um den goldenen Thron knieten sieben Frauen, die in weite Seidenmäntel gehüllt waren, von denen jeder die Farbe einer der sieben Kapellen trug und die reich mit Blumen bestickt waren. Köstliche Edelsteine leuchteten aus ihrem Haar. Ihre frommen Hände schlangen goldene

Rauchfässer, denen köstliche Düfte entstiegen, das Opfer, das sie dem Symbol ihrer Gottheit darbrachten.

Aber unter dem Gewölbe aus Ebenholz, unter den vielfarbigen Lampen schlangen die Tänzerinnen ihren Reigen, und ihr aufgelöstes Haar floss über den wogenden Busen.

Die Zärtlichkeiten, die sie miteinander austauschten, wurden schmachtender und länger, ihre Küsse wurden glühender. Sie sanken miteinander in die weichen Pelzdecken, und eng aneinandergedrückt, berauschten sie sich in wollüstigen Genüssen.

In dem nebelhaft geheimnisvollen Halbdunkel bildeten sich immer neue Gruppen oder leuchtete plötzlich das weiße Fleisch auf. Purpurlippen öffneten und vergruben sich ineinander. Eng umschlungene Gestalten berauschten sich in glühenden Küssen. Der Duft der Liebe wehte über ihren Verzückungen.

Da geschah es, dass auch Sardal sich von einem wütenden sinnlichen Gelüst ergriffen fühlte.

Er ging auf die am Boden liegenden, sich ihm willig anbietenden Mädchen gestalten zu; aber die um ihre Gottheit knienden Priesterinnen erhoben sich und traten ihm entgegen.

Sie waren die einzigen Frauen des Saales, die aufrecht standen, und Sardal sah nun, wie schön sie alle sieben, wie reich geschmückt, wie fein geschminkt sie waren, und er sah staunend auf die üppige Pracht ihrer Glieder, die von dem mit Edelsteinen gezierten, aufgelösten Haar und ihren langen Seidenmänteln umflossen waren. Sie traten näher und bildeten einen Halbkreis um ihn. Die beiden an den Außenseiten stehenden Priesterinnen hatten schwarzes Haar mit bläulichen oder bronzefarbenen Reflexen; ihre Augen waren dunkel. Sie trugen unter ihrem langen Mantel nur eine dunkelfarbige Schärpe von chinesischer Seide, die fest um die Taille geschlungen war, um die Büste mehr hervortreten zu lassen. Der Mantel der einen war wasserfarben, der der anderen mattrosa. Die nackte Schönheit der ihm zunächst stehenden Priesterinnen hob sich von dem malvenfarbenen und orangegelben Hintergrund ihres Seidenumhangs ab. Ihr Hals, ihre Taille, ihre Brüste, Hüften und Arme waren mit Geschmeide und Edelsteinen vom reinsten Wasser geschmückt. Perlenketten kreuzten sich über ihren Füßen, Perlenketten waren durch ihr Haar geschlungen und fielen, untermischt mit leuchtenden Steinen, wie eine funkelnde Linie über ihren Körper herab.

Die Topase der rechtsstehenden braunhaarigen Schönen leuchteten wie ihre Augensterne, und die durchsichtigen Smaragde der anderen wie die ihrer rothaarigen Trägerin. Dann kamen zwei blonde Priesterinnen; die goldblonde hatte einen scharlachroten Mantel um, die, deren Haar wie matter Bernstein leuchtete, einen dunkelvioletten. Von der Taille bis zu den Füßen herab waren sie in fest anliegende Seidennetze gehüllt, die um die Taille von einem Gürtel gehalten wurden; diese Gürtel waren aus Samt, der eine war schwarz und hatte ein Rubinschloss, der andere rote eine Diamantagraffe. Sie trugen schwere Halsbänder um ihren nackten Hals.

Aber Sardal hatte nur Augen für die ihm gegenüber in der Mitte stehende junge Schönheit. Ihr mit Perlen durchflochtenes Haar hing in schweren Massen zu beiden Seiten des Gesichtes herab. Über der Stirn trug sie ein Diadem. Ihre blauen Augen hatten einen strahlenden Ausdruck. Ihr Mantel aus Silberbrokat umfloss sie in schweren Falten, und ihr wunderbar geformter nackter Körper zeigte sich in seiner ganzen Schönheit ohne jeden weiteren Schmuck.

Langsam traten sie auf ihn zu, und ihre Mäntel schleppten hinter ihnen her wie die Flügel verwundeter Vögel. Plötzlich wurde Sardal sich bewusst, dass auch er völlig nackt war. Und dann warfen sich die Priesterinnen über ihn, umarmten und liebten ihn. Er fühlte die elektrisierende Berührung ihrer Hände und Lippen auf seiner nackten Haut. Der Duft ihres Haares umfloss ihn. Die Wärme und die Berührung ihrer zitternden Körper erregten seine Sinne bis zum Wahnsinn.

Er versank in Wollust und verlor das Bewusstsein für alles andere in der Welt. Er gab sich völlig der Sinneslust hin, und jeder Nerv seines Körpers bebte in Entzücken und Schmerz. Er erstickte beinahe, er wurde von schwindelndem Tummel erfasst, er röchelte wie ein Sterbender unter dem verzehrenden Hauch der Küsse und den Liebkosungen dieser Frau mit den blauen Augen ... und dem unendlich grausamen Mund ...

Ringsum aber herrschte tiefes Schweigen.

Es dauerte sehr lange, bis Sardal die vielen Stufen der düsteren Treppe erstiegen hatte, die auf die das Schloss krönende Plattform mündete.

Es war jetzt dunkle Nacht. Der Mond war hinter den Wolken verschwunden. Das, was er auf der großen Plattform fand, von der aus der Blick

über die Wipfel der höchsten Bäume weg weithin das Land beherrschte, war folgendes:

Mitten darauf stand ein steinerner großer Sessel, auf dem ein Greis saß. Seine Arme stützten sich auf die granitenen Seitenlehnen seines Sitzes, den Kopf hielt er gesenkt. Seine Kleidung bestand aus einem Panzerhemd, dessen Eisenmaschen durch die Zeit gelitten hatten und vom Rost beschädigt und zerfressen waren. Rechts von ihm stand eine hohe Wasseruhr, links eine Sanduhr, gerade vor dem Alten in einer durch einen Hühnerkorb gebildeten Nische eine hohe bronzene Standuhr.

Der stählerne Zeiger durchlief das große Zifferblatt, während auch nicht das leiseste Geräusch verkündete, dass das Räderwerk der Uhr sich bewegte. Selbst das den Lauf der Zeit verkündende gewohnte monotone Tick-Tack durfte die tiefe Stille nicht unterbrechen, die vielleicht noch drückender als in dem ganzen Schloss über diesem Ort lag und alles Leben erstickte.

Sardal trat näher heran. Auf den oben an der Rücklehne des Sessels befindlichen steinernen Kugeln saßen unbeweglich, und nur die roten Augen rollend, zwei Eulen. Auf dem Schädel des Greises und in seinem weißen Haar, das in dichten verwirrten Massen herabhing, hatte ein Rabe sein Nest gebaut, auf dem er unbeweglich saß. Mit seinem steifgehaltenen Kopf und den herabhängenden Flügeln sah er aus wie eine Helmzier. Der weiße dichte Bart des Alten fiel unverhältnismäßig lang herab und schlang sich um den Untersatz der Standuhr.

Sardal neigte sich, um dem Greis in die Augen zu sehen. Sein Antlitz schien noch viel älter zu sein als alles, was ihn umgab. Es sah aus, als sei es aus einem festen, unzerstörbaren harten Stein gehauen, der die Zeit überdauern würde. Die Muskeln, die metallenen Saiten glichen, lagen unbeweglich unter der starren Maske seines Gesichtes. Die fest aufeinandergepressten Lippen schienen für immer geschlossen zu sein.

Endlich aber begegnete sein Blick dem Sardals. Von dichten schneeweißen Wimpern und Brauen umgeben, hatten seine Augen die Farbe und den hellen Glanz des Vollmondes; es ging ein leuchtendes Fluidum davon aus, das der polierte Stahl des Uhrzeigers reflektierte, dessen Voranrücken auf dem Zifferblatt der Greis mit leidenschaftlichem Interesse beobachtete.

Da aber, in dem Moment, wo Sardal in diese wunderbaren Augen blickte, geschah es, dass ganz plötzlich die Geister der Neugierde und des Mutes, die ihn bisher geleitet hatten, den jungen Abenteurer verließen. Eine uner-

trägliche Seelenqual, ein unerhörtes Grauen und eine hässliche Angst bemächtigten sich seiner Seele.

Im selben Augenblick wurde die ringsum herrschende Stille durch die die Mitternacht verkündende Stimme der Uhr unterbrochen. Der plötzliche Klang dieser Töne hatte etwas Anormales und Spukhaftes, sie erschienen Sardal als ein so grauenhaftes Phänomen, dass sein Herzschlag stockte und seine Gedanken sich zu verwirren drohten.

Dann brach von allen Seiten ein wilder Lärm los. Man vernahm das Klirren von Schwertern, das verzweifelte Stöhnen Gefolterter und Sterbender. Dazwischen ertönten Tanzweisen und Liebesgeflüster und der Lärm von auf dem Boden zerschellenden Gläsern. Wilde Verwünschungen mischten sich mit dem Quaken von Fröschen, dem Brausen eines Wasserfalls. Die Eulen kreischten, der Rabe krächzte und schlug mit den Flügeln.

Aber, all diesen Lärm übertönend, vernahm Sardal ein unsinniges Freudengeschrei, ein wahres Triumphgeheul, das ein nur wenige Schritte von ihm entfernt stehendes Wesen ausstieß.

Er blickte hin – und erkannte sich selbst! Er erkannte seine eigene körperliche Erscheinung, die nur wenige Schritte entfernt von ihm stand, und mit Grauen empfand Sardal gleichzeitig, wie *seine* Seele in die Gestalt des Greises überging, er fühlte, wie seine Augen denen des Alten gleich wurden und sich auf das Zifferblatt der Uhr richteten.

Er war festgebannt auf seinem steinernen Sitz, während der einer Helmspitze ähnliche Rabe unbeweglich auf seinem Kopf saß. Einen letzten verzweifelten Blick vermochte er noch auf den zu werfen, der ihm seine menschliche Erscheinung geraubt hatte, und der, nun endlich erlöst, so rasch wie möglich davoneilte. Er sah ihn – aber er hörte ihn nicht, denn mit dem zwölften Glockenschlag war, ebenso schnell, wie er sich erhoben, aller Lärm verstummt.

Wieder herrschte lautlose Stille auf der Plattform des Schlosses, eine Stille, die selbst die Stimme der Zeit verschlang. Unhörbar umkreiste der blanke Stahlzeiger, auf dem die Augen des Greises sich spiegelten, das Zifferblatt der Uhr, unablässig und mit leidenschaftlichem Interesse war das Auge des Alten darauf gerichtet.

Der Greis war allein zurückgeblieben ...

HERRN BERLINIS SELTSAME SACHEN

Karin Reddemann



Das Haus des Herrn Anton Berlini lag in einer kleinen Seitenstraße unweit des belebten Marktplatzes, und wäre es nicht seit gut dreihundert Jahren in Familienbesitz gewesen, so hätte man im Rathaus wohl längst schon in Erwägung gezogen, es abzureißen. Baufällig war es durch und durch, urig zwar, aber hässlich in seiner abstrusen Form und bei allem Wohlwollen für alte Gemäuer als wenig erhaltenswert einzustufen. Berlinis Haus war das letzte Gebäude vor dem schmalen, von Unkraut überwucherten Pfad hinunter zum See, und obgleich es abgeschieden lag, war die Adresse ein Begriff. Berlinis Kuriositätenladen hatte seinen Namen, ernstzunehmende Konkurrenz gab es weitläufig in der gesamten Umgebung nicht, und natürlich hätte man ihm großzügig ein passendes Haus im Geschäftsviertel als Ersatz für sein altes angeboten, das mit Einbruch der Dunkelheit vom Nebel schaurig eingekleidet wurde. Im Rathaus appellierte man an seine Vernunft. »Abends traut sich ja niemand mehr zu Ihnen hin, Herr Berlini, bedenken Sie doch, im Zentrum käme die Kundschaft auch noch um Mitternacht. Rein hypothetisch ... wenn Sie es denn so wünschen würden.«

Berlini winkte ab. »Das wünschten meine Ahnen nicht, das wünsche ich nicht. Ich bleib, wo ich bin.«

Berlini liebte sein Elternhaus, und da man ihn als unauffälligen, freundlichen Mann schätzte, eigentümlich zwar, aber stets offen für Höflichkeit, ließ man ihn künftig in Ruhe und wartete einfach ab. Nach Berlinis Tod würde man sich der Sache annehmen, direkte Erben und damit auch Ansprüche gab es keine. Berlini war ganz allein. Immer allein gewesen. Da war nur dieser Bastian. Der junge Sonderling zählte aber wohl nicht, er war irgendein Zugereister, der sich seit gut einem Jahr bei Berlini herumtrieb.

Man würde ihn seines Weges verweisen, wohin der auch führen mochte, nur raus aus der Stadt. Der Bursche war nicht recht normal, munkelte man, wenn man ihn sah, stets im bodenlangen Staubmantel mit monströsem Schlapphut, stets in Berlinis Begleitung, um die Einkäufe vom Wochenmarkt nach Hause zu tragen. Die beiden verständigten sich in einer Art Zeichensprache, die den misstrauischen Beobachtern nicht geheuer war. Sie hielten den schlaksigen, bleichen Kerl, der förmlich über Nacht wie aus dem Nichts in der Stadt aufgetaucht war, um fortan bei Berlini zu hausen, für bedenklich. Gar bedrohlich. Etwas wohlwollender vermuteten einige, er würde vielleicht an dieser Lichtempfindlichkeit leiden, die es geben sollte, immerhin trüge er auch bei sonnigstem Wetter Handschuhe. Taubstumm könnte er natürlich auch sein. Tragisch aber auch. Das Bedauern hielt sich freilich in Grenzen, sie beäugten ihn wie den unberechenbaren Feind vor den Mauern der Stadt, wie den schwarzen Mann, den niemand in seiner Nähe haben wollte.

Bastian selbst schien die Abneigung egal zu sein, einzig Berlini ärgerte sich. »Dumm sind die Leute. Alles, was seltsam ist, wollen sie nicht. Bist ein guter Junge, Bastian. Und genauso einsam wie ich.« Er klopfte ihm auf die Schulter, lachte: »Was rede ich? Wir haben uns.«

Bastian lachte mit. Es klang wie ein Gurren. Tatsächlich schien er zu verstehen, und er sprach auch, wenn sie allein waren. Er holte tief Luft, und dann formulierte er langsam eigentümliche Laute, begleitet von einem Zischen und Blubbern, das tief aus seiner Brust hochzusteigen schien. Manchmal, wenn er sich zu hastig, zu aufgeregt mitteilen wollte, verfiel er in einen hohen Singsang, schrill und recht laut, ein vibrierendes Schreien, das nicht für gewöhnliche Ohren gedacht war. Berlini hatte sich längst daran gewöhnt, er wusste, wer Bastian war, und das behielt er kompromisslos für sich. »Bist einmalig, Bastian«, sagte er, »dafür darfst du auch gern den einen oder anderen verspeisen. Ist nicht schade d'rum.«

Berlini war nicht mehr der Jüngste, ein eingeschworener Junggeselle, der bis zu Bastians Einzug seit Ewigkeiten schon zurückgezogen in seinem Haus lebte. Sein dürrer, hochgewachsener Freund hatte in der Dachkammer Tisch und Bett und hielt sich ansonsten hauptsächlich in Berlinis Geschäft auf, das die drei kleinen Räume im Erdgeschoss einnahm. Berlini war Sammler, Käufer und natürlich Anbieter allerlei seltenerer Sachen, die ihre eigenen wundersamen Geschichten hatten. Berlini kannte sie ausnahmslos, wis-

sen Teufel oder der Knabe, woher, zudem besaß er Talent darin, sie phantasievoll auszuschnücken. Nur schwer trennte er sich von etwas, aber es musste schließlich auch Geld in die Kasse kommen. Berlini war Händler genug, um diesbezüglich Einsicht zu zeigen, auch, wenn er wusste, dass eben genau das ausgefallene Schmuckstück oder abstruse Gemälde, dieser kunstvoll verzierte Dolch hinter Glas oder jene versiegelte Karaffe mit den goldenen Ornamenten nicht in Hände gelangen würden, die sie wirklich zu schätzen wüssten. Ausnahmslos Banausen, dachte er, wie wunderbar wäre es, all diese seltsamen Sachen behalten zu können. Aber die eine ... bleibt meine. Für immer.

Diese eine war Bastian. Auf ihn war er ganz zufällig unten am See gestoßen. Er hockte dort vor einem Jahr neben der Böschung auf dem durchweichten Gras, nagte an einem großen Knochen und sah ihn recht erstaunt an, als er ihn bemerkte. Er knurrte, wohl ängstlich, auch warnend, blickte aber freundlich. Berlini, wahrlich erschrocken von dem Bild, das sich ihm bot – da saß ein spindeldürrer langer Kerl mit grüner Haut, gekleidet in ein buntes unförmiges Gewand, und kaute auf rosigen Fetzen herum, die sich in seinen spitzen Zähnen verfangen – wich völlig irritiert und entsetzt zurück, stolperte, fiel nach hinten und dachte beim Sturz: Große Güte, es ist aus mit mir, der frisst mich. Und dann, völlig absurd: Hoffentlich breche ich mir nichts! Zugleich schüttelte es ihn. Berlini aß niemals Fleisch. Der Gedanke, Stücke von einem Tier zu verzehren, war ihm widerwärtig, zudem ekelte der Geruch ihn an. Dieser war besonders streng, da die Mahlzeit des grünen Wesens dort auf dem Boden roh und blutig war. Berlini würgte.

Er versuchte mühsam, sich wieder aufzurichten, war noch auf allen Vieren und starrte direkt in die gelben Augen der merkwürdigen Kreatur, die jetzt wimmernd vor ihm kauerte, ihn fragend ansah, den Kopf senkte und leise schnurrte. Wie eine Katze, dachte Berlini, und ließ es mit angehaltenem Atem zu, dass sie ihm die rechte Hand auf das Knie legte. Sie war knöchern, grün und feingliedrig mit gewölbten Krallen, sie lag dort ganz sanft und leicht auf seinem Knie, und behutsam fuhr Berlini mit seinen Fingern über die glatte Haut. Da war nichts Böses, das Berlini entdecken konnte, und eine eigentümliche Wärme überkam ihn, die er niemals hätte vernünftig erklären können. Er verspürte keine Angst, nur Vertrautheit mit doch so gänzlich Unbekanntem, und er kraulte den kalten Nacken und sagte: »Scht, ist ja gut, mein seltsamer Freund.« Dann erhob er sich vorsichtig,

um das Wesen nicht unnötig zu erschrecken, sah es noch einmal liebevoll an und sagte. »Wer du auch bist, du bist selten. So wundervoll seltsam.« Er kicherte und erntete erneut einen ungläubigen Blick. Berlini winkte erheitert ab. »Scht, ich tu dir nichts. Du mir wohl auch nicht. Dann lass ich dich jetzt mal weiterfressen. Oder aber ...« – einer plötzlichen Eingebung folgend, die so gar nicht seinem prinzipiell ausdrücklichen Wunsch nach immerwährend verschrobenem Alleinsein entsprach, lächelte er ihm aufmunternd zu – »... du kommst mit mir. Ich werde dich füttern. Und ich nenne dich Bastian. Als Kind hatte ich einen Kater, der so hieß. Er hasste mich. Er fraß rohes Fleisch. Ich liebte ihn, mag man es glauben oder nicht.«

Berlini spuckte in seine Handflächen und rieb sie aneinander als Zeichen seiner Zufriedenheit. Dann starrte er auf die Überreste von Bastians Mahlzeit. Ein wilder Haufen herausgerissener Eingeweide und zerbrochener Knochen, ein halb zerquetschter Kopf mit leeren Augenhöhlen ... die Hornbrille, Gummistiefel, rote Wolljacke. Bauer Horning ist das. Der Gustaf. So was. Der muss aber weg! Das muss hier weg! Bastian sprang auf, stieß einen gellenden Pfiff aus und sah ihn erwartungsvoll an. Berlini deutete auf den See. »Da rein, mein Junge. Alles.« Er bückte sich, griff mit spitzen Fingern nach der blutverschmierten Brille und warf sie in das Wasser. Nahm einen Stiefel, warf ihn hinterher. Sein Junge lernte schnell. Als sie in der Abenddämmerung gemeinsam Berlinis Haus erreichten, verschlang der See Hornings Herz. Das letzte Stück von ihm. Man suchte nach ihm, man fand ihn nie.

Den See, an dem Berlini Bastian getroffen hatte, mieden die Einheimischen im Regelfall, weil er das ganze Jahr hindurch in Nebelschwaden versank und offensichtlich kein bisschen Leben in sich hatte. Noch nie war dort ein Fisch gefangen worden, man hörte keine Frösche, keine Grillen, und die paar Vögel, die sich im Dickicht am Ufer oder im kahlen Geäst verirrten, blieben stumm und zogen rasch weiter. Es war ein unheimlicher Ort, der die jungen Leute zwar zu nächtlichen Mutproben (auch Schäferstündchen) lockte, aber die wenigsten gingen tatsächlich hin. Seit Jahrhunderten erzählte man sich, der See würde Menschen verschlucken und sie nie wieder ausspucken, man sagte, dass dort unterirdisch ein Strudel sei, ein tosendes, zerrendes Loch als Tor zur Welt der Anderen. Hässliche, gefräßige Kreaturen, durchaus mit Verstand und alter Kultur, gefährlich für die Unbekümmerten, die dem Wasser zu nahe kamen. Berlini, mit schwarzen Künsten

und dem Wissen der Möglichkeiten durchaus vertraut, hatte das schon als Knabe zweifellos geglaubt. Der See faszinierte ihn. Seine abendlichen Spaziergänge dorthin waren sein persönliches Abenteuer, es war da dieses großartig beklemmende Gefühl, das sein altes Herz packte und ihn frösteln ließ, wenn er näher kam und die Dunstschwaden mit dem Sonnenuntergang tanzten. Und nun das. Bastian. Muss wohl aus dem See kommen, dachte Berlini, Sachen gibt's. Seltsam aber auch.

Bastian schlich fortan täglich mit Beginn der frühen Morgenstunde in Berlinis Kuriositätenladen umher wie ein braves wachsames Haustier, wischte mit einem monströsen Staubwedel über die Regale, fegte in den Ecken und polierte geschliffene Gläser, nicht ohne die Eingangstür aus den Augen zu lassen, über der eine kunstvoll verzierte Messingglocke hing. Sie verriet, wenn Kundschaft kam, so war Berlini immer schnell genug zur Stelle, sodass Bastian im Hintergrund verschwinden konnte. Zwar trug er Hemd und Hose und auch tagsüber den monströsen Schlapphut, der sein Gesicht zur Hälfte verdeckte – Berlini puderte es jeden Morgen kräftig, bis die grüne Haut kaum noch durchschimmerte –, aber sonderbar wirkte er eben trotzdem. Wenn Berlini nach ihm rief, weil er seine Hilfe brauchte – manchmal sollte er etwas holen, tragen oder einpacken, das verstand und schaffte Bastian durchaus –, streifte er rasch die Handschuhe über und hastete zu ihm und dem Kunden. Der guckte irritiert, sagte aber nichts und lächelte gequält.

Berlini passte auf Bastian mit Argusaugen auf. Es galt, strikt zu vermeiden, dass Bastian sich eigenmächtig eine zusätzliche Mahlzeit aussuchen könnte. Einmal monatlich gab es für ihn Menschenfleisch, das reichte für zwei, manchmal drei Tage, ansonsten musste er mit den Schlachtabfällen vorlieb nehmen, die der Metzger im Nachbarort, der Berlini nur namentlich kannte, ihm misstrauisch einpackte. »Soviel für einen Hund?« Berlini schüttelte den Kopf. »Es ist nicht nur ein Hund. Es sind die Hunde unten am See. Und sie sind immer hungrig.« Der Metzger kratzte sich am Kinn. »Hunde am See? Tatsächlich? Wilde Hunde? Warum füttern Sie die?«

»Weil sie sonst uns fressen.«

So ganz gelogen war das nicht, Berlini war sich sehr wohl bewusst, dass es wichtig war, Bastian satt zu halten. Hunger macht anders, dachte Berlini. Angewidert zog er mit seiner vollgestopften Tasche davon, es musste ja sein, er tat es für ihn, seinen seltsamen Freund, und doch: Es grauste ihn. Er

transportierte rohes schleimiges Gewürm, das in rosaroter Brühe schwamm. Welch ein schauriges Bild. Wie das stank!

Seinen monatlichen Menschen töten und schlachten durfte der Junge selbst, das war so gar nichts für Berlini, der sich schon beim ersten Schrei diskret in sein kleines Studierzimmer neben Bastians Dachkammer zurückzog. Berlini wählte die Opfer aber persönlich. Natürlich keine Kunden, das war oberstes Gebot. Er suchte dafür den stillgelegten Güterbahnhof auf, dort traf man auf die Vergessenen, die in ausrangierten kaputten Waggons hausten und ihre Namen nicht mehr kannten. Die immermüden Einzelgänger, die niemand vermissen würde, erkannte er sofort. Ihre Augen flackerten nur leicht, wenn man sie unverhofft ansah, die Rücken waren krumm, die Haut schmutziggrau, die Hände stets in den ausgebeulten Hosentaschen versteckt. Berlini bewies Geschick. In den vergangenen zwölf Monaten hatte keiner der von ihm Angesprochenen seine Einladung abgeschlagen, doch mitzukommen für einen Mantel, ein paar Schuhe, eine Mütze. Höflich, mit flüsternder Stimme hatte er sich stets gleich vorgestellt. »Sie erlauben, der Herr? Anton Berlini. Ich habe eine bescheidene Kleiderkammer hinten in meinem Geschäft am Karawankenweg. Altes, aber tadelloses Zeug, das ich nicht an die feinen Herrschaften verkaufen kann. Ich geb es her, dazu einen Teller Suppe und einen Schnaps. Das können Sie wohl gebrauchen! Nichts will ich dafür, nur Ihren freundlichen Dank und etwas Segen von oben!«

Nichts von beidem erhielt Berlini. Nur eine fürchterliche Übelkeit. Das erste Mal hatte er tatsächlich zugeesehen und sich fest geschworen: Nie, nie wieder. Kaum hatte sein fremder Begleiter, meist scheu im Wesen und nervös in der Erwartung, die flache Stiege hinunter in den Laden genommen, sprang Bastian hinter der Tür hervor, packte ihn von hinten und riss ihm mit seinen spitzen Krallen die Kehle auf. Noch während sein Blut in einem Strahl hervorschoss und ihm klar wurde, dass nichts mehr zu tun sei, außer vielleicht an ein kurzes Gebet zu denken, zerfetzte Bastian den Brustkorb und biss große Stücke heraus. Dem immer noch ungnädig Lebenden quollen die Augäpfel aus dem Kopf, und Bastian griff hinein, zog sie heraus und steckte sie sich ins Maul, um sie zu lutschen. Zuviel für Berlini. Selbst der Eintopf schmeckte ihm an diesem Abend nicht. Kohl und Kartoffeln. Knoblauch. Nur eine Spur.

Wer Berlinis Laden betrat, war meist auf der Suche nach einem besonderen Dekorationsstück oder nach einem originellen Geschenk, wollte viel-

leicht auch nur einmal stöbern oder Berlini selbst etwas zeigen und anbieten, das der im positiven Fall zu schätzen wüsste und zu einem guten Preis weiterverkaufen könnte. Berlinis Kunden waren im Regelfall gut betucht und zögerten nicht lange, wenn ihnen etwas gefiel. Insgeheim schüttelte Berlini des öfteren den Kopf. Er hatte wahrlich feine Sachen, aber darunter war auch nutzloser, normaler Kram, den er mit der Zeit trotzdem los wurde. Was die Leute so alles gebrauchen können, dachte er, studierte die Gesichter, oft blasiert, gelangweilt, uninteressant im Regelfall, und zauberte sich eher nebensächlich ein begeistertes Lächeln auf die Lippen: »Welch ausgefallener, erlesener Geschmack, werter Herr, wertete Dame.«



Es geschah am späten Nachmittag vor dem großen Sommerfest, das alljährlich in der pompös ausgebauten Scheune des Landwirts Johann Meierkamp stattfand, eine Tradition, die keine speziellen Wurzeln hatte, man feierte gern, damit war es genug. Meierkamp war ein wohlhabender Mann, vermutlich der reichste in der Gegend, und Berlini hatte nichts Grundsätzliches an ihm auszusetzen, war er doch ein großzügiger und stets freundlicher Mann, der ihn auf dezente Art erheiterte, wenn er sich schnaufend die fünf Stufen hinunter in den Laden wuchtete, sich kopfschüttelnd auf den Lehnstuhl gleich neben der Treppe setzte und sagte: »Ach, mein guter Berlini, wenn Sie wüssten.«

Berlinis Einsatz folgte umgehend: »Ach, verehrter Herr Meierkamp, was ich so alles weiß!«

Beide nickten. Lächelten, begrüßten sich per Handschlag. Bastian, aufmerksam im Hintergrund, zog die Handschuhe über und brachte die bauchige Flasche mit dem dickflüssigen Likör. Berlini zeigte drei Finger, Bastian juchzte laut, kehlig und knurrend, was Meierkamp nicht weiter mit der Wimper zucken ließ – Berlini hatte ihm gesagt, der Junge hätte keine Zunge –, und holte die Gläser. Er mochte den süßen Likör.

Es lief stets gleich ab, es war ein Ritual, das zwei-, dreimal im Monat exakt so stattfand. Meierkamp war dick, boshaft betrachtet war er unappetitlich fett, und er wedelte ständig mit einem Taschentuch herum, mit dem er sich den Schweiß von der Stirn tupfte. Er war ein feiner Kerl, der gern zum Plaudern kam, wobei er oft auch anschließend das eine oder andere Stück

kaufte. Er schätzte die seltene Ware, wie er auch Berlini als jahrelangen lieben Freund schätzte, der gemeinsam mit ihm alt geworden war.

Am Tag des Sommerfestes betrat Meierkamp, stattlich gekleidet für sein Fest, Berlinis Laden und zwinkerte ihm schelmisch zu: »Ach, mein guter Berlini, wenn Sie wüssten!«

Berlini sagte: »Ach, verehrter Herr Meierkamp, was ich so alles weiß!« Meierkamp holte tief Luft, noch einmal, räusperte sich, setzte sich, atmete ein drittes Mal tief durch. »Was Sie nicht wissen ...« Er strahlte über sein ganzes rundes Gesicht, »... ich habe einen Ring gefunden. Am Weiher lag er im Gras, direkt unter der Linde. Einen ganz und gar eigentümlichen Ring. Den muss ich Ihnen zeigen, Herr Berlini. Sowas haben Sie noch nicht gesehen.«

Er zog einen kleinen Samtbeutel aus seiner Jackentasche, knüpfte das Band auf und fingerte einen breiten, mit einem schwarzweiß gesprenkelten großen Stein und zahlreichen winzigen Rubinen und Saphiren besetzten Ring hervor, den er Berlini andächtig in die geöffnete Hand legte. Berlini sah genau hin. Er erstarrte. »Schauen Sie nur. Auf der Innenseite sind noch merkwürdige Schriftzeichen. Wie alt der wohl ist? Wie kostbar nur? Oh, Berlini, wer mag ihn getragen haben?«

Das wusste Berlini nur zu genau. Er wurde bleich und bleicher, während er ihn betrachtete, zum ersten Mal in seinem Leben war es wahrhaftig das Original, er kannte den Ring nur von längst vergilbten Zeichnungen. Berlini fror, gleichzeitig schien seine Hand zu glühen. Seine Unterlippe zitterte, als er sprach: »Bringen Sie ihn zurück, Meierkamp. In dem Ring steckt das Böse.«

»Zurückbringen? Unsinn. Was faseln Sie denn da?« Meierkamp war empört. Gleichzeitig enttäuscht. Er hatte eine andere Reaktion erwartet. Begeisterung. Fassungslosigkeit. Bewunderung. Neid. Oh doch, Neid auf ihn, der solch seltsames, einmaliges Juwel gefunden hatte, wohl bereit, ihn eventuell an Berlini zu verkaufen. Eventuell auch nicht. Vorerst fühlte Meierkamp sich gekränkt. Freilich auch verstört. »Warum das Böse? Wie kann das in dem Ring stecken? Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Berlini?«

Berlini fixierte den Ring immer noch, dann hielt er ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, raunte Unverständliches, murmelte, ohne aufzusehen: »Mitnichten, Teuerster, mitnichten.« Und während er fast fiebrig darüber sinnierte, wie er so vernünftig wie möglich dem störrischen Landwirt

Johann Meierkamp beibringen könnte, sich umgehend von diesem Ring zu trennen, verspürte er den sehnsuchtsvollen Wunsch, ihn selbst zu besitzen. Es war, als würde jemand mit einem Bohrer in sein Gehirn dringen, und bei jeder Drehung, so schmerzhaft, so furchtbar, kam ein Hammerschlag hinzu, bummbummbumm, sei nicht dumm, nimm ihn dir! Seine Gedanken überschlugen sich. Wieder zurückbringen? Meierkamp. Unmöglich. Wie kann ich daran nur denken? Er soll mein sein, muss mein sein. Oh Himmel, er muss weg. Weg. Oh bitte nein. Mein. Mein. Mein? Hilf Hölle, was geht mir Wirres durch den Kopf?

Berlini kam es vor, als würde sein ganzer Körper taumeln, sein Kopf, seine Arme, sein Verstand. Er bemühte sich, klar zu sprechen.

»Lieber, guter Herr Meierkamp, so glauben Sie mir doch, ich kenne diesen Ring. Und Sie wollen nicht wissen, wem er gehört. Es ist unaussprechlich. Es ist grauenvoll. Wenn die falsche Person ihn besitzt, wird ihre Seele so finster wie die Alpträume, die uns begleiten. Sie wird ...« Berlinis Stimme klang heiser: »... sie wird zu einer anderen. Entstellt. Abartig. Böse. So böse. Böööse. Jaaa. Und doch ... der Ring. Dieser Ring ist wahrlich wunderschön. Magisch schön. So wunderwunderwunderschön.« Er blickte verklärt, seufzte, wisperte: »Mein Ring.«

Währenddessen wartete Bastian in einer Nische zwischen zwei mit alten Büchern und hölzernen Figuren bepackten Regalen ungeduldig darauf, gerufen zu werden, um die Flasche und drei Gläser zu bringen. Er betrachtete Meierkamp zum wiederholten Male mit einer gewissen Gier im Blick. Er musste sich zügeln, das wusste er, seinen Menschen würde er erst in einer Woche bekommen, und er durfte sich nur den nehmen, den sein Herr und Freund ihm brachte. Der roch dann nach dem Wasser, das sie zu dritt tranken, ein guter Geruch, der auch an Meierkamps Kleidung haftete. Wie saftig er aussah. So fett. So voll mit Fleisch und Speck. Laut wurde Meierkamp jetzt, schlug mit der Faust auf den Tisch, ganz rot war sein Gesicht. So wütend die Stimme. Wild war er. Ein wildes Tier. Bastian sabberte, wischte sich den Schleim vom Mund, horchte, lauerte.

»Ihr Ring? Sie sind ja nicht bei Sinnen, Berlini! Jetzt geben Sie den Ring wieder her! Es reicht mir! Genug mit dem unsäglichen Unfug! Ich werde ihn behalten! Sie bekommen ihn nicht von mir, egal, was Sie bieten!« Berlini wich zurück und umschloss den Ring mit seiner Hand, streckte Meierkamp die Faust entgegen. »Hier ist er! Hier bleibt er!«

Meierkamp sprang so hektisch und für seine Leibesfülle so flink vom Stuhl, dass dieser mit einem lauten Poltern umfiel. Er packte Berlini, schüttelte ihn und brüllte: »Sie sind ja verrückt! Komplett verrückt! Hilfe! Zu Hilfe! Hört mich denn niemand?«

Das reichte Bastian. Er sah Berlini bedroht, er musste etwas tun. Anfallen und zerfleischen durfte er den dicken kreischenden Mann nicht, das war ihm verboten, also griff er nach einer der schweren Holzfiguren auf dem Regal und schleuderte sie in Meierkamps Gesicht. Der schrie auf, wankte, fasste sich an die Nase – gebrochen, zerschmettert, ich muss hier raus! –, dachte er panisch –, dann an die Stirn. Die Haut war aufgeplatzt, er blutete. Scheinbar völlig unbeteiligt steckte sich Berlini den Ring an den Finger, sah Meierkamp kurz an und zuckte mit den Schultern. »Haben Sie sich selbst zuzuschreiben, mein Guter, was werden Sie auch hysterisch? Sie sind doch gemeingefährlich.«

Und während er sprach und auf Meierkamps Blut starrte, verspürte er diese ihm völlig unbekannte, abartige und zugleich so süße Lust darauf, daran zu schlecken. Es abzulecken. Auszusaugen. Alles. Er blickte auf den fetten Wüterich und stellte sich vor, seine Zähne in ihn hineinzuschlagen und sich triefende Brocken aus ihm herauszuholen, und er empfand weder Abscheu noch Mitleid. Er hatte nur Hunger. Vage erinnerte er sich, dass er nie, niemals Fleisch anrühren, schmecken, schlucken wollte, dass das so gar nicht zu ihm passte, hier zu stehen und zu gieren, im abstrusen Begriff, einen Menschen zu verspeisen. Der Ring. Das ist der Ring. Weh mir! Ich ...

Er wusste, er hätte ihn nur abstreifen, fortwerfen, vernichten müssen, aber tatsächlich hätte ihm jemand die Hand abhacken müssen, um ihn vielleicht, vielleicht nur wirklich begreifen zu lassen. Er stürzte sich auf Meierkamp, warf den angstvoll um sich schlagenden Mann zu Boden, registrierte in Sekundenschnelle, wie lang und dolchartig seine Fingernägel waren, zerfetzte Meierkamps Hals und riss ihm mit nie geahnter Kraft den Kehlkopf heraus. Er stopfte ihn sich in den Mund, und während er kaute, verfiel Bastian in ein ohrenbetäubendes schrilles Schreien und Glucksen, wie Kriegsgebrüll kam es Berlini vor, und er sah ihn an und sah, wie er lachte und sich drehte und sich über die wundersame Wandlung seines geliebten Herrn freute. Gemeinsam fraßen sie Meierkamp auf, Berlini steckte alles in sich hinein, wie im Rausch war er, und Bastian johlte und kreischte so enthusiastisch und laut, dass man es weit hinunter bis zum See hören konnte. So weit

und tief, dass seine Brüder den Nebel teilten und sich auf den Weg machten. Zu Berlinis Haus. In den Ort. Zur Scheune. Natürlich zur Scheune. Dort war Licht. Musik. Leben. Fressen.

Was weiter geschah, ist nur zu erahnen. Es war ein großes Fest. Es war eine seltsame Sache. Und das Haus des Kuriositätenhändlers Anton Berlini steht immer noch.

DAS STUNDENGLAS

Kenneth Goldman



»Du sagst, die Zeit vergeht? Oh, nein!
Ach, die Zeit steht still, *wir* vergehen!«

— *Henry Austin Dobson*

»Er schlägt! eins, zwei,
Drei, vier, fünf. Genug, genug,
Liebe Uhr,
Dein Puls hat genug geschlagen.«

— *Ben Jonson*

Howard nahm das Stundenglas vom Kaminsims, und während er es auf dem Tisch platzierte, sah er die Körner rieseln. Er hatte das Objekt – eine groteske Eieruhr, wie Camille sie einmal genannt hatte – von einem der Flohmärkte am Straßenrand für ein paar Groschen gekauft. Ja, sie war billig gewesen, und das Ding sah durch das Engelchen, das sich daran festkrallte, sogar noch billiger aus: ein goldener Amor mit einem Pfeil in der Hand. Aber es hatte durch seine Achterform etwas Sinnliches, und durch die erotische Symmetrie, mit der sich der Inhalt verschob, auch etwas Weibliches. Schön, wirklich. Und irgendwie auch ein wenig traurig. Denn wenn man drüber nachdachte war das Vergehen der Zeit doch immer ein wenig traurig.

Howard erinnerte sich an den Satz eines weisen Mannes, der einst gesagt hatte, dass das einzig Konstante im Leben der Wechsel sei. So wie dieser fließende Sand hatte auch die Zeit einige erhebliche Veränderungen an

Camille vorgenommen. Ähnlich wie im Aufmacher dieser schmierigen Soap – ›Days of Our Lives‹ – eine Serie, von der Camille keine einzige Folge verpasste, so waren auch Howard Jamisons Tage wie der Sand, der durch das Stundenglas rinnt. Er beobachtete jedes einzelne Sandkorn, wie es von oben nach unten rieselte, so wie er in jenen Tagen Camilles Leben durch seine Finger rinnen sah.

Früher war es einfach, sich zu verlieben. Die elektrisch aufgeladenen Hormone eines jungen Mannes überwältigten in dem Augenblick seine Vernunft, als er bemerkte, wie hübsch der Hintern einer goldhaarigen Studentin des *Rudgers* ihren an der Haut schabenden Mini ausfüllte. Bei Howard benötigte dieses kochend heiße Gefühl etwa 13 Minuten, vom ersten »Hallo« in einem gehobenen Manhattaner Pub angefangen, was in etwa der Zeit entsprach, die Camille Dorsey brauchte, um ihren Merlot auszutrinken und ihm ein 100 Watt-Lächeln zu schenken. Durch die einfache Berührung ihrer Hand fing sein Herz zu klopfen an, fühlte er die Muskeln in seinen Lenden pochen. Wenn sie es erlaubt hätte, hätte er die junge Frau gleich hier auf der Theke genommen, die Bierkrüge und Weingläser einfach hinweg gefegt. Aber es hatte ungefähr vier Wochen gedauert, bis die Beiden ihr Geschäft offiziell besiegelten, mit atemlosen Versprechungen, die sie zwischen Howards Bettlaken hervorstöhnten.

»Oh Gott, Camille, ich werde dich immer lieben!« Seine Worte sprudelten einfach so aus ihm heraus, ohne sein Gehirn zu beachten. Das war eine völlig neue Erfahrung, die der junge Buchhalter machte, dessen übliche Gedanken es erforderten, mit mathematischer Präzision vorzugehen. Die Antwort klang wie Musik in den Ohren eines jeden verliebten jungen Mannes: »Ja ... oh ja ...«

Schön und traurig, diese Erinnerungen. Vielleicht steckte hinter jeder Schönheit im Grunde Traurigkeit. Howard betrachtete das Stundenglas und phantasierte von diesen Goldenen Zeiten.

Camille trägt die Uniform ihrer Konfessionsschule, eine jener kiltartigen Röcke für katholische Mädchen, eine strahlend weiße Bluse und grüne Kniestrümpfe. Aber der Rock ist ganz nach oben gerutscht, so dass man ihr sehr weißes Höschen sehen kann. Howard tastet nach dem warmen Ort darunter. Camille protestiert, natürlich, aber ihrem Einwand fehlt der Ernst, und er dauert auch nur kurz. Er bemerkt die Feuchtigkeit im Stoff und genießt den

schwachen und wunderbaren Hauch der Weiblichkeit, noch bevor er mit ihr zusammen sein kann.

Diese Erinnerungen kamen ohne sein Zutun. Als Heranwachsende hatte Camille die *Our Sisters Of Mercy*-Schule besucht. Die meisten Jungs erachteten den grünkarierten Rock und die eintönigen Kniestrümpfe als wenig schmeichelhaft und hässlich, aber nicht so Howard. Während seiner ganzen Zeit als Erwachsener wünschte er, Camille trüge nur diese katholische Mädchenuniform und nicht die Kleider von *Victoria's Secret*. Und während einer ganz besonderen Nacht war Camille genau in dieses Outfit geschlüpft, das seine Fantasie so anheizte. Die Uniform passte perfekt, und, genauso wie er es sich in seinen erotischen Träumereien vorstellte, hatte ein weißes Baumwollhöschen Camilles übliche seidene Unterwäsche ersetzt. Sie protestierte kichernd, wie es jedes gute junge katholische Mädchen tun würde, als Howard heftig an ihr herumfummelte, obwohl die Frau, die diese Uniform an diesem Abend trug, bereits seit sieben Jahren nicht mehr der *Sisters Of Mercy* angehörte.

Danach scherzten sie: »Was würde Jesus sagen?«

»Ich glaube, der Mann würde mir alle Fünfe geben«, sagte Howard.

»Schwester Agnes würde dir höchstwahrscheinlich die Leviten lesen.«

Sie lachten beide. Bald darauf heirateten sie. Zack, Celine Dion singt die Schlussnummer, der Abspann rollt durchs Bild. Ende. Es wird Zeit, das Kino zu verlassen, uns allen ist warm und wohlig zumute. Aber nicht ganz. Das wirkliche Ende kam ein paar Jahre später.



Die Sandkörner rieselten innerhalb ihrer doppelten Sphäre, die meisten von ihnen hatten den oberen Teil bereits verlassen. Howard saß wie versteinert da, erinnerte sich daran, wie seine Liebe zu Camille irgendwie verdampfte. Oder vielleicht sickerte sie lediglich durch das Stundenglas der Zeit, um sich in etwas Anderes zu verwandeln, zu feinem Staub, der leicht davon geweht wurde.

Ja, ihre Liebe wurde zu etwas Anderem. Aber zu was?

Während die Sandkörner unter Amors Bogen hinweg glitten, erinnerte sich Howard an die weniger goldenen Zeiten.

Howard fesselt seine Frau an ihr gemeinsames Bett und fährt mit der Glut einer brennenden Zigarre über ihr nacktes Fleisch. Sie schreit, während er lacht, den Havanna-Stumpfen unter ihre Kehle schiebt. Wie aus dem Nichts hält er plötzlich eine Stange Sprengstoff in der Hand, die zischt und brodelt wie ein Kracher am 4. Juli. Den also rammt er ihr in den Mund und wartet, bis ihr Kopf explodiert und den Himmel mit karminrotem Glibber überzieht. Er gestaltet seinen persönlichen Unabhängigkeitstag, den persönlichen Zahltag seiner Fantasie.

»Verlogene Hure! Missratene, verdorbene Fotzel!«

»Dreckiger Bastard! Fick eine andere Sekretärin!«

Das Verkohlen von Camilles Fleisch blieb nur eine Illusion. Aber die anklagenden Worte, die waren sehr real. Mit der köstlichen Ironie, dass ihre jeweiligen Anwälte es sowohl amüsant als auch profitabel fanden, dass einige Verunglimpfungen, mit denen das Paar hantierte, sich als zu ungenau erwiesen, um sie irgendwie vor Gericht verwenden zu können.

Zeit. Diese berühmte Spenderin, hatte zurückgefordert, was an Liebe einst zwischen ihnen existierte. Hinter seinem polierten Mahagonitisch führte Martin Shengold von der Anwaltskanzlei Matkoff & Shengold einen Kalender über die Laufzeit ihres gemeinsamen Elends.

»Unüberbrückbare Differenzen. Das ist eine allgemeine Standard-Beschreibung, Mr. Jamison, juristisch, wenn Sie so wollen«, sagte der Anwalt neben der ausdruckslosen Camille. Howard hätte schwören können, er sah Blut von seinen Zähnen tropfen. »Nichtgewähr von Zuneigung würde auch genügen, aber das klingt ein bisschen hart, würden Sie dem nicht zustimmen?«

Bei hundertfünfzig Dollar die Stunde stimmte Howard zu, schweigend nickte er wie ein Idiot. Er würde auch dem Vorschlag zugestimmt haben, dass er mit seinen Hoden vom Deckenventilator schaukeln soll.

»Wie viel werden mich diese unüberbrückbaren Differenzen kosten, Mr. Shengold?«

Der Anwalt schenkte ihm ein Lächeln, kritzelte einen Betrag auf seinen Notizblock und schnippte das Papier über den Tisch. Irgendwie gelang es Howard, nicht laut zu aufzulachen.

»Sie fühlen sich jetzt, als hätten sie ein, zwei lebenswichtige Organe durch diese Forderung verloren?«

Diesmal lächelte Camilles Anwalt nicht. »Es ist eine faire Sache, Mr. Jamison. Ich meine, in Anbetracht der Umstände.«

Howard wandte sich an seinen Anwalt. Michael Broder bot ihm jedoch kein Wort des Trostes.

»Die Gerichte entscheiden in der Regel zugunsten der Frau«, sagte er zu Howard. »So funktioniert das System. Wir können natürlich einfach gehen, aber so liegen die Dinge nun mal. Auch später werden wir wahrscheinlich kein anderes Ergebnis erzielen. Die Bedingungen Ihrer Frau sind nicht unüblich. Es könnte schlimmer sein.«

»Richtig, sie hätte fragen können, ob man aus meinen Eiern nicht Ohringe machen sollte.«

»Du kannst den Hund behalten«, fügte Camille hinzu. »Falls dich Emma besuchen kommt. Sie liebt den kleinen *Biber*, das weißt du.« Sie lächelte breit und sagte zu Shengold: »Unsere Emma ist einfach ganz verrückt nach diesem Justin Bieber.«

Die beiden Anwälte lächelten. Das hätte ein schönes Rockwell-Gemälde abgegeben, wenn der späte Künstler sich dazu aufgerafft hätte, menschliche Schlangen zu malen.

Howard hasste den Hund, einen widerlichen Modepudel, der ihn die ganze Zeit anbellte. Mehr als einmal hatte der kleine Scheißer in seinen Schuh gepisst. Camille hasste die niederträchtige Töle ebenfalls. Ein weiterer Sieg für sie. Aber Howard hatte keine Kraft mehr für einen Kampf. An einem grauen Dezembermorgen würden sich zehn Jahre Ehe durch ein paar Striche mit einem Kugelschreiber in Luft auflösen. Das Haus, das Auto, ja sogar das Sorgerecht für sein eigenes Kind – puh! – das alles würde von jetzt auf nachher verschwunden sein, wie diese Sandkörner, die durch diese billige Sanduhr glitten. Amors goldener Pfeil mochten sie einmal ins Mark getroffen haben, aber Howard wusste, dass seine lang anhaltende Wirkung zwei funktionsgestörte Herzen über diesem polierten Mahagonitisch ausbluten ließ.

»Ich will mein Stundenglas«, sagte er, nicht einmal sicher, dass er überhaupt wusste, warum er darauf bestand. Er spürte, wie sich eine große Grube geöffnet hatte, schluckte alles, was man ihm sagte, und nun brauchte er etwas – irgendetwas – von dem er behaupten konnte: »Ja, das gehört noch immer mir!«

Es bestand natürlich die Möglichkeit, dass Camille ihm nicht einmal die Uhr lassen wollte, einfach nur deshalb, weil sie es konnte, aber wie sich herausstellte, hatte sie keine Einwände. Sie beugte sich zu ihm herüber und flüsterte so leise, dass nur er es hören konnte: »Sie gehört dir. Wenn du das Ding nämlich nicht genommen hättest, wäre es im Müll gelandet.«

Howard hätte es abgestritten, wenn ihn jemand gefragt hätte, aber in diesem Augenblick wurde ihm klar, warum er dieses verdammte Stück liebte.

Er liebte es, weil Camille es hasste.

Er stand auf, sah zu Camille und Shengold. »Wegen dieser Papiere ... ich sende sie umgehend an Sie zurück, okay? Fuck you very much.«

Und er ging.



Die Sandkörner rieselten jetzt schneller durch das Glas, und war das nicht irgendwie poetisch? Je weniger Zeit blieb, desto schneller schlüpften die Körner durch die schmale Öffnung. Der untere Teil war nun fast voll, aber es blieb noch Zeit für eine letzte Erinnerung.

Das Telefongespräch ...

Was hatte ihn da zu dieser Unzeit um 2:37 geweckt? Er erinnerte sich aus irgendeinem Grunde sehr genau.

»Ist dort Howard Jamison?«

»Mit ... mit wem spreche ich?«

Der Anrufer ignorierte seine Frage.

»Ihre Frau ist Mrs. Camille Jamison?«

»Meine Ex-Frau. Oder so gut wie. Wir leben getrennt. Sie und meine Tochter sind bei ihrer Schwester in Glenn Echoes. Was ist denn eigentlich los?«

»Mr. Jamison, mein Name ist Officer John Trandy. Ich fürchte, es gab einen Unfall mit ihrer ... mit Camilla Jamison.«

Der Rest verschwamm zu einem unscharfen Polizisten-Kauderwelsch, aber jene Details, die Howard aufschnappte, rüttelten ihn wach.

»Verkehrsunfall auf der Interstate ... ihre Frau ... so leid ... bitte Sie, zum Count General zu kommen, um ihre Überreste zu identifizieren ...«

Die Frau, die da auf der Liege der Leichenhalle lag, war eindeutig Camille. Offenbar hatte sie getrunken, kam vom Moxie's, einer angesagten Bar für Betrüger und frisch Geschiedene. Ihr Honda war auf die Gegenfahrbahn der Interstate geraten und vor einen Sattelschlepper mit Jersey-Produkten geschleudert, dessen Fahrer erschüttert lauter unnötige Entschuldigungen von sich gab. Camille hatte nie eine Chance gehabt. Ein Blick in ihr zerstörtes Gesicht erzählte die ganze Geschichte. Für einen schrecklichen Augenblick dachte Howard an eine überreife Tomate, die aufgeplatzt war.

Tiefe Scham erfüllte seine Gedanken. Unter Howards letzten Fantasien befand sich eine, die mit dem Durchtrennen der Bremsleitung an ihrem Honda zu tun hatte. Stinksauer, wie er war, hätte er es vor ein paar Wochen während seiner eigenen Besäufnisse fast getan. Aber er hatte an Emma denken müssen und entschieden, dass vielleicht nur der Alkohol sein Denken beeinflusste. Dennoch hätte Howard schwören können, dass dieser beschissene *Biber* ihn in dieser Nacht komisch ansah, als wüsste er etwas, und der Köter brachte Stunden damit zu, seinen Unmut durch permanentes Knurren zu äußern. Howard sperrte ihn die ganze Nacht über im Badezimmer ein, um zu vermeiden, ihn ansehen zu müssen.

Camillas unvorhergesehener Tod brachte eine Vielzahl von Entscheidungen mit sich, die getroffen werden mussten. Da die Scheidungspapiere noch nicht unterzeichnet worden waren und er also rechtlich noch ihr Ehemann war, fielen ihm diese Entscheidungen zu. Howard entschloss sich für eine kleine Begräbnisfeier. Familienmitglieder, einige Freunde, eine etwas gezwungene Laudatio.

»Sie war meine Frau, die Mutter meines Kindes. Ich liebte sie. Ich werde sie vermissen.« Kurz. Einfach. Und mit Ausnahme des Frau-und-Mutter-Teils im wesentlichen Schwachsinn. Mit einem Anruf im Krematorium und der Auswahl einer verzierten Urne – das marmeladefarbene Model ›Goldener Sonnenuntergang‹ – war es vorbei.

Aber nicht ganz.

Howard wollte dabei sein, und er war darauf bedacht, das letzte Kleid auszuwählen, das Camille je tragen würde. Aufgefordert, alles zu entfernen, das nicht brennbar war, bemerkte er, dass sie ihren Ehering abgenommen hatte, obwohl er seinen noch trug, weil es ihm nie in den Sinn gekommen war, ihn abzunehmen. Er entfernte eine Halskette, die ihrer Großmutter gehört hatte und packte sie in eine Plastiktüte, in der bereits ihre anderen Ju-

welen steckten, um sie später ihrer Schwester zu geben. Keine dieser fürsorglichen Handlungen verringerte den intensiven Blick, den Howard von diesem kahlköpfigen Mann an der Einäscherungskammer erhielt, der die Show zu starten hatte.

»Sind Sie sicher, dass sie das so wollen?«, fragte er, Camilles Bluse für ihre 1800-Grad-Reise in das nächste Leben gerade rückend. »In der Regel bekleiden wir sie nicht – vor allem nicht so.«

»Es ist etwas Persönliches zwischen meiner Frau und mir«, erklärte ihm Howard und entschied, dass es wohl geschmacklos sein würde, den Leichenbestatter zu fragen, ob er ihr lieber noch das weiße Höschen anziehen sollte, das er bei ihm zurückgelassen hatte. Der Kahlkopf wischte sich die Stirn und warf einen letzten Blick auf die junge Frau in ihrer katholischen Mädchenuniform. Er sah aus, als würde er ein Lächeln unterdrücken müssen, bedeckte aber seinen Mund, bevor es zu sehen war. Ja, er wusste über das Höschen Bescheid, dachte Howard. Er gab dem Mann die goldene Urne und blieb, um Camilles Pinien-Sarg in den Flammentunnel gleiten zu sehen.

Der Rest war Routine: ein Anruf von Edwin Fleuhr vom Krematorium, dass er die Urne mit Camilles Asche jetzt abholen kommen könne, die üblichen Sympathiebekundungen des Leichenbestatters mitsamt des Kommentars über die geschmackvolle Wahl der Urne, die er für die sterblichen Überreste seiner Frau getroffen hatte, dann nach Hause, um die Urne auf seinem Kaminsims zur Begutachtung für Freunde und die Familie zu stellen. Howard konnte einem Blick in die Urne nicht widerstehen. Ihr Inhalt war sorgfältig zu feinkörnigen Puder gesiebt worden, und wie der Behälter, der dieses Puder enthielt, war auch Camilles Asche so golden wie die Sonne, bis auf ein paar grüne Flecken, die wohl die Überreste ihrer *Sisters Of Mercy*-Uniform waren.

»Wunderbar«, hörte er sich laut sagen. Es schien ihm eine Schande zu sein, ihre Asche in einem Container zu verstecken, wo er sie nicht jederzeit sehen konnte. Er sah auch nicht ein, warum er sollte.



Biber war erneut in seiner Knurr-Phase. Seine Blick wanderte von Howard zur Sanduhr und zurück. Sein Knurren wurde tiefer. Die Körner waren aus dem oberen Teil des Glases gelaufen, ein Rest der pulvri-

gen Substanz hing an der Gefäßwand fest. Die Zeit war gekommen, das Ding umzudrehen, um den Prozess von vorne beginnen zu lassen. Howard drehte das Stundenglas. Der geflügelte Amor sollte die Bewegung eigentlich mitmachen, aber der dumme Engel umarmte das Glas und blieb verkehrt herum hängen. Vielleicht hatte dieses Bild eines Amors mit seinem Bogen, der auf lächerliche Weise vom Stundenglas hing wie ein verwundeter Vogel, eine tiefere Bedeutung. Die Bedeutung konnte nur darin liegen, wie Howard das Objekt betrachtete, das seine Frau so verachtete, wie genau er die goldene Asche beobachtete (mit grünen Flecken darin), die durch die dünne Öffnung des Stundenglases fiel.

Howard musste lächeln. Er konnte die fließenden Körner den ganzen Tag lang beobachten. Und vielleicht würde er genau das tun.

Biber hörte nicht mehr auf zu knurren.

HOLLOWBROOK

Sascha Dinse



Von draußen ist das Schlagen der Glocke zu hören. Ich sitze bereits an meinem Tisch und schaue den anderen zu, als sie in Scharen hineinströmen in den großen Saal. Jeder hat einen eigenen Platz, sonst würde all das hier nicht funktionieren. Es gibt Regeln, und das ist gut so.

Meine Gabel fehlt, sicher hat das einen Grund. Vielleicht brauche ich sie heute nicht. Jenny setzt sich mir gegenüber und betrachtet interessiert das blankpolierte Besteck. Vor ihr, so wie vor mir und allen anderen, steht ein Teller, auf dem eine metallene Abdeckhaube sitzt. Nicht nur, um das Essen warm zu halten, sondern auch, um Kontamination zu vermeiden. »Wie schaffen die das, keine Fingerabdrücke zu hinterlassen?«, fragt Jenny neugierig.

»Handschuhe«, antworte ich. »Sie tragen Handschuhe.«

»Ja, natürlich!« Jenny schlägt spielerisch die Hand vor den Kopf. »Darauf hätte ich kommen können.«

Als die Glockenschläge verhallt sind und die anderen Platz genommen haben, herrscht für einen Moment Stille im Saal. Dann, wie auf ein unausgesprochenes Kommando hin, greifen alle gleichzeitig nach den Abdeckhauben und enthüllen, was sich auf ihren Tellern verborgen hielt. Es ist Tradition, dass nicht jeder dasselbe Essen bekommt, sondern ein individuelles Menü. Auch das gehört zu den Regeln. Besteck klirrt, Worte schwellen zu einer ohrenbetäubenden Geräuschkulisse an, Gelächter brandet hier und da auf. Ich schaue nicht in die Gesichter der anderen, weil ich weiß, wie sie aussehen. Stattdessen betrachte ich ratlos das kleine Fläschchen, das auf dem makellosen Porzellan vor mir liegt. Eine dunkelgrüne Flüssigkeit befin-

det sich in der Phiole, sie ist mit einem Korken verschlossen. Von hinter mir legt jemand einen länglichen Gegenstand auf den Tisch, dorthin, wo normalerweise meine Gabel liegt. Die behandschuhte Hand zieht sich zurück, und ich senke den Blick. Ist das ... eine Spritze? Was soll ich damit?

»Sie wollen«, bringt Jenny kauend hervor, »dass du dir das injizierst, oder?« Sie grinst mich an. »Du musst ja eine ganz besondere Schneeflocke sein.«

Ich nicke langsam. Schneeflocke. Sicher. Dann greife ich nach der Spritze und ziehe die Plastikkappe von der Kanüle. Ich mag es nicht, Injektionen zu bekommen. Aber wenn sie es verlangen, muss es wichtig sein. Als ich das Fläschchen entkorke, steigt ein feiner grünlicher Nebel daraus empor. Vorsichtig ziehe ich die Spritze auf und stelle mich dabei nicht sonderlich geschickt an, bin aber erfolgreich. Das meiste der grünen Substanz befindet sich jetzt im Glaszylinder.

Ich schaue Jenny an. Sie zeigt mit ihrer Gabel auf meinen Arm und murmelt etwas. Ich verstehe sie nicht, nehme aber an, dass sie mir bedeuten will, es mir in die Armbeuge zu spritzen. Diese Idee widerstrebt mir. Nicht nur, dass ich kein Freund von Nadeln bin, ich habe auch überhaupt keine Ahnung, wie ich es schaffen soll, eine Vene zu treffen, ohne mich übel zu verletzen. Ich lege den linken Arm auf den Tisch, sodass meine Armbeuge frei liegt. Zitternd bewege ich die Nadel darauf zu.

»Lass mich das machen«, flüstert Jenny, die urplötzlich neben mir aufgetaucht ist. Ich zucke zusammen und schaffe es nur mit Mühe, die Nadel nicht in meiner Haut zu versenken.

»Du hast mich fast zu Tode erschreckt«, presse ich hervor. Sie lächelt und nimmt die Spritze aus meiner Hand. »Du weißt doch, dass ich sowas viel besser kann als du«, fährt sie fort. »Gib mal deinen Arm her, dann hast du es gleich hinter dir.« Jenny klopft mit drei Fingern mehrmals sanft auf meine Armbeuge. »Mach eine Faust, dann entspanne kurz«, sagt sie. Ich tue, wie mir geheißen. »Mach das ein paar Mal«, fordert Jenny. Irgendwann nickt sie. »Ja, so ist es gut. Das sollte reichen.« Ich schaue hinab und bin überrascht, dass sich unter meiner Haut eine Vene abzeichnet. Als ich daran denke, was gleich passieren wird, verfliegt meine Überraschung, an ihre Stelle tritt die Erwartung von Schmerz.

»Hey, sieh mal, Anderson sieht aus, als hätte er in der Latrine geschlafen«, kichert Jenny. Ich wende den Kopf und versuche, Anderson unter all den Menschen auszumachen. Ich sehe ihn nicht.

»Wo ist er?«, frage ich und schaue Jenny an.

Die hält eine leere Spritze hoch und grinst. »Keine Ahnung«, antwortet sie und zuckt die Schultern. »Aber Ablenkung hilft am besten gegen Schmerz.« Sie reicht mir ein Stück Stoff und deutet auf die winzige Einstichsstelle. »Und jetzt drück da drauf, damit es aufhört zu bluten.«



Etwa fünfzig Einwohner zählt die kleine Siedlung. Die allermeisten von ihnen sind wie ich auf der Suche nach Ruhe und Geborgenheit. Abgeschieden vom Rest der Welt ist diese Enklave der Einsamkeit genau der richtige Ort, um loszulassen. Als ich nach Hollowbrook kam, hoffte ich, vergessen zu können.

Jeder hier geht einem Tagwerk nach, manche zimmern, andere malen, ich schreibe. Nach meiner Ankunft war es, als hätte ich das Paradies gefunden, doch mit jedem Tag, der seither ins Land ging, fühlt es sich mehr danach an, als läge etwas in den Schatten auf der Lauer. Irgendetwas beobachtet mich, da bin ich sicher. Manchmal, wenn ich allein bin, höre ich ein Wispern, als flüsterte jemand in mein Ohr. Als ich Jenny davon erzählte, lachte sie nur und sagte, dass es die Einsamkeit sei, die mich Stimmen hören lässt. Jenny hat mir nie erzählt, warum sie hier ist, und ich habe nie gefragt. Vielleicht ist es besser so. Jede Erinnerung an unsere Leben zuvor könnte alte Wunden aufreißen, daher reden wir nicht über sowas.

Zwischen den Häuserreihen verlaufen Gässchen, gerade breit genug, damit zwei Personen einander passieren können, ohne zusammenzustoßen. Laternen, über jeder Tür angebracht, werfen ihren Schein von oben herab. Der Nachtwächter zieht draußen seine Runden, während alle anderen nach Einbruch der Dunkelheit in ihren Häusern bleiben. So ist es sicherer. Ich liege im Bett und habe die Augen geschlossen. Der Schlaf will nicht kommen, und so wälze mich von einer auf die andere Seite. Plötzlich knarrt eine Diele. Ich öffne die Augen und versuche, im Halbdunkel irgendetwas zu erkennen. Da steht jemand. Das fahle Mondlicht, das zum Fenster hereinfällt, reicht nicht bis zu der Gestalt. Mehr als eine dunkle Silhouette kann ich

nicht ausmachen. Ohne den Blick abzuwenden, greife ich nach rechts zur Laterne, halte sie vor mich und versuche, die Flamme zu entzünden. Die ersten beiden Male gelingt es nicht, erst beim dritten Versuch entflammt ein Funke das Licht. Ein Seufzer der Erleichterung entfährt mir, als ich erkenne, dass es nur ein Trugbild war. Niemand außer mir ist im Raum.

Ich stelle die Laterne auf den Nachttisch und drehe die Flamme auf ein Minimum. Der Schreck sitzt mir noch immer in den Gliedern, als ich die Bettdecke wieder über mich ziehe und mich umdrehe.

Ich höre das Geräusch von splitterndem Glas.

Das bleiche Gesicht der Frau, die neben mir liegt, ist übersät mit Narben. Eines ihrer Augen fehlt, die Lippen sind aufgeplatzt, und auch sonst lässt ihr Anblick keinen Zweifel daran, dass ihr etwas Furchtbares zugestoßen sein muss. »Wir warten«, haucht sie mir entgegen. »Wir warten auf dich.«

Ich diesem Augenblick wache ich auf, schweißgebadet und schreiend.



Als ich direkt hinter ihm stehe, atme ich einmal hörbar aus. Er fährt herum und starrt mich an. Noch bevor er ein Wort herausbringen kann, schlage ich ihm mit der Faust ins Gesicht, mit aller Wut und aller Kraft, die sich bis zu diesem Moment in mir aufgestaut haben. Er taumelt zurück, stolpert und stürzt. Ich werfe mich auf ihn, hämmere wieder und wieder meine Faust in sein Gesicht, bis es knackt und bricht, bis Haut und Knochen zersplittern. Schmerz schneidet in mein Fleisch, doch ich darf nicht aufhören. Er muss büßen, hier und jetzt. Erst als von seinem Gesicht nicht mehr übrig ist als das Antlitz einer zerschmetterten Statue, blutüberströmt und leblos, lasse ich ab von ihm.

Noch Minuten später betrachte ich mein Werk. Ich koste sie aus, diese wertvollen Momente, in denen aller Zorn, alle Schuld und alle Verzweiflung zurückgedrängt sind, als wären sie auf der anderen Seite eines Spiegels gefangen. Einzig das Pochen in der rechten Hand, das im Rhythmus meines Herzschlags wie Wellen durch meinen Körper rauscht, erinnert mich daran, warum ich hier bin.

Schritte hinter mir. Arme legen sich um mich und alle Last fällt von meinen Schultern. Einen Atemzug lang ist alles, wie es sein sollte.



Ich weiß nicht, wie lange ich falle. Oder wohin. Irgendwann pralle ich gegen etwas, dann erneut, doch es verlangsamt meinen Sturz nur wenig. Es fühlt sich an, als hätte das Fallen seinen Kurs geändert. Doch ich weiß, dass das Unsinn ist. Es gibt nur eine Richtung, nach unten.

Ich bin nicht imstande, Arme oder Beine zu bewegen, kann nichts weiter tun, als es geschehen zu lassen. Jeder einzelne Knochen in meinem Körper scheint geborsten, meine Muskeln sind kraftlos, als wäre ich nicht länger ein Mensch, sondern nur mehr eine Marionette, einem grausamen Gott zu dessen Erheiterung ausgeliefert. Doch jeder Sturz muss irgendwann ein Ende haben, nicht wahr?

Ein furchtbares Quietschen ertönt und lässt mich zusammenfahren. Der Ton schneidet in meinen Kopf, als wäre er eine Messerklinge. Dann schlage ich auf.

»Du weißt, dass wir nicht draußen sein sollten, oder?«, flüstert Jenny. Sie blickt sich gehetzt um.

»Beruhige dich, wir sind hier ganz allein«, gebe ich zurück und schaue sie an. »Außerdem warst du es, die vorgeschlagen hat, nachts hierher zu kommen.«

Jenny verdreht die Augen. »Ist ja schon gut. Ich habe nur Angst. Man erzählt sich, dass im Dunkeln unheimliche Gestalten durch die Gassen streifen.«

»Du meinst Gestalten wie uns, oder?«, antworte ich lächelnd.

Jenny kichert. »Ja, vielleicht.«

Vorsichtig schiebe ich den schweren Deckel beiseite, gerade weit genug, um hineinsehen zu können. Der Brunnenschacht ist stockfinster.

»Warum willst du unbedingt dort hinunter?«, fragt Jenny und klingt besorgt.

»Das habe ich dir doch erzählt. Ich habe davon geträumt«, erwidere ich. »Ich muss nachsehen, was da unten ist, das verstehst du doch, oder?«

Jenny nickt. »Sei vorsichtig, ja?«

»Natürlich«, erwidere ich. »Und du lass dich hier oben nicht von irgendwelchen Monstern fressen, in Ordnung?«

Sie wirft mir einen bösen Blick zu. »Falls mich irgendetwas frisst, werde ich dich bis in alle Ewigkeit in deinen Träumen heimsuchen«, gibt sie zurück.

Vorsichtig seile ich mich ab, während die Laterne an meinem Gürtel baumelt. Ihr Licht reicht kaum zwei Meter weit, doch es ist besser als nichts. Irgendwann erreiche in den Grund des Brunnens. Die Erde ist trocken. Hier ist schon lange kein Wasser mehr geflossen. Zu meiner Rechten befindet sich ein Gang, der in den Fels gehauen wurde. Ich werfe einen letzten Blick nach oben, von wo schwaches Mondlicht in den Schacht fällt.

Ich bin nicht soweit hinabgestiegen, um jetzt aufzugeben. Also los.



Als der Schmerz in meinen Muskeln nachlässt, schaffe ich es, mich vom Boden hoch zu stützen. Noch immer fühlt es sich an, als hätte mich gerade ein Blitz getroffen, und einmal mehr frage ich mich, warum ich immer noch am Leben bin. Mein Bein schmerzt höllisch, dennoch schleppe ich mich voran.

Was ist das für ein Ort? Ein Friedhof? Ich bin umgeben von Steinskulpturen, die vage an Menschen erinnern, doch ihre Gesichter sind alles andere als menschlich. Bei einigen hat es den Anschein, als würden sich ihre gefletschten Zähne und weit aufgerissenen Augen bewegen. Ich richte den Blick nach vorn, dorthin, wo wenige Augenblicke zuvor die gewaltige Figur erschien. Sie ist näher gekommen, ragt jetzt höher auf als jedes Haus, jeder Kirchturm. In der rechten Hand trägt sie etwas, das an eine Keule erinnert.

Ich rapple mich auf, wanke umher und schaue mich um. Die gesamte Ebene, so weit das Auge reicht, ist voll von diesen Skulpturen. Und ich bin sicher, sie alle starren mich an. Der Riese hält währenddessen weiter auf mich zu. Jedes Aufsetzen eines Fußes lässt den Boden beben. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie mich erreicht hat. Plötzlich ist da Stimmengewirr, überall um mich her. Die Gesichter der Skulpturen ringsherum verformen sich zu dämonischen Fratzen, und die Geräusche schwellen zu einem chaotischen Lärm an, der meine Ohren klingeln lässt.

»Schweigt!«, ruft eine kindliche Stimme. Der Lärm verebbt. Wenige Meter entfernt, direkt zwischen mir und dem Giganten, steht ein Mädchen. Es trägt ein rotes Kleid, vielmehr kann ich von hier aus nicht erkennen.

Vielleicht weiß es, was hier vorgeht. Ich humple langsam auf es zu, während die gewaltige Figur mittlerweile die Sonne verdunkelt hat. Ihr Schatten lässt mich frösteln.

»Wer bist du?«, rufe ich gegen das Donnern der schweren Schritte an. Das Mädchen hebt wortlos die Hand. Der Gigant macht einen letzten Schritt und kommt zum Stehen. Sie hingegen nähert sich mir, und ich sehe, dass ihr das Gehen schwerfällt. Es wirkt, als wären ihre Glieder verrenkt, ihre Knochen zerschmettert und neu arrangiert worden. Vielleicht hätte ich einfach weglaufen sollen. Die Augen der Skulpturen ringsumher, die vorher mich fixiert hielten, schauen nun zu ihr. Als sie nur noch wenige Meter entfernt ist, sehe ich, dass ihr Gesicht über und über von Narben bedeckt ist, so wie auch ihre Arme und Hände.

Dann steht sie vor mir. Ich zittere am ganzen Leib und habe Angst, wie ich sie nie vorher kannte. Das Mädchen betrachtet mich, sagt jedoch kein Wort.

»Er ist es«, flüstert sie schließlich. Mit einem Mal bricht das Gewitter aus tausenden Stimmen wieder los. Ein Sturm aus Worten, Rufen, Schreien will meinen Schädel sprengen. Auch in den Giganten kommt plötzlich Leben. Er hebt das, was ich für eine Keule hielt und ragt nun noch weiter in den Himmel auf. Jetzt erkenne ich, dass es eine Art Hammer zu sein scheint. Will er mich damit erschlagen? Wäre dieser Alptraum dann vorbei?

Meine Augen suchen das Mädchen, doch es ist verschwunden, und mit ihm sämtliche der Skulpturen. Ich stehe allein auf einer weiten Ebene, vor einem steinernen Monster, das jeden Augenblick einen Hammer auf mich niederkrachen lassen wird. Flucht erscheint sinnlos. Wohin sollte ich gehen, wo mich dieses Ding nicht erreichen kann? Nun gut, sei's drum. Ich schließe die Augen.

Einen Atemzug später werde ich von den Füßen gerissen, ein Grollen wie von einem Donnerschlag presst mir die Luft aus den Lungen. Der Boden unter mir gibt nach. Ich falle.



Meine Augen sind an ihn geheftet, als er sich durch das Fleisch presst, das alles umgibt. Ich folge ihm, nutze dieselbe Öffnung, die sich in wenigen Sekunden wieder schließen wird. Mit bloßen

Händen drücke ich feuchtwarmes Gewebe beiseite, schiebe mich hindurch und hoffe, unbemerkt zu bleiben. Ich sehe ihn einige Meter neben mir, unsere Wege verlaufen parallel. Manchmal bleibt er stehen, dann verharre auch ich für einen Augenblick. Währenddessen rast das Fleisch an uns vorüber, als wären wir kleine Felsen inmitten von Stromschnellen.

Dann geht er weiter, ich folge. Stundenlang geht das so. Ich muss geduldig sein, nur dann werde ich mein Ziel erreichen. Irgendwann muss er doch nach Hause gehen. Und dann habe ich ihn.



Ich darf nicht stehenbleiben. Meine Hände bluten stark, doch das ist egal. Ich halte sie vor mich wie einen Schild, während ich weiterlaufe. Immer wieder stolpere ich, stürze, rapple mich auf. Etwas schlingt sich um mein Bein, ein pulsierendes Tentakel irgendeines Wesens. Ich schlage darauf ein, bis es sich löst. Dann renne ich weiter.

Irgendwo hinter mir höre ich ein Knurren wie das eines Raubtiers, das meine Fährte aufgenommen hat. Nur langsam gewöhne ich mich an die Dunkelheit, doch nach einigen Minuten sehe ich besser und kann mein Tempo erhöhen. Rechts und links von mir huschen Schemen vorbei, manche sehen aus wie Menschen, andere wie schrecklich deformierte Gestalten. Wohin laufe ich? Ich weiß es nicht.

Plötzlich schrillt ein Ton durch die Finsternis, heulend, kreischend, quälend laut. Ich sinke zu Boden und presse die Hände auf die Ohren, doch es nutzt wenig. Das Geräusch lässt Blut aus meiner Nase schießen, mir wird schwindelig, aber ich darf nicht innehalten. Ich kämpfe mich hoch und stürme tiefer in die Dunkelheit. Welche Schrecken mir auch auf den Fersen sein mögen, ich werde alles tun, um ihnen zu enttrinnen.

Dann wieder dieses Knurren, näher als zuvor. Ich höre etwas, das Worte sein könnten, doch sie klingen, als kämen sie von weit her. Dann wirft mich etwas zu Boden, faucht und beißt und kratzt, bis ich es zu fassen bekomme. Im nächsten Augenblick bin ich umringt von Gestalten mit rotglühenden Augen, die sich langsam nähern. Dann schießt Schmerz durch meinen Körper, meine Adern fühlen sich an, als würde flüssiges Feuer durch sie fließen. Ich krieche ein Stück, bis zu einem Abhang. Dann geht alles ganz

schnell. Unten spüre ich, dass mein Bein verstaucht ist, und kann nicht mehr tun, als zu warten, bis sie mich finden.

Ein Blitz lässt den Himmel für einen Augenblick hell erstrahlen, und ich sehe den Umriss einer gewaltigen Figur, die am Horizont steht.



Das Geräusch meiner Schritte hallt lange nach. Es hat den Anschein, als läge eine große Halle vor mir. Das Gaslicht treibt die Dunkelheit nur mühsam vor sich her, es ist fast so, als müsste ich mich ihr regelrecht entgegenstemmen. Irgendwann bemerke ich, dass der Boden den Schein der Laterne zurückwirft. Ich bleibe stehen und schaue genauer hin. Fliesen. Was zum ...? Wo in aller Welt bin ich hier? Die Haare auf meinen Armen stellen sich auf, und zum ersten Mal seit langer, langer Zeit habe ich Angst. Nicht vor der Dunkelheit, sondern davor, was sich mir offenbaren könnte, ginge plötzlich das Licht an. Eine dunkle Ahnung kriecht meinen Rücken empor, als ich für einen Moment stehenbleibe und die Laterne nach rechts schwenke. Da, eine Zimmertür! Der Sehschlitz in Augenhöhe ist geöffnet. Zitternd trete ich näher. Ich halte die Laterne hoch, lasse ihr Licht durch den Spalt in den Raum fallen. Das Zimmer sieht unbewohnt aus, so, als wäre hier schon sehr lange niemand mehr gewesen. Ich gehe einige Meter weiter, zur nächsten Tür. Auch dieser Raum ist leer. Dann wende ich mich ab, gehe zur gegenüberliegenden Seite des breiten Korridors und finde dort ebenso Türen und leere Zimmer vor.

Irgendwann gebe ich es auf in jeden einzelnen Raum zu schauen, sondern gehe einfach geradeaus weiter. Dieser Flur kann nicht endlos lang sein, oder? Nach etlichen Minuten, in denen ich Dutzende, wenn nicht Hunderte weiterer Zimmer passiert habe, stehe ich vor einer gewaltigen Tür. Sie ist vollkommen schwarz, jegliches Licht der Laterne wird von ihr verschluckt. Doch da ist eine Klinke, silbrig glänzend. Ich greife danach und reiße im nächsten Moment schmerz erfüllt die Hand zurück. Blutige Einstiche, wie von Nadeln, zwingen mich, all meine Selbstbeherrschung aufzuwenden, um nicht laut zu schreien. Was für eine Teufelei ist das? Warum sollte jemand eine Türklinke mit so etwas ausstatten?

Und dann wird es mir klar. Ich muss ein Opfer bringen.

Erneut strecke ich die Hand aus und widerstehe dem Impuls, sie sofort wieder zurückzuziehen. Stattdessen greife ich zu, fest und entschlossen. Wieder bohren sich Nadelspitzen in mein Fleisch, einige durchstoßen gar die Handfläche. Blut quillt hervor, doch ich lasse nicht los. Vielleicht bekomme ich nie wieder die Gelegenheit, so tief hinabzusteigen. Mein Bewusstsein kennt nichts als Qual für einen endlosen Augenblick, doch ich muss das tun. Es gibt keinen anderen Weg. Mit einem Mal ist der Schmerz verflogen. Ich schaue hinab auf diesen Teil von mir, auf den Strom von Rot, der zu Boden tropft, und fühle nichts als Ruhe.

Die Tür schwingt auf, und von einem Augenblick zum anderen ist meine Hand wieder so, wie sie war, unversehrt. Ein großer Raum liegt vor mir. Spiegel an den Wänden zu beiden Seiten werfen das Licht der Laterne zurück, schwach, doch ausreichend um zu erkennen, dass es ein Speisesaal ist. Personen sitzen an den Tischen, jeder einzelne Platz ist besetzt. Niemand bewegt sich. Bis auf mein Atmen und das leise Zischen der Gasflamme ist es totenstill. Die Menschen, die dort sitzen, sind alle identisch gekleidet. Und sie sind alle tot. Erstarrt, als wären sie von einer Sekunde zur anderen einfach so gestorben, aufrecht sitzend, ins Nichts starrend.

Als ich näher herantrete, muss ich mich zusammenreißen, nicht einfach die Laterne fallenzulassen und schreiend die Flucht zu ergreifen. Ihre Gesichter! Sie ... sehen aus ... wie ich. Jeder von ihnen. Sie alle sind ich. Wie ist das möglich? Was zum Teufel geht hier vor? Plötzlich drehen die Toten die Köpfe, begleitet von einem trockenen Knirschen. Sie alle starren mich an.

Jetzt wäre ein guter Moment, um aufzuwachen. Aber ich fürchte, ich träume das nicht.

Von über mir vernehme ich ein Geräusch. Als ich nach oben schaue, kann ich einen Schrei nicht länger unterdrücken. Eine gewaltige Spinne mit schwarz glänzendem Körper ist gerade im Begriff, sich von der Decke hinabzulassen. Augenpaare, rotglühend wie Kohlen, starren mich an. Ich mache auf der Stelle kehrt und renne zum Ausgang zurück. Die Tür steht noch immer einen Spalt breit offen. Ich zwänge mich hindurch, und bete inständig, dass das Biest nicht schnell genug ist, mich zu erreichen. Wie von Sinnen haste ich durch den Korridor, über die spiegelnden Fliesen, bis ich völlig außer Atem das Ende des Ganges erreiche. Doch was ist das? Dort, wo vorher

ein Durchgang war, ist eine weitere Tür, ebenso schwarz wie die andere, die mich bereits Blut gekostet hat. Diese hier hat keine Klinke.

Von hinter mir höre ich animalisches Fauchen und das tackende Geräusch vieler Beine auf Fliesen. Ich fahre herum, muss mich der Bestie stellen, da es keinen anderen Ausweg gibt. In dem Augenblick, als blutrot funkelnde Augenpaare aus der Dunkelheit auftauchen, noch bevor ich reagieren kann, rauscht irgendetwas auf mich zu. Mein linker Arm wird getroffen. Sofort rast höllische Pein durch meinen Körper, als würde mit Skalpellen überall in die Haut geschnitten. Stacheldraht gleich zieht das messerscharfe Netz sich mit jeder Sekunde enger zusammen und zeichnet ein Muster aus dunkelroten Fäden. Panisch versuche ich es abzustreifen, schneide mir dabei in die Finger, doch irgendwie schaffe ich es. Als ich den Kopf hebe, starrt mich das vieläugige Monstrum an, hat zwei seiner klauenbewehrten Vorderbeine erhoben und lässt keinen Zweifel daran, dass es mich im nächsten Augenblick damit zerhacken wird.

»Pssst, hier rüber«, raunt es von rechts. Ich drehe den Kopf. Eine der Zimmertüren ist ein Stück weit geöffnet, Jenny steht darin und winkt mich heran. Ich bin zu perplex, um darüber nachzudenken, was in Gottes Namen sie hier unten zu suchen hat, sondern sprinte so schnell ich kann in den Raum. Jenny schließt die Tür hinter uns und legt einen Finger auf die Lippen. Draußen kreischt und tobt das achtbeinige Scheusal, hämmert auf Wände und Türen ein, doch es scheint nicht bemerkt zu haben, wohin ich geflohen bin.

»Ich hoffe, du hast gefunden, wonach du gesucht hast«, flüstert Jenny, nicht ohne einen Anflug von Sarkasmus. »Sie hat dich jedenfalls gefunden, wie es aussieht.«

»Sie?«, frage ich verwirrt. »Meinst du etwa dieses Ding da draußen?«

Jenny lächelt mich an. Im gelblichen Licht der Gaslaterne sieht ihre Haut wächsern aus, als wäre sie nicht mehr als eine dieser Puppen, die andernorts nach den Abbildern realer Personen erstellt werden.

»Was machst du überhaupt hier unten?«, setze ich nach. »Wolltest du nicht vermeiden, von solchen Kreaturen gefressen zu werden.«

»Oh, ein einfaches Danke hätte gereicht«, gibt Jenny schnippisch zurück. »Du siehst es ja, manche Dinge bekommst du ohne mich einfach nicht hin. Ich konnte ja wohl nicht zulassen, dass du endest wie die anderen.«

Sie weiß davon? Von den anderen, die aussehen wie ich? Ist sie etwa Teil dessen, was hier geschieht? Noch bevor ich auch nur die erste der Fragen stellen kann, die mir durch den Kopf gehen, nimmt Jenny meine Hand.

»Du weißt, dass ich nicht für immer da sein werde, oder?« Sie sieht traurig aus. »Du musst lernen, dich selbst über Wasser zu halten, hörst du?«

Ich nicke. Es ist nicht das erste Mal, dass sie mich aus einer brenzligen Situation gerettet hat. Vielleicht sollte ich dankbarer sein.

»Komm jetzt, wir müssen von hier verschwinden, bevor sie wiederkommt. Sie hat ihre Augen überall.« Jenny öffnet die Tür, packt mich am Arm, und zieht mich hinter sich her in die Dunkelheit.



Ein Windhauch trägt mich vorwärts, treibt mich an, als wäre ich ein Segelschiff. Ich muss ihn finden, den Mann, der an allem die Schuld trägt. Muss ihn greifen, ihn packen, ihn zu Boden ringen. Und dann werde ich ihn bezahlen lassen für das, was er getan hat. Da vorn! Da ist er! Er flieht. Vor mir. Ich muss schneller werden, muss ihn erreichen. Mit aller Macht kämpfe ich mich voran, komme näher.

Die Erde grollt unter mir. Von vorn wälzt sich eine formlose Masse auf mich zu. Sekundenlang bin ich außerstande, irgendetwas anderes zu tun, als schockiert hinstarren. Ich sehe Hände, Füße, Köpfe, Blut, alles vermengt zu etwas, das nur als furchtbar und alptraumhaft beschrieben werden kann. Ein Klumpen aus Körpern rast kreischend auf mich zu. Ich muss mich verstecken, mich vor dieser Abscheulichkeit verbergen. Nicht ausdenken, was geschieht, wenn mich hunderte Arme und Mäuler zu fassen bekämen. Sie würden mich bei lebendigem Leib verschlingen und zu einem der ihren machen. Ich könnte meine Mission nicht vollenden. Das darf nicht geschehen! Ich wende mich um, schaue nach oben, suche nach einem Fluchtweg. Zu allen Seiten nichts als Felsen. Da vorn, eine Nische. Ich laufe auf das schreckliche Ding zu, das Kreischen wird lauter, lässt mich taumeln. Dann presse ich mich an die Wand und schlage mit den Fäusten darauf ein, wieder und wieder und wieder. Ich spüre, dass meine Haut aufplatzt, dass Knochen zu brechen drohen, doch ich darf nicht aufhören. Der Schmerz gibt mir Kraft, und nach einigen Sekunden habe ich einen Durchbruch in den Fels

geschlagen. Im letzten Augenblick zwänge ich mich hindurch, kurz bevor dieses Inferno aus menschlichen Leibern an mir vorüber rast.

Ich bin draußen, das ist alles, was zählt.



Er wird mir nicht entkommen. Habe ich einmal eine Fährte aufgenommen, bringt mich nichts und niemand davon ab, meine Beute zur Strecke zu bringen. Viele Nächte lang habe ich gewartet, ihn beobachtet, habe gelernt, wo er sich versteckt und welche Wege er geht. Jetzt ist die Zeit gekommen.

Ich folge ihm durch das Labyrinth, das ständig seine Form ändert, behalte ihn im Auge, wohin auch immer er geht. Geduld ist eine Tugend, die auch ich erst lernen musste. War ich anfangs impulsiv und emotional, so habe ich nun die kalte Präzision eines erfahrenen Jägers angenommen. Der Lohn ist nicht das Betrachten der Beute, wenn sie geschlagen vor mir liegt, sondern das Wissen darum, einmal mehr den Richtigen erwischt zu haben.

Abstand halten, in der Menge verschwinden, nicht auffallen, gleichzeitig niemals die Beute aus den Augen lassen. Manchmal bin ich nur wenige Meter entfernt, dann wieder lasse ich ihn etwas laufen und koste die Spannung aus. Es ist ein Spiel, wenngleich die Regeln besagen, dass der Verlierer mit seinem Leben zahlt.

»Du wirst das durchstehen, so wie du all die anderen Dinge durchgestanden hast, hörst du?«, flüstert mir Jenny ins Ohr.

Ein gleißender Blitz trifft mich, lässt meine Muskeln zucken, beraubt mich der Kontrolle über meinen Körper. Ich will schreien, doch meine Zunge ist gelähmt. Mehr als ein Keuchen bringe ich nicht hervor.

»So ist es gut«, sagt Jenny und lächelt mich an. »Du hast es gleich geschafft.« Eine Träne rinnt an ihrer Wange hinab. »Leb wohl.«

Für einen Moment ist es, als würde die Zeit stillstehen. Alles ist erstarrt. Bewegungen, Worte und Gedanken sind geronnen zu einer Momentaufnahme. Rasiermesserscharfe Fragmente durchtrennen Haut und Fleisch, öffnen Wege für Blut, das hervorschießen will. Knochen splintern, werden zertrümmert von der Wucht eines Orkans und brechen hervor aus Körpern. Das Ge-

räusch, schrill und betäubend, hallt nach in meinem Kopf, sekundenlang, nachdem alles vorbei ist. Ich will um Hilfe rufen, doch kein Laut verlässt meine Kehle.

Unter höllischen Schmerzen drehe ich den Kopf. Zerfetzte Lippen formen ein Wort, wieder und wieder. Dann ist da ein Gesicht, das mich anstarrt. Ich präge es mir ein, um diesen Mann wiederzuerkennen, sollte ich ihm jemals erneut begegnen. Er ist es, der die Schuld an dem trägt, was geschehen ist. Ich werde ihn finden, und dann wird er bezahlen.

Das letzte, was ich sehe, bevor die Ohnmacht mich umfängt, ist ein Kleid, dessen Weiß mit jeder Sekunde mehr von Rot verschlungen wird.

DIE HERBERGE

Albera Anders



Es war warm. Der Himmel lose von Wolken. Zeit und Sonnenstand nachvollziehbar durch den Dauerhupton einer sich hinziehenden Hertzfrequenz, die sich zuvor durch ein alarmierendes, immer wiederkehrendes Aufheulen angekündigt, sich dann aber nach einigen Sekunden in einen asystolen Mantel verwandelt hatte, der sich nun über die ganze Stadt als Mittagssirene ausbreitete. Eine kleine Stadt muss es gewesen sein, jedenfalls fühlte sie sich klein an, als ich auf dieser Straße stand. Links von mir erhob sich eine große Mauer, die sich bis zum Horizont hinzog. Hinter ihr lag ein weites Feld mit runden Fabrikschloten, emporragende Säulen, die ihre Rauchladungen fortwährend wie niemals versiegende Gey-sire ausstießen. Riesenhafte Schwaden, die den Himmel durchzogen. Die aussahen wie die zu Rauch gewordenen, sich wandelnden Seelen Verstorbener, die von den unzähligen Schächten aus der Erde befördert über die Stadt hinwegwanderten.

Kein Mensch war zu sehen, es gab nur eine Aneinanderreihung von schlichten Fachwerkhäusern zu meiner Rechten, die für das Auge ebenso endlos verlief wie die Mauer zu meiner Linken. Ich wusste nicht genau, weshalb ich hier war. Wusste nur, in welches Haus ich einkehren sollte. Es war ein Haus, das sich von den anderen Häusern äußerlich nicht sonderlich unterschied. Ich hatte nichts dabei, obwohl ich davon ausging, ich würde hier einige Zeit verweilen. Als ich es betrat, fand ich nichts weiter vor als eine kleine, vor mir liegende schmale Treppe, die offenbar ins Dachgeschoss hinaufführte. Die Stufen knarzten. Eine jede mit ihrem eigenen Ton. Auf der letzten angekommen, schritt ich einen ebenso schmalen Flur entlang, der zu einer mitternachtsblauen Tür führte, in die ein Auge mit einem gesenk-

ten Lid eingelassen war. Darunter war ein goldenes Schild angebracht auf dem die feinziselierte Zeile stand:

Mondgärtenmol

Das hinter der Tür liegende Zimmer war geräumiger, als ich es mir vorgestellt hatte. Ein einfaches Bett stand darin. Es gab ein Waschbecken mit einem Spiegel darüber, sowie ein kleines quadratisches Flügelfenster vor mir, das den Blick in Richtung des Fabrikgeländes freigab. Daneben ein kleiner Tisch auf dem eine Petroleumlampe stand. An den Wänden hingen viele kleine gerahmte Blätter und Blüten, ein ausgestelltes Herbarium, Pflanzen, deren Namen ich nicht kannte, die ich teils noch nie gesehen hatte. Fellig und urwüchsig boten sie sich mir dar. Einige waren mit seltsamen Augenflecken versehen. Ich lief zum Fenster. Vor mir ragte kerzengerade ein kranähnliches gelbes Gebilde in die Höhe, erstaunlicher Weise viel höher als die Schlotte, die ich zuvor noch unten auf der Straße erblickt hatte. Am Ende seines in den Himmel ragenden Armes war ein überdimensionales durchsichtiges Becken in Form einer Badewanne angebracht, das, durch ein bewegliches Scharnier, gleichmäßig wie ein Metronom zu beiden Seiten schwang. Darin eine zähe rote Flüssigkeit von ölicher Konsistenz, von der sich immer wieder, durch die Bewegungen, riesige Tropfen lösten, die in Zeitlupe auf die Fabriken niederfielen. Es war abzusehen, dass die Flüssigkeit unkontrolliert über die Fabriklandschaft hinwegschwappen würde. Ein großer roter Strom, der das Becken aus der Verankerung zu reißen drohte. Mir wurde schwindelig, der Dachstuhl bewegte sich mit ...



Als ich auf dem Bett liegend erwachte, war es bereits dunkel. Die Flügel des kleinen Fensters waren aufgeklappt, bewegten sich langsam aber merklich. Ich erhob mich, lief zu dem kleinen Tisch und entzündete das Licht der Petroleumlampe. Kutschen- und Pferdegeklacker war von der Straße zu hören. Menschen unterhielten sich. Ich schaute hinaus. Das Fabrikgelände war tief in die Nacht gesunken. Es sah aus, als hätte es sich entfernt, als wäre es von der Dunkelheit geschluckt worden. Es präsen-

tierte sich nunmehr als eine mit Sternen gespickte Schlotlandschaft, die sich im Mund der Nacht als Fata Morgana verbarg.

Ich sah mich in meinem Zimmer um, konnte mich nicht erinnern, dass ich das Fenster geöffnet hatte. Ich betrachtete die aufgehängten Rahmen. In jedem war nun, anstelle einer sonderbaren Pflanze, ein harlequinähnliches Wesen zu sehen, das in jedem eine andere akrobatische Disziplin vollführte und mich dabei anblickte, als wolle es mir den Sinn dieser Figuren bedeuten. In der Weise wie ein Pantomime es tun würde. Es kam mir vor wie eine in Fleisch und Bewegung übergegangene Essenz jener urwüchsigen Pflanzen, die nunmehr verschwunden waren. Eine Mimikry, die sich in der Nachahmung ihres Stoffes in Gebärden übersetzte. Ich musste an die faszinierenden Beispiele der Natur denken, an eine Orchideenart, die ihre Blüten nach der Gestalt einer Bienenkönigin ausprägt, die sogar deren Duft während des Hochzeitsfluges nachahmt. Oder an die Augenflecke, die als Nachahmung von Wirbeltieraugen interpretiert werden können, die ich auch auf den felligen Blüten der Pflanzen bemerkt hatte. Und an noch viel mehr dergleichen. Aber diese Art von Mimikry schien mir eine völlig andere zu sein, anders motiviert als jene im Verlauf der Evolution von der Natur jemals hervorgebrachte. Sie schien dem Zwecke zu dienen, ein tieferes Verständnis beim Betrachter der akrobatischen Figur und ihrer ausgeführten Bewegung zu erzeugen. Diese Mimikry war eine Übersetzung von *etwas* in die Sprache der Bewegung eines Körpers. Sie stellte etwas dar, an das ich mich nicht mehr erinnern konnte, zeigte mir etwas, das ich offenbar vergessen hatte. Und doch schienen mir diese Figuren nicht fremd.

Ich verließ das Zimmer, verließ das Haus. Die Straße war belebt und von Laternen hell beleuchtet. Passanten schlenderten in ihr in beide Richtungen. Auffallend jedoch war, dass diejenigen, die nach links liefen, sich Zeit zu lassen schienen, schläfrig wirkten sie, während jene, die nach rechts eilten, sich eines Schrittes bedienten, der etwas Tänzerisches hatte. Auch flammten ihre Augen dabei auf. Es sah aus, als hätte etwas einen Funken in sie getan, der sie nun lodern ließ. Ihre Arme rissen sie dabei in die Luft, als wollten sie anheben zu fliegen. Wild wirkten ihre Gesichter. Wild und vergessen. Die Straße selbst, ich konnte kein einziges Schild entdecken, das mir ihren Namen verriet, bestand aus vielen kleinen roten Pflastersteinen, die sich hier und da hügelig wellten, als befände sich alles Leben, dass sich

durch sie in die Nacht begab, im Mageninnern einer Schlange, die keine Enden hatte.

Ich überlegte, in welche Richtung ich gehen sollte, sah dem Treiben zu beiden Seiten zu. Ein in einiger Entfernung stehender Mann in der Gestalt eines Schwanes erregte meine besondere Aufmerksamkeit. Er war unter den dahintänzelnden Federlosen der einzige, der nicht zu fliegen versuchte, der einem Vogelwesen jedoch zur Hälfte nahe kam. Hätte er statt seiner Beine schwarze Füße mit ledernen Schwimmhäuten gehabt, wäre er ohne Zweifel eines gewesen. Aber so identifizierte ich ihn einfach als eine weitere merkwürdige Gestalt, die die Nacht auf eine Reise geschickt hatte, die ebenso wie die Straße kein Ende zu haben schien. Ich versuchte zu ihm zu gelangen, doch die papagenen Tänzer liefen bereits zu Hunderten neben mir her. »Wir gehen von etwas aus! Deswegen sind wir hier«, flüsterten sie, einer nach dem anderen, immer dann, wenn ich sie fragend ansah. Ich schaute nach dem Gefiederten und sah ihn zu meinem Erstaunen durch die Mauer gehen, hinter der das Fabrikgelände lag. Schnell bugsierte ich mich auf das davorliegende Trottoir, tastete mit meinen Händen die Mauer entlang. Ich hoffte, ich würde ihn noch finden. Die Meute zog weiter gen Horizont, mehr und mehr von ihnen strömten aus den Häusern, um diesem Zug auf diese eigentümliche Weise zu folgen. Und obwohl ich das hinter der Mauer liegende Gelände scheute, hatte ich das Gefühl, mich Heim zu tasten, und fand sogleich eine schmale Bruchstelle, die gerade einmal so breit und so hoch war, dass ich durch sie hindurch passte. Wie es der Schwan hingegen geschafft hatte, blieb mir ein Rätsel.



Es ist finster auf dem Gelände, ich kann kaum die Hand vor Augen sehen. An meine Ohren dringt ein Klang, der sich am ehesten ergibt, wenn man John Cages *Bird Cage* von 1972, Bernd Alois Zimmermanns *Metamorphose* von 1954 und Schoenbergs *Pierrot Lunaire*, op. 21, dirigiert von Simon Rattle, dargeboten von Jane Manning, simultan laufen lässt. Ich bewege mich langsam vorwärts, spüre, wie der Boden unter meinen Fußsohlen weicher und weicher wird. Fast tänzelnd reiße ich meine Arme in die Luft, in der irren Hoffnung, ich würde mich in der Luft halten können. Ich lache, als ich bemerke, wie hoffnungslos es ist, um wieviel hoffnungsloser auf diesem Gelände, da die

Schwerkraft hier in einem höheren Maße ihre Wirkung zu entfalten scheint. Fußknöcheltief eingesunken schaue ich nach oben. Über mir prangt nun ein zunehmender, sich mehr und mehr ausdehnender Mond, so als hätte er sich aus meiner Pupille soeben erst in den Nachthimmel gestülpt. Fein wie Staub fällt sein Licht über das Gelände, über all die Häuser, Kessel, Schäfte und Rohre, Kräne und Wägen, ummantelt nach und nach ihre in der Schwärze liegende Anatomie. Eine Bestie nach der anderen tritt mit leuchtenden Gebeinen sichtbar in die Nacht. Riesenhaft thronend, versammelt auf einem Areal. Eine jede in ihrer eigenen funktionalen Figur verharrend und doch durch die vielen Rohre mit der nächsten verbunden. Unfähig sich aus dem Staub zu machen. Darauf wartend, dass man sie alle bedient, ihr gemeinsames teerschwärzes Herz anwirft, um die schwarze Galle zum Kochen zu bringen. Versorgt von einem Netz von Lastkraftstraßen, von fleißigen und ölverschmierten Händen unablässig gefüttert. Bis sie irgendwann, tief in die Zeit hinein, brüchig werden, ohne dass ihr Hunger je versiegt wäre.

Vor mir, inmitten dieses grotesken Reiches, kniet der Schwan mit dem Rücken zu mir vor einer großen dunklen Lache, die das Ausmaß eines kleinen Teiches hat. Ich sehe ihn seinen linken Flügel spreizen, sehe, wie er sich mit seinem Schnabel ins Fleisch beißt, trete näher an ihn heran. Gewebige Fetzen hängen von seinem Flügel herunter. Ölig schwarz tropft es von seinem Schnabel. Ölig schwarz wie der Teich, der vor ihm ersteht. Ich muss an die beiden Schwäne denken, die damals im großen Teich meines Dorfes schwammen, an deren unerbittliche Gebärden, sobald Gefahr drohte. Wie zwei stille Wächter kamen sie mir stets vor, majestätische Tiere, die ihr eigenes Lied hinter ihren schwarzen Augen verbargen. Stoisch ihre Bahnen auf dem Spiegel der Zeit ziehend.

»Was tun Sie da?« Nicht wissend, ob er mich bereits anwesend weiß und ob er mich überhaupt versteht, bleibe ich eine Schrittlänge neben ihm entfernt stehen. Nach einem Moment des Verharrens nimmt er seinen Kopf unter dem Flügel hervor, schaut über den Teich hinweg und zieht langsam seinen blutenden Fittich nah an seinen Körper heran. »Ich zehre mich auf.« Seine Stimme ist dunkel und samten.

»Um Himmelswillen, warum tun Sie das?«

Er dreht sein Gesicht zu mir. Sehnig und ausgezehrt wirkt er unter seinem Gefieder. »Ich komme aus den Tagen. Mein Leib ist mein Brot. Mein Tränen sind mein Wasser.«

Ich weiß kaum welche Frage ich ihm als nächstes stellen soll, da sich ein Gedanke an den nächsten reiht, anflutet als würde in einem unendlichen Strom eine Blütenform die nächste ablösen. Ich weiß weder ein noch aus. »Aber es ist doch tiefe Nacht. Unfassbar unendlich tiefe Nacht!«, beharre ich und schaue dabei in den Himmelsraum als könnte ich damit meinem Ausruf Wahrheit verleihen.

Er hält inne und nickt zu meinem Erstaunen. »Ja! Und deshalb muss ich mich aufzehren, bis nichts mehr von mir übrig ist.« Er deutet mit seinem unverletzten Flügel auf die schwarze sterngespickte Lache. Seine schwarzen Augen flackern. »Immer wieder komme ich hierher, esse und zehre erneut von mir, und mit jedem Mal und jedem Bissen, den ich von mir zu mir nehme, wird dieser Teich größer und größer, bis er irgendwann ein See, ein Meer oder gar ein Ozean geworden ist.«

Seine Worte geben mir aus irgendeinem Grund, den ich nicht verstehe, ein Gefühl der Urvertrautheit. Wieder deutet er zu der großen Lache. »Geh' hinein. Dein Leib ist dein Brot. Deine Tränen sind dein Wasser. Dein Blut ist dein Haus.«

Ich steige in den Teich, seine letzten Worte, die ich höre, bevor es mich hinab in die Tiefe zieht, sind jene Worte, die auch die dahintänzelnden Federlosen mir zugeflüstert hatten: »Wir gehen von etwas aus! Deswegen sind wir hier.«



Tageshelle dringt in meine sich öffnenden Augen. Ich blinzele, spüre wie sich eine Träne löst und meine Schläfe herabrinnt. Gedämpfter Vogelgesang schlingt sich um meine Ohren. Das geschäftige Pfeifen des Teekessels in der Küche ruft mich von meiner Recamiere. Müde aber flink laufe ich zum Herd, um das Feuer zu drosseln, ich schenke mir eine Tasse blauen Fellmanteltee ein und steige die wohlignarzenden Stufen hinauf zu meinem Schlafzimmer. Das Lid des mitternachtsblauen Auges scheint weiter geöffnet zu sein als sonst. Zart wirbelt der Staub beim Öffnen der Tür vor meinen Augen in der Helle des Zimmers, als wäre das Sonnenlicht

nichts anderes als eine luzide Wiese, die den Dingen ihre Spielereien und Tänze erlaubt, sie herauslockt, sich aufzuführen, der Schwerkraft auf eine übereinkommende Weise die Führung zu überlassen, sich ihr huldigend darzubieten, da nur sie jeder Bewegung eines Körpers einen wahren Ausdruck verleiht. Eine kosmische Chiffre, die das durch Bewegung erzeugte Bild als universelle Sprache nutzt, sobald die Dinge sich in Fühlung miteinander begeben. Durch die samtene Wärme schreitend, stelle ich den Tee auf dem kleinen Tisch neben dem Fenster ab, ziehe die kleine in ihm verborgene Schublade hervor und nehme aus ihr den alten, bereits gilbfleckigen Brief heraus, den ich seit Jahrzehnten in ihr verwahre, um ihn erneut, seit Weilen einmal wieder zu lesen:

Liebster,

erinnerst du dich, wie oft wir dort waren? Wie oft wir uns in der Mittagspause vom Gelände der Fabrik gestohlen hatten, um beieinander zu sein. Wir gingen damals von etwas aus. Du sagtest: »Deswegen sind wir hier.« Und so spazierte ich mit dir durch eine mitternachtsblaue Mondlandschaft mit Bergen, die uns umgaben. Wir liefen an weiten Weizenfeldern vorbei, die ein paar Schritte später einem Meer gewichen waren, das aufgrund des Lichts kaum von der restlichen Mondlandschaft zu unterscheiden war. Ich entdeckte eine blaue Blume am Wegesrand. Erkannte sie sofort als eine mir bekannte. Ich zeigte sie dir. Sie war heller als das dunkle Blau der Mondlandschaft. Ich dachte fast an Aquamarin, du aber meintest: Preußenblau. Ihre vielen kleinen Blüten, die Augen glichen, waren von einem feinfelligen Mantelblatt umgeben.

Wir sprachen beide viel miteinander. Liefen und liefen. Ich drehte mich um 180°, spazierte weiter mit dir, lief nun aber rückwärts und bog mich langsam in der Manier einer sterbenden Schwänin mit geschlossenen Augen in Zeitlupe nach hinten. Schwerkraftlos, bis ich fast den Boden berührte. Ich sah, wie es dich verängstigte, du standest daraufhin diagonal im Raum, berührtest den Boden nicht mehr, ein Ausdruck des Erschreckens hielt sich in deinen Gesichtszügen. Auch du warst nun in Zeitlupe. Ich hob mich schnell wieder auf, dich zu beruhigen. Ich hatte dir wohl spielerisch etwas gezeigt, das dir Angst machte. Und so verstand ich selbst erst in diesem Moment, was für eine Gebärde ich da vollzog. Eine, die ich auch nur durch den Vollzug selbst als eine Übersetzung des Sich-gewahr-Werdens der Endlichkeit eines Lebens mit dir begriff. Denn an einem anderen Ort, würden wir in dieser vielleicht doch nicht viel mehr als eine Akrobatin entdecken ...

An dieser Stelle enden die Zeilen, sind kaum mehr lesbar, da sich das Papier am unteren Ende irgendwann einmal mit dem ›Schwarzen Gold‹, wie sie es nannten, vollgesogen hatte. Mit jenem der Erde abgetrotzten, das wir damals in den Kupferkesseln zum Sieden brachten. Ich versuche mich zu erinnern, was dort stand, doch es gelingt mir nicht, wie mir seit einiger Zeit vieles nicht mehr gelingt, da mir Dinge entfallen, ich sie, bis auf dich, einfach vergesse. Und so falte ich den Brief wieder und lege ihn zurück in sein hölzernes Bett. Betrachte dabei die kleinen hellbraunen Flecken auf meinen Handrücken, meine pergamentartige durchsichtig gewordene Haut. Ich öffne das kleine Fenster, sehe die alte, schon lange in Ruinen stehende Erdölraffinerie, werfe meine Hände in die Luft und beobachte, wie sie fedrig durch den grauen Schlaf der Welt flattern. Ich warte auf den Sonnenuntergang. Warte darauf, dass sie zurückkehren: zwei Vögel, die sich niederlegen.

DER GEHENKTE

Michael Perkampus



(Am 25. Januar 1855 erhängte sich der heute weltberühmte Dichter Gérard de Nerval in Paris an einem Straßentor der Rue de la Vieille-Lanterne, einer Sackgasse, die es heute nicht mehr gibt. Bei sich trug er das Manuskript der Aurelia.)

Die ausgelassene Stimmung verpuffte jäh mit dem ersten Glockenschlag. Nicht die Mitternachtsstunde, in der die Geister früherer Zeiten toben, ist die ungemütlichste der ganzen Nacht, es ist die Spanne zwischen drei Uhr morgens und dem Sonnenaufgang, die für die meisten Todesfälle sorgt. Zu diesem Zeitpunkt steht die absolute Schwärze in ihrem Zenit und jeder positive Gedanke ist nur ein hilfloses Konstrukt innerhalb der unüberwindbaren kosmischen Kälte.

Gerade noch war ein Glas am anderen erklungen, die Kehlen feucht, die Münder zum Gelächter verzogen, der Geruch prickelnder Bowle erfüllte die Luft und bahnte sich seinen betörenden Weg durch die Ausdünstungen der Freude, die von den Gastgebern und den Gästen gleichermaßen in die Aura des Hauses gestanzt wurden.

Doch jetzt war es drei Uhr und Gérard verließ das Gebäude durch eine der im Schatten liegenden Hintertüren. Sobald er sie hinter sich geschlossen hatte, hörte er nichts mehr. Er atmete tief ein und wieder aus, korrigierte den Sitz des Krawattenknotens und setzte sich in Bewegung. Die Nacht war unangenehm kalt und lag wie ein flüssiges Gift vor ihm. Die Schwärze ist ohne Klang und sie ist allein; allein ist auch das Nichts, das kein Lebewesen denken kann. Er benötigte einen kurzen Augenblick, um seine Gefühle zu sortieren. Mit diesem Andrang hatte er nicht gerechnet, obwohl er so

viele Einladungen verschickt hatte wie noch nie in seinem Leben. Auch wenn in der Regel die Besucher ausblieben und er auch diesmal damit gerechnet hatte, eilte er sich im Badezimmer, zog seinen Mantel an, in dessen rechte Außentasche er das Manuskript seiner *Aurelia* steckte – der kurze Blick in den Spiegel zeigte nichts Überraschendes. Er ging hinaus, um das Defilieren zu seinen Ehren aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Ja, es war Trauer, sonst wäre er überhaupt nicht erst hier. Ein bitterer Walzer ertönte und es war unklar, in welchem Takt er enden würde. Sämtliche Tanzbeine standen still, aber einige seiner Gäste begannen sich lässig zu drehen, nutzten dann aber das schnelle Rotieren ihrer eigenen Achse, um sich in die Erde zu graben. Aber das bildete er sich nur ein. Seine Beobachtungen waren darauf konditioniert, nach verlorenen Spuren zu suchen, Spuren, die einst so eindrücklich im Dreck der Welt zu sehen waren und jetzt verweht sind, ewige Körner, so klein und auf immer verschwunden. Und auch seine Erinnerung würde verblasse, sich neu anordnen zu einem Zauber, der nie war. Die Stille wird sich ebenso fremd anhören wie jeder Lärm. Wir sind nicht dort zu finden, wo wir einst glaubten, gewesen zu sein. Aber wenn das so ist, dann sind wir auch nicht in einer Gegenwart vorhanden, dann sind wir nicht vorhanden, dann sind wir nicht.

Vor kurzem erst war er aus der privaten Irrenanstalt des Dr. Esprit Blanche entlassen worden, aber die Bewunderer hatten ihn nicht verlassen, während er in Traumreichen reiste und bizarre Kunde aus einer anderen Welt zurückbrachte, die man für sein dichterisches Werk hielt. Aber sie verstanden nicht, dass er nicht länger unter ihnen weilen konnte, dass er dorthin zurückkehren musste, wo er die Fragen, die ihn ein Leben lang quälten, in eindrucksvollen Bildern beantwortet bekam. Jenny hatte ihn verschmäht, weil sie das Unheil an ihm riechen konnte, wie sie sagte. Aber welches Unheil, und vor allem: wie roch es? Er fand sie wieder in einem Paris der überirdischen Sinne, wo kein Gestank die Erde trübte und die Körper nur aus einem Nebel bestanden, der sich manifestieren konnte, wo immer er wollte. Die vielen Welten, die es geben mochte, waren ein jeweils in sich geschlossener Sinnesapparat.

Stets waren seine Träume finsterer Natur. Sie begannen in völliger Schwärze, und nach einer Aufblende vermittelten sie den Eindruck einer beschädigten Kamera. Aber durfte er das, was er sah, wirklich Träume nennen? Zunächst hatte er nur die Vermutung, dass diese Bilder tief aus der

Erde kamen, über eine Verbindung, eine kommunizierende Röhre erreichten sie sein Rückenmark, und dieses wiederum sorgte für Impressionen, die zwar scheinbar nichts mit ihm zu tun hatten, dabei aber doch für ihn bestimmt waren. Eine Erklärung für diese Absonderlichkeit vermochte er lange nicht zu finden, obwohl er alle Möglichkeiten auszuschöpfen gedachte, die ihn zu einem Verständnis dieses Phänomens führen könnte, denn er wurde von Krämpfen geplagt, die sich tagsüber in seinen Bauch genistet hatten. Die Schmerzen begannen zaghaft und ließen nach einer Weile wieder nach, aber sie kehrten in immer stärkeren Intervallen zurück, so, als wolle sein Innerstes seinen Körper abstreifen, der sich aber an Sehnen und Knochen verheddert hatte und dadurch nicht abzuschälen war.

Unter den Fundamenten rieb sich die Erde auf, verdichtete sich zu fremdartigem Gestein, das in Jahren ohne Sommer an die Oberfläche drängte. Die Erderschütterungen hatten die Gebäude gebrandmarkt, das Erkennen in den Erkern, die auf einen nutzlosen Garten spuckten. Überall ging eine seltsam gefärbte Saat auf, die sich allerdings wieder zurückziehen musste, als eine neue Straße über die Hügel gezogen wurde. Die Maschinen waren dem Menschen heute so nahe wie früher die Gerüche, die aus den Ställen drangen und in denen neuerdings Küchen betrieben wurden.

In manchen Träumen, die nach Erde rochen, stieg er innerhalb einer allumfassenden Dunkelheit stets in einen knochenbleichen Kahn, der an einem Steg vertäut nur auf ihn wartete. Er bewegte sich geräuschlos auf und nieder, fast zärtlich schlug sein Heck gegen die Pfosten. Der Himmel war von der gleichen Farbe wie das leicht über das Ufer schwappende Wasser, das von einer mit Disteln bewachsenen Dammschulter in seinem Bett gehalten wurde. Nichts spiegelte sich zwischen den leichten Wellen, denn seine Augen waren die einzigen Lichtquellen, auch wenn sie weder glühten, noch leuchteten. Er vermutete, dass die Dunkelheit – so tief und dick – alles, was er dennoch sehen konnte, umgab, wie es sonst nur in den weit von der Oberfläche entfernten Niederungen des Ozeans vorkam. Wer wird bestreiten wollen, dass der Traum ein Ozean ist, vielleicht sogar das Urmeer selbst, das einst die ganze Erde dominierte, bis sie von Lebewesen und Ländern träumte, um eines Tages die ganze Aufmerksamkeit aller Universen auf sich zu ziehen.

Er setzte sich in den Kahn und erst dann tauchte hinter ihm eine Präsenz, die er nie zu sehen bekam, ihren Stab in das schwarze Wasser. Es kam

ihm ganz natürlich vor, ins Nichts getragen zu werden, denn es war keineswegs ein See, auf dem das Boot über die Oberfläche glitt. Bald umgaben ihn Nebelschwaden und formierten sich zu befremdlichen Szenen, durch die ihn der *Ferge* stakte. Gérard erkannte Wesen, wie sie in der Mythologie überliefert und beschrieben worden waren – aber mit unheimlichen Abweichungen. So erblickte er – um nur ein Beispiel zu nennen – einen Pferdemenchen seinen stolzen muskulösen Oberkörper zur Schau stellen, als er einen gewaltigen Bogen spannte, um ein unbekanntes Ziel anzupeilen; an seinen Oberschenkeln aber drängten sich Geschwüre aus dem Fell, die mit fratzenhaften Gesichtern versehen waren, bei denen es sich genauso gut um Schrumpfköpfe gehandelt haben könnte, die sich der Krieger um die Läufe gewickelt hatte, aber es schien ihm aus einem nicht näher zu bezeichnenden Grunde töricht. Sobald er seinen Blick auf eine andere dieser zahlreichen Nebelwolken richtete, nahm er aus den Augenwinkeln das Erstarren der zuvor beobachteten Ereignisse wahr. Der Pfeil des Kentauren löste sich nicht von der Sehne.

Die sich überlagernden Bilder eines Höllenbreughel, die sich über ihm auftürmten und durch seinen Traumleib wehten, waren über alle Maßen unbeschreiblich. Kein visueller Eindruck davon blieb in seinem Gedächtnis haften, sondern nur eine groteske Ahnung des Gleichzeitigen, ein wuchern-des Pandämonium, das keinen Raum benötigt, in den hinein es seine Schreckensbilder wirft. Die Erde träumte von ihm und er selbst erweiterte wiederum ihre Träume, indem er Sterne erfand, die diesem Planeten ein Dasein unter vielen ermöglichte. Durch seine Ahnungslosigkeit füllte er die Leere mit Materie, die sich auf seinen stummen Befehl hin in bekannte und unbekannte Objekte verwandelte.

Er sah den Schatten besiegtter Heere, wie er um einen Kenotaphen hing, die Gebeine der Gefallenen ruhten nicht mehr hier. Sie alle hatten sich erhoben; dreimal beim Namen genannt, fühlten sie sich eingeladen, durch die Welt zu streifen, sich in Mooren und im Dickicht der Wälder zu verstecken, auf der Suche nach Leben, das sie nirgendwo fanden.

Seine Blicke fielen auf einen Ziegenbock, der von diesem untoten Heer der vielen Völker als Lichtgestalt gepriesen wurde. Aber er war auch das Krokodil in so vielen Seen, hatte dort die Flüsse aufgepeitscht, das Wasser mit seinen Füßen verschmutzt, die Fluten aufgewühlt. Sein geschändetes Fleisch wurde auf den Bergen ausgelegt und die Täler mit seinem Aas ge-

füllt, das Land ertrank unter der Flut seines Blutes und Finsternis legte sich darüber. Das Schwert von Babel war über den Fürsten von Rosch, Meschech und Tubal gekommen. Zyklopenhafte Wände und Mauerzüge im modellierenden Licht unsichtbarer Scheinwerfer überschwemmten das Bild der öden Wüste, deren Sand, ockerfarben vom Blut, in der plötzlichen Dunkelheit erkaltete. Eine seltsam bannende Kraft lag in diesen Mauerresten. Erdmasse aus Mergel. Nymphen, Faune und Mänaden, ein Satyr auf einem Esel reitend, pralle Hüftstücke unbekleideter Damen, durch Spiegel vervielfältigt. Selige Ekstase folgte dem Tod, Perlhühner und Wägelchen mit Weintrauben bespannt. Enten, Pfaue, Feigenbäume. Säulen, Kapitelle, Gesimse, Grabdenkmäler, Reliefs und Skulpturen verschwammen in traumhaften Symbolen. Und immer wieder sah er Pferdemenschen, wie sie durch ein Nebelband hetzten, Schaum schimmerte auf ihren Gesichtern, die Augen in die weite Ferne gerichtet und starr. Vor ihnen lag nichts als die große, gähnende Schlucht *Ginnungagap*. Hier in dieser gewaltigen Leere, mitten zwischen Licht und Dunkel, sollte alles Leben seinen Anfang nehmen in der Begegnung zwischen Eis und Feuer. Langsam begann der Schnee zu schmelzen; geformt aus der Kälte, aber von der Hitze zum Leben erweckt, entstand ein seltsames Wesen, der Größte aller jemals existierenden Riesen mit dem Namen Ymir.



Um die Krämpfe während seiner Wachphasen in den Griff zu bekommen, bewegte sich Gérard viel. Sportlich war er nie veranlagt, aber er fand heraus, dass ihm ausgiebige Spaziergänge etwas Linderung verschafften. Täglich erweiterte er die Runde um sein Haus, bis er eines Tages auf eine Hütte stieß, vor der ein Topf auf einer offenen Feuerstelle kochte. Ausgebleichte Felle hingen an Stangen und waren an die Hütte genagelt, manche von ihnen waren voller Schwamm, dabei handelte es sich um das Gekröse der Schlafenden, die sich am Abend ihrer Innereien entledigten und sich dann nicht mehr zusammenbekamen. Leer lagen die Hüllen ihrer Körper um das Feuer herum, im Topf entstand derweil die Welt, die sie, wenn sie von der Sonne geblendet erwachten, zu beleben gedachten. Es stank wie auf einem Schlachtfeld. Er ging näher heran, nur um zu sehen, dass er sich geirrt hatte. Nicht alle lagen tot vor der

Hütte, manche saßen um ein anderes Feuer, das in einer Tonne loderte und das er zunächst nicht wahrgenommen hatte, herum und starrten ihn jetzt aus rußschwarzen Augen an. Sie trugen Felle um ihre Schultern und sahen ganz und gar aus wie Troglodyten. Und sie forderten ihn nicht etwa auf, seinen Mantel abzulegen, um sich neben ihnen niederzulassen. Ihre Gesten konnte er nicht deuten, bis einer von ihnen sich erhob und ihm einen scharf geschliffenen Knochen reichte, aber gleich erkannte, dass er noch immer nicht begriffen hatte. Das hier, sagte er sich, war kaum ein Wahnkonstrukt seiner überreizten Sinne, unterlag nicht seiner Diagnose, die auf Dämonomanie lautete.

»Um ein Gott zu werden, musst du dich entleiben«, sprach der Höhlenmensch ihn an. Etwas später, als er wieder durch die Pariser Nacht eilte, war er der Meinung, dass er genau das getan hatte. Er hatte sein Innenleben mit einem Knochen herausgeschnitten, das Gedärm kochend zu Boden sinken sehen, bevor er sich zu den anderen legte, die vor der Hütte um den Kessel mit den alchemistischen Dämpfen gruppiert waren. Jemand nahm sein Innerstes vom Boden auf und nagelte es auf eines der Felle, das die Hütte zierte. Dann wusste er nur noch, dass er plötzlich im Regen stand. Doch er war sich sicher, dass er noch am Leben weilte, dass in ihm alles am rechten Fleck pulsierte und pumppte, was dazu gedacht war, ihn an das irdische Dasein zu fesseln. Er spürte seinen Magen, der sich wie eh und je unter Krämpfen bemerkbar machte.

Als er das Haus betrachtete, in dem seine Gäste noch immer ausgelassen feierten, war ihm klar, dass er es nicht mehr betreten konnte. Was ihm noch blieb war der Ruhm seiner *Aurelia*, die er in der Tasche hatte. Kaum würde man von seinem Manuskript ebensolche Notiz nehmen wie einst von seiner Übersetzung, die er dem Faust angedeihen ließ. Unweit der Place du Châtelet, an der Grenze zwischen erstem und viertem Arrondissement, begab er sich in die dunkle Rue de la Vieille-Lanterne. Der Teufel nahte sich nicht, als er in einer Sackgasse stand, kein Engelschor verbürgte sich für seine Entscheidung, dort zu hängen wie ein Mahnmal.

Der Clan der Gestaltlosen streunt um die verlassene Hütte herum. Der Topf brodelt noch, aber nichts von seinem Inhalt geht verloren. Die Dämpfe kehren zurück in den Sud. Das tun sie jeden Tag aufs Neue.

Quellenverzeichnis

Das Museum und die Musiktruhe, © Noah Keller. Originaltitel: *The Museum and the Music Box*, 2015. Übersetzt von Michael Perkampus. Deutsche Erstveröffentlichung.

Das Getöse himmlischer Vögel, © Brian Evenson. Originaltitel: *The Din of Celestial Birds*, 1997. Aus der Sammlung *The Din of Celestial Birds*. Übersetzt von Michael Perkampus. Deutsche Erstveröffentlichung.

Machina Obscura, © Tobias Reckermann, 2017, Deutsche Erstveröffentlichung.

Der rote Turm, © Thomas Ligotti. Originaltitel: *The Red Tower*. Aus der Sammlung *The Nightmare Factory*. Übersetzt von Malte S. Sembten für die Edition Metzengerstein 1997. Enthalten in der Sammlung *Teatro Grottesco*. © Frank Festa. Mit freundlicher Genehmigung.

Ökonomische Ordnung, © Erik R. Andara, 2017, Deutsche Erstveröffentlichung.

Das Geheimnis von Kralitz, © Henry Kuttner. Originaltitel: *The Secret of Kralitz*. *Weird Tales*, 1936. Übersetzt von Michael Perkampus. Deutsche Erstveröffentlichung.

Der Augenzeuge, © Ulf Ragnar Berlin, Deutsche Erstveröffentlichung.

Zurückgelassene Dinge, © Lincoln Michel. Originaltitel: *Things Left Outside*. Der Sammlung *Upright Beasts* (Coffee House Press, 2015) entnommen. Übersetzt von Michael Perkampus. Deutsche Erstveröffentlichung.

Das unverlangte Manuskript, Tobias Reckermann & Michael Perkampus, 2017. © Tobias Reckermann. Deutsche Erstveröffentlichung.

Verstreute Asche, © W. H. Pugmire. Originaltitel: *This Scattered Ash*. Übersetzt von Michael Perkampus. Deutsche Erstveröffentlichung.

Daefelia, © C. P. Heynk. Deutsche Erstveröffentlichung.

Visionen des Schweigens, © Frédéric Boutet. Entstehung unbekannt. Übersetzt von Hanns Heinz Ewers, behutsam redigiert von Michael Perkampus.

Herrn Berlinis seltsame Sachen, © Karin Reddemann.

Das Stundenglas, © Kenneth Goldman, 2013. Originaltitel: *The Hourglass*. Übersetzt von Michael Perkampus. Deutsche Erstveröffentlichung.

Hollowbrook, © Sascha Dinse, 2018. Deutsche Erstveröffentlichung.

Die Herberge, © Albera Anders, 2018. Deutsche Erstveröffentlichung.

Der Gehenkte, © Michael Perkampus, 2018. Deutsche Erstveröffentlichung.